This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gotth. Ephr. Leſſings

ſämmtliche Werke.

204. 1. 9 v. 17

Litteratur und Theologie.

Zweiter Theil.

Litteratur.

Mit Großherzoglich Badiſchem gnädigſtem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutſchen Claſſiker.
1824.

4755.5 (17-18)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JUL 1 1909

Vorbericht.

Hier ist der letzte Theil der vermischten Schriften meines Bruders. Er enthält die Briefe, welche sich im zweyten Theile seiner kleinen Schriften befinden. Das Vademecum, so er besonders für den seligen Pastor Lange drucken ließ, und dessen Antwort nebst dem Schreiben von dem seligen Professor Nicolai habe ich darum miteingerückt, weil sonst von dem bekannten Zwiste, zwischen meinem Bruder und Pastor Lange kein richtiges Urtheil gefällt werden kann, und man wohl weiß, wie dergleichen einzelne Blätter vergriffen werden. Dafür habe ich aber diejenigen Briefe, worin er eine Probe von einem Trauerspiele Henzi giebt, weggelassen, weil sie sich besser in seinen theatralischen Nachlaß schicken.

Was in diesen Briefen am meisten auffällig wurde, ist meines Bruders Urtheil über Langes Uebersetzung der Horazischen Oden, über Klopstocks Meßiade und über Jöchers Gelehrten-Lexicon. Wie das aber nicht allezeit zum Nachtheil des Schriftstellers ist, so war es auch hier. Die Partheilichkeit gegen ihn gieng zwar sehr weit, und wie gewöhnlich auf Allotria. Er wäre zu jung, zu naseweiß, sagten die feinsten Gelahrheitsherren; hätte nur den Zweifler Bayle und den Spötter Voltaire studiert, die damals schrecklichere Popanze waren, als jetzt. Seine Dürftigkeit und Standlosigkeit mußte sogar herhalten, ob er gleich Magister aller sieben freyen Künste zu Wittenberg geworden. Man hielt ihn höchstens für einen Witzling, der nie solide werden würde. Sollte das so viel heißen als reich, so hätte es Freund und Feind so ziemlich getroffen. Ein Wunder wäre es aber gewesen, wenn sich nicht auch Partheylichkeit für ihn gefunden, die vielleicht gerade seine Fehler, die bey dem Genie weit vorstechender sind, als bey dem simpelsten Kopfe, zum Vorwurf ihrer Bewunderung machte. Denn es scheint das allge-

meine Schicksal der Gelehrten zu seyn, mehr dem Zufalle oder gar ihren Schwachheiten, als ihrem wahren Verdienste zu danken zu haben. Ja, neun Theile von der Welt zu Feinden haben, das heißt in dem Munde solcher seyn, die uns lieber von der schlechten als guten Seite bekannt wissen wollen, und uns so wenig ein Glück gönnen, als wir sie dessen würdig halten; befördert oft mehr als der zehnte Theil Freunde, die wir haben, die von unsern Fehlern gern ein tiefes Stillschweigen beobachten, und von unsern Vorzügen so bescheiden als möglich reden, um nur allem Verdacht der Partheylichkeit und Uebertreibung auszuweichen. Mein Bruder, zum Exempel, den man durch die Langesche Streitigkeit verhaßt machen wollte und auch machte, ward dadurch einer Klasse von Männern vortheilhaft bekannt, die über den Abfall der wahren Gelehrsamkeit aus dem sonderbaren Grunde klagen, weil sie die lateinische und griechische Sprache nicht so allgemein und eifrig, wie sonst, betreiben, und sogar der französischen nachgesetzt sehen. Zudem hatte mein Bruder in seinem Charakter das Eigene, über Dinge ganz bitter zu

werden, worüber Andere kaum aus ihrer Gleichgültigkeit kommen. Es war erste aufbrausende Hitze, die er aber nicht zu mindern, sondern immermehr zu stärken und zu verlängern suchte. Sie überraschte ihn, oder stand ihm vielmehr zu Gebote, so oft ihm ein eitler, bald kriechender, bald sich brüstender Mensch aufstieß, der lieber seinen Gegner zu dem unmoralischsten Schuft herabzuwürdigen suchte, als sich mit ihm über die Sache selbst in Streit einzulassen für gut fand. Sonst war er gegen Thoren und Pinsel sehr verträglich, und konnte von ihnen viel vertragen; nur eine stolze Klügeley nicht. Jene Bitterkeit äußerte sich zuletzt zwar feiner, aber auch sarkastischer.

Ich gestehe aufrichtig, der Streit mit Pastor Lange verdient keine große Aufmerksamkeit, und mein Bruder sagt selbst im Vademecum: „Ich hoffe die Zeit zu erleben, daß man sich nicht mehr erinnern wird, daß ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdenn vergessen seyn, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte.“ Ich würde

auch davon nicht alles so vollständig liefern, wenn ich nicht so oft hören müssen, mein Bruder habe die Gelegenheit dazu vom Zaune gebrochen, für jeden grammatikalischen Fehler dem Pastor Lange zehn Injurien und Grobheiten gesagt und dabey recht sein boshaftes Herz gegen einen würdigen Geistlichen verrathen. Nun kann man doch ohne viel Mühe hinter die Wahrheit kommen. Pastor Lange schrieb eine elende poetische Uebersetzung der Horazischen Oden voller grammatikalischer Fehler, darüber äußerte mein Bruder sein Erstaunen. (15ter Brief.) Im Hamburgischen Correspondenten, wurde es — mit oder ohne seinen Willen, das weiß ich nicht, — eingerückt. Hätte Pastor Lange die wohlverdiente Rüge geduldig ertragen, worüber in unsern Tagen nachläßige Uebersetzer kein Wort verlieren und sich glücklich schätzen, so wegzukommen, wie bald wäre alles vergessen gewesen! Aber er, der mit großen Männern in vertrautem Umgang lebte und von ihnen, wie man aus seinem, von ihm selbst herausgegebenen Briefwechsel ersieht, der deutsche Horaz gescholten wurde, er sollte es auf sich sitzen lassen, daß er den

lateiniſchen nicht einmal grammatikaliſch verſtünde? das wäre etwas zu viel Vorausſetzung der Demuth bey Predigern und Poeten. Er vertheidigte ſich daher; plumpe Beleidigungen und Winkelzüge waren ſeine ganzen Gründe (16ter Brief). Und doch wäre es ihm damit gelungen und mein Bruder hätte gänzlich geſchwiegen, hätte ſich Paſtor Lange nur keiner offenbaren Verdrehung des gutherzigen Vorſchlags gelüſten laſſen, welchen Profeſſor Nikolai, als Freund von beyden, dem Paſtor Lange, ohne meines Bruders Wiſſen, that. Was Nikolai wirklich über den deutſchen Horaz dachte, das beſagt folgender Auszug, aus einem vertrauten Briefe des Nikolai an meinen Bruder.

„Ueber Herr Langes Horaz ſoll ich urtheilen. Bedenken Sie was Sie fordern? Ein Exemplar auf Schreibpapier und eins auf Druckpapier habe ich zum Präſent bekommen. Ein Exemplar iſt oft allein ſchon genug geweſen, günſtige Urtheile zu befördern. Was ſoll ich thun? Herrn Profeſſor Meier habe ich nie etwas geſagt; denn ich glaube faſt nach der genauen Freundſchaft, in welcher er mit Herrn Lange ſtehet, iſt

Ihm ſelbſt die Reviſion aufgetragen worden. Ich aber habe nie geglaubt, daß Latein zu verſtehen, ſeine Stärke ſey. Zu Herrn Langes Herrn Bruder dem Profeſſor und zu verſchiedenen andern habe ich mit großer Beſcheidenheit deswegen geſprochen, und meine unmaßgebliche Gedanken, wie man jetzt ſagt, unvorgreiflich entdeckt. Ach ein Sohn eines Vaters, der ſo ſchön Latein verſtand, wie hat den der poetiſche Taumel bis in das Land der Fehler entzückt! der Profeſſor iſt meiner Meynung, in ſo weit es ein Bruder ſeyn kann, und ich habe bis jetzt vergeblich gedacht dem Uebel abzuhelfen. Oeffentlich wollte ich es niemand rathen, Herrn Lange anzugreifen, der etwa noch Hoffnung haben könnte, im Preußiſchen ſein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bey Hofe durch gewiſſe Mittel ausrichten. Indeſſen kenne ich Ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas ſagt, das Ihm begreiflich iſt. Dieſe Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es alſo nicht angehen, daß man ihn ſelbſt aufmunterte, Verleger von den Bogen zu ſeyn, die Sie wider ihn geſchrieben haben?

Nicht in der Absicht, daß er dieselben drukken läßt; sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben bey einer neuen Auflage, oder besonders, drucken zu lassen. Er muß sich aber auch alsdenn gegen den Herrn Verfasser so bezeigen, wie ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht. Auf diese Art glaube ich, könnte man dem Aergerniß, das gegeben worden, auf die gelindeste Weise gut abhelfen. Die Ehre kann so nicht groß seyn, welche von einer Kritik dieser Art, wenn man verworfene Konstruktionen, deutsche Sprachfehler ꝛc. dazu nimmt, zu erwarten seyn möchte. Es würde ein Zank mit kritischer Heftigkeit entstehen, und ich zweifle jetzt noch, ob der Nutzen bey demselben so groß seyn würde, als bey meinem Vorschlag. Habe ich dero Bewilligung, so denke ich auf die beste Art ihn ins Werk zu richten." Nun frage ich jeden Leser, ob Pastor Lange nicht das Vademecum verdiente?

Im Urtheile über die Messiade (7ter

bis 11ter Brief) wird nur ein sehr kurzsichtiges Auge liebloſe Kritik finden; ich für mein Theil wüßte kein feineres Lob, das er einem ſolchen Dichter machen können. Denn ſich immer loben und loben hören, eckelt; aber Tadel in Kleinigkeiten, die zur Hauptſache nicht viel beytragen, oder doch dem Dichter ſehr leicht zu vermeiden geweſen, ſchmeichelt, zumal von Scharfſinn und Beleſenheit begleitet, mit der Vorſpiegelung, es ſey alles auf das Schärfſte genommen. Der eigentliche Poſaunenton war ſo nie ſeine Sache, weder ihn anzuhören, noch vielweniger anzuſtimmen. Meine Kritik, ſagt mein Bruder ſelbſt, ſoll ein Beweiß meiner Bewunderung ſeyn. Nur einem Hannibal hat man vorgeworfen, daß er nicht Rom erobert, weil er der einzige geweſen, der es erobern können. Beyher wollte er wohl auch zu verſtehen geben, daß die Klopſtockianer wären, was alle Aner ſind: blinde Verehrer, die ſelten den Gegenſtand ihrer Verehrung recht kennen. Daher die Widerlegung des verſtorbenen Philoſophen Meiers zu Halle, der die Anrufung der unſterblichen Seele für einen ganz neuen und mei-

sterhaften Zug, dessen sich noch kein Dichter bedient, ausgab. Mein Bruder zeigt, daß sie nicht neu, und eher fehlerhaft, wenigstens nicht so vortrefflich sey, als sie hätte werden können. Was er übrigens gegen das Gedicht erinnert, betrifft eigentlich die christliche Religion, welche der Dichter nimmt, wie sie ist, unbekümmert, ob sie der Philosoph verdauen kann oder nicht. Geht auch ab, oder setzt zu, so oft es zu seinem poetischen Entzweck taugt, Einbildungskraft dabey genährt, und die schlichte Vernunft gleichsam benebelt wird. Märchen und Epopeen haben darin mit einander viel ähnliches; beyde heischen wunderbare Dinge, Dinge über oder unter unsre arme Vernunft; nur daß sich das Letztere nicht übel nimmt, wenn es auch nur stracks gegen alle gesunde Vernunft ist.

Viele haben sich verwundert, daß mein Bruder von so lebhaftem und etwas unbeständigem Temperamente, sich so gar in seiner Jugend mit einer Arbeit, wie die Vermehrung und Berichtigung des Jöcherschen Gelehrten-Lexicons ist, eine ziemliche Zeit beschäftigen können. Die Lust, so leicht und so viele Verbesserungen machen und seine Be-

leſenheit zeigen zu können, iſt zu unbedeutend, als daß ſie bey ihm ein ſo ſtarker Beweggrund werden können. Ich glaube ihn vielmehr darin zu finden, daß unſer Vater, dem die Geſchichte der Gelahrheit ſein Lieblingsſtudium war, ihm die Vorzüge deſſelben zu unverhältnißmäßig anprieß, und das Studium der Poeſie und Philoſophie nicht etwa herabwürdigte; denn dazu war er ein zu vernünftiger Vater, ſondern wider ſeinen Willen vielleicht dazu nicht ſo innigen Beyfall äußerte. Und mehr brauchte es auch nicht; alles übrige hätte, glaube ich, das Gegentheil gewirkt. Je älter er wurde, und je mehr er ſich fühlte, je abgeneigter wurde er dieſer Arbeit; oder vielmehr aus dem fleißigen gründlichen Zuſammentrager wurde der ſcharfſinnige Beurtheiler, der viel zu viel dachte, um ſo vieles ſammlen zu können, als zur Vollſtändigung dieſes Gelehrten-Lexicons erforderlich iſt.

Herr Adelung, dem ich alle dahin gehörige Manuſcripte meines Bruders zuſandte, ſagt in ſeiner Fortſetzung deſſelben davon. „Es befinden ſich darunter wenig ausgearbeitete Leben; das meiſte beſteht aus einzelnen Umſtänden und Nachrichten, welche der verdiente Mann,

dem Anschein nach in seinen jüngern Jahren, wenigstens noch ehe er an die reiche Quelle literarischer Schätze zu Wolfenbüttel gekommen ist, aus verschiedenen Schriftstellern gesammelt." Sehr wahr! und selbst aus seiner Hand, die sich von Jahrzehend zu Jahrzehend immer abgeändert, könnte man es schon erweisen. Wenn er aber noch so lange gelebt, und bey der Wolfenbüttelschen Bibliothek geblieben wäre, würde er schwerlich mehr daran gegangen seyn, wenigstens nicht in der Absicht, das Jöchersche Gelehrten-Lexicon zu vermehren. Vielleicht wäre er, so bald ihn die Lust dazu angewandelt, blos durch die Betrachtung, daß er immer dazu Gelegenheit habe, so lange er die Wolfenbüttelsche Bibliothek brauchen könnte, davon abgehalten worden.

Außer diesem vierzehnten Briefe, muß mein Bruder noch drey Bogen über dieses Gelehrten-Lexicon geschrieben haben, die ich aber nie gesehen, weil Jöcher sich damit beleidiget befunden, wie man aus folgenden drey Briefen, so er eigenhändig deshalb an meinen Bruder geschrieben, sehen kann:

Hoch-

Hochedler, insonders hochgeehrtester Herr, Werthgeschätzter Herr Magister.

Als ich verschiedene, zum Theil contradictorische, zum Theil unwahrscheinliche Nachrichten von einer Schrift erhielt, welche dieselben dem Gelehrtenlexicon entgegen zu setzen beschäftiget wären; so sahe ich mich gemüßiget, deswegen nach Wittenberg zu schreiben: und als ich von dem jetzigen Rektor allda darüber einige Erläuterung erhielte, antwortete ich ihm wegen Abganges der Post sogleich, ohne daß ich Zeit hatte, mit jemand aus der Gleditschischen Handlung zu reden. Ich nahm aber den Tag darauf Gelegenheit mit demjenigen, der die Direktion derselben hat, zu sprechen, und bekam von solchem die Nachricht, daß Ew. Hochedelgeb. bereits vor einigen Monaten an die Handlung geschrieben, und einige gedruckte Bogen von der dem Lexikon entgegengesetzten Schrift beygelegt. Man übergab mir dabey Dero Brief nebst gedachten Bogen selbst, und erklärte sich, man habe Bedenken getragen, sowohl Ew. Hochedelgeb. zu antworten, als mir etwas von der Sache zu sagen. Ew. Hochedelgeb. kann ich kaum zumuthen, daß Sie dieses glauben sollen; versichere aber als ein Mann, der nicht gewohnt ist, mit Unwahrheiten umzugehen, daß sich solches alles dem Buchstaben nach also verhalte. Ich kann nicht mit Gewißheit sagen, ob die, Ew. Hochedelgeb. Briefe am Ende beygefügte Drohung,

die Handlung, welche nicht glaubt Ursache zu haben sich zu fürchten, aufgebracht, die Denenselben schuldige Antwort zu unterlassen: so viel aber weiß ich, daß mir mit dem gemachten Geheimniß ein schlechter Gefalle geschehen. Es wäre sehr gut gewesen, wenn Ew. Hochedelgeb. lieber an mich als an die Handlung geschrieben. Meine Antwort würde vermuthlich darauf angekommen seyn, daß ich Ew. Hochedelgeb. ersucht, dasjenige, was sie zu Ergänzung und Verbesserung des Lexicons gesammelt, gegen gute Bezahlung an mich zu überlassen, welches ich bey dem bevorstehenden Supplement-Bande brauchen, Ew. Hochedelgeb. aber dafür den gebührenden Dank und Ruhm öffentlich zu ertheilen nicht unterlassen würde. Unterdessen ist dieses alles zu meinem Mißvergnügen unterblieben, und Ew. Hochedelg. haben einen Anfang gemacht, Dero Schrift gegen das Lexikon drucken zu lassen. Nun weiß ich wohl, daß derjenige, welcher der gelehrten Welt etwas öffentlich vorlegt, sich auch gefallen lassen muß, daß andere ihre Gedanken öffentlich darüber sagen. Ich bin nächst diesem so weit von der Thorheit entfernt, mir einzubilden, daß das Lexikon keine Verbesserungen und Zusätze leide, daß ich vielmehr beydes in zwey Vorreden selbst bezeuget, und mir dergleichen Beyhülfe von anderen ausgebeten, zumal da ich das Buch bey so viel andern Geschäften ohnmöglich allein ausarbeiten können, sondern mich in gewissen Departements auf anderer Arbeit oder eingeschickte Nachrichten verlassen müssen, jetzo aber an allerhand Stellen wohl sehe, daß ich hin und wieder zu viel getrauet. Dieses aber wollte ich wünschen, daß Ew. Hochedelgeb. sich manchmal weniger

heftig, beißend und anzüglich ausgedrückt. Dergleichen Dinge können ja ohne Nachtheil der Hauptsache wegbleiben, bringen nach meinem Bedünken dem Verfasser niemals Ehre, und nöthigen den, der auf solche Weise angegriffen und beleidiget worden, zu einer Entschließung, daran er sonst nicht dürfte gedacht haben.

Ich würde also alles, was thunlich ist, beygetragen haben, diese ganze Irrung zu heben, auch vielleicht im Stande seyn, Ew. Hochedelgeb. für Dero schöne Wissenschaft ich viel Hochachtung trage, anderweitige ersprießliche Gefälligkeiten zu erweisen. Ja es würde sich Rath finden, die bereits auf den Druck verwandten Unkosten zu vergüten, und Ew. Hochedelgeb. für das, was Sie noch im Manuspript vorräthig haben, zu vergnügen. Da mir aber Dieselben ausdrücklich melden, daß Sie ohnmöglich zurücke können, sondern weiter fortgehen müssen: so muß ich es Dero eigenen Ermessen überlassen, ob Dieselben für gut befinden, auf diese oder eine anständigere Weise in der gelehrten Welt hervorzutreten; ob Sie dabey Vortheil zu erwarten oder Nachtheil zu befürchten haben; ingleichen ob Dero Verleger dabey seine Rechnung finden werde.

Wie ich mich übrigens nicht entsinne, Ew. Hochedelgeb. zu einem Widerwillen gegen mich jemals Anlaß gegeben zu haben; so wünsche ich vielmehr von gutem Herzen, Gelegenheit zu finden, Denenselben zu Anwendung Dero schönen Talentes

und rühmlicher Gelehrsamkeit beförderlich zu seyn, der ich mit aufrichtiger Neigung verbleibe

Ew. Hochedlen

Leipzig, den 1. Okt. 1752.

ergebenster Diener
D. Jöcher.

Hochedelgeborner,
Insonders hochgeehrtester Herr Magister,
Wertheſter Gönner.

Ew. Hochedelgeb. sage ich für die in Dero letzten Schreiben mir gegebene Versicherung von Dero schätzbaren Gewogenheit ergebensten Dank: und weil Dieselben erlaubet zu bemerken, was mir etwa in den gedruckten Bogen bedenklich vorgekommen; so habe ich solches unterstrichen, und überlasse Dero Gutbefinden, wie Sie es einzurichten selbst für gut befinden. Mir würde nichts angenehmer gewesen seyn; als wenn Dieselben sich entschließen wollen, die Ausarbeitung des projektirten Indicis über sich zu nehmen, weil ich versichert bin, daß solche nicht in bessere Hände kommen können: Sed id quidem non fuit in fatis. Ew. Hochedelgeb. verfahren nächst diesem edelmüthig, da Dieselben sich erbieten, die künftigen Bogen an mich zu schicken, und sich meine Gedanken darüber nicht mißfallen zu lassen. Allein eine Höflichkeit ist der andern werth. Ich verlange dieses nicht einmal, sondern trage zu Dero

Billigkeit das Vertrauen, Dieselben werden alles dergestalt einrichten, wie es der Wohlstand unter Gelehrten und Schriftstellern erfordert. Finden übrigens Dieselben mich im Stande, auf einige Weise angenehme Dienste zu leisten, oder etwas zu Dero Glück und Vergnügen beyzutragen, so bitte versichert zu seyn, daß ich solches zu bewerkstelligen mit Vergüngen bereit bin: wie ich mich denn Dero geneigtem Andenken bestens empfehle, und mit besonderer Hochachtung verbleibe

Ew. Hochedelgebornen

Leipzig, den 11. Okt. 1752.

gehorsamer Diener
D. Jöcher.

Hochedelgeborner,
Insonders hochgeehrtester Herr Magister.

Ob ich wohl Ew. Hochedelgeb. nicht würde gehindert haben, in der bewußten Arbeit mit der versprochenen Moderation fortzufahren; so sehe ich es doch, nicht nur um meinetwillen, sondern wegen Ew. Hochedelgeb. selbst gerne, daß Sie davon abgegangen. Dieselben besitzen so viel schöne Wissenschaften und Geschicklichkeit, daß Sie sich der gelehrten Welt auf eine andre und viel vortheilhaftere Weise zeigen können. Bin ich im Stande auf einige Weise dazu beförderlich zu seyn, so haben Dieselben an meinem guten Willen und Bemühung nicht zu zweifeln. Es würde übel lassen, wenn ich mich selbst loben wollte. Indessen kann ich Ew. Hochedelgeb. so viel versichern, Dieselben haben mit einem redlichen Mann zu thun, der Verdienste kennet, und sich ein Vergnügen macht, geschickten und fleißigen Leuten zu dienen. Dero Anmerkungen über das Gelehrtenlexikon schätze ich hoch; und wenn Dieselben etwas davon künftig an mich zu überschicken belieben, so will ich davon nicht nur künftig guten Gebrauch machen, und die erwiesene Gefälligkeit gehörigen Orts rühmen, sondern auch die gehabte Mühe nach Dero eignen Verlangen und Vorschrift vergüten. Sind die drey überschickten Bogen nicht auf des Verlegers, sondern Ew. Hochedelgeb. Unkosten gedruckt worden, so wiederhole ich mein ehemaliges Erbieten, dieselben zu er-

ſtatten, ſo bald ſie mir bekannt gemacht werden. Ich bin übrigens mit aufrichtiger Neigung und Freundſchaft

Ew. Hochedelgebornen

Leipzig, den 29. Okt. 1752.

ergebenſter Diener
D. Jöcher.

Ob ich gleich nicht im Stande bin die Antworten meines Bruders beyzufügen, (denn niemand will einen Brief von ihm empfangen haben; aber jeder erinnert sich, daß er an ihn geschrieben, wovon eben das Publikum nicht unterrichtet zu seyn braucht) so sieht man doch schon so viel daraus, daß er den gesitteten Fehlenden ganz anders begegnete als dem eingebildeten Ehrsüchtigen. Wir fehlen allesammt: aber wer Kopf und Herz hat, hält seinen Mängeln keine Parentation, wenn sie zur Schau gestellt worden.

Karl G. Lessing.

Gott.

Gotthold Ephraim Leſſings

Briefe

kritiſchen Inhalts.

Beſonders die Meſſiade, das Jöcherſche Gelehrten-Lexicon und den Langenſchen Horaz betreffend.

Erſter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rouſſeau geleſen. Ich finde ſehr viel erhabene Geſinnungen darin, und eine männliche Beredſamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künſte und Wiſſenſchaften beſtürmet, ſind zwar nicht allezeit die ſtärkſten: gleichwohl weiß ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend, gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch ſogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte verſchiedenes gegen ihn einwenden. Man könnte ſagen, daß die Aufnahme der Wiſſenſchaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwey Sachen ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſeyn. Alles hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunkt. Ein Staat wächſet, bis er dieſen erreicht hat; und ſo lange er wächſet, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deswegen, weil ihn dieſe untergraben; ſondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig iſt, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer gleich größern Geſchwindigkeit wieder

abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut seyn. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? —— Ferner könnte man sagen, wenn die kriegrischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil sie der und jene Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind —— Kurz, Herr Rousseau hat Unrecht; aber ich weiß keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B**. 1751.

Zweyter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben sich an das Meisterstück des Virgils gemacht. Eher getraute ich mir eine zweyte Aeneis

zu machen, als seine Georgica gut zu übersetzen. Ich getraute mir das Erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schließen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, so schließen Sie falsch. Schließen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Uebersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein gleiches würde gethan haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es sparsamer, ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beygefallen, deren sich Hr. S. gegen den guten O** bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überschickt. Wissen Sie was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinn fand, strich er aus, und ersetzte sie mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
Neptune etc.

So übersetzen Sie diese Zeilen, wie sie die meisten Kunstrichter übersetzt wissen wollen; prima tellus ist Ihnen Griechenland. Andere verstehen darunter die neuerschaffene Erde; andere das Ufer. Daß sich diese Herren insgesammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geschmack und Bekanntschaft mit den poetischen Schön-

heiten? Allein, daß Sie sich, mit ihnen, irren: das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Versetzung der Beywörter; eine den Dichtern sehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus ist eben das, als wenn Virgil gesetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich sogleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

Cum prorepserunt primis animalia terris,
Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie Ihre Faulheit keiner Mühe überheben, und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will. Ich bin ꝛc. W * *. 1752.

Dritter Brief.

An den Herrn D.

Ja; es ist wahr, was Ihnen unser Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bey mir gesehen, erzählt hat. Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt blos aus der Absicht aufhebe, aus welcher andere einen

Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm seyn. Die neue Theorie des Whistons, und des Hugens Kosmotheoros hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir desto reizender schienen, je neuer sie waren. So viel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger, als irgend eine andere philosophische Materie seyn müßten. Allein die Kunst, sie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht, wie sich abstracte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen ließen, noch vielweniger wie man trocknen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichniß; hier und da eine kleine Ausschweifung; das war alles poetische, was ich dabey anbrachte. Urtheilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er als ein prosaischer Schriftsteller seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich als ein angemaßter Dichter dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittere Spötterey über mich selbst ansehen konnte.

Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,

Sey ich zum Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürdgrer Stoff, als Liebe, Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Inhalt seyn.

Ey, dachte ich, du hast deiner Entzückung, deiner kühnen Glut vortrefflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeicheley machen, daß ich noch jetzt verschiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt, und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, so viel matte Zeilen sie auch hat.

Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen soll, auch wann es dich verführt:
Was es nicht leisten kann, das mußt du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.

Was davon wahr, was falsch, das untersuche du;
Wo nicht, so rennst du selbst dem leichten Irrthum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geistes schärf'res Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbessern tauge.
Wann du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rath;
Durch beydes siehst du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen, ohne Geist,
Und ohne Talisman zu uns hernieder reißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet
Und nur der Gegenstand durch beyde klärer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzt weiß, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie sich das übrige alles vorstellen. In dem zweyten Gesange komm ich beyläufig auf die Geschichte der Sternkunde.

Was in der jungen Welt bey heller Nächte Stunden,
Ein Wand'rer erst bemerkt, ein Hirt zuerst erfunden,
Trug sich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort

Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich kleine Wissen,
Mit eigennüz'ger Macht die Priester an sich rissen.
Im dunkeln Tempel ward mit tück'schem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Erndte streckt.
Das flache Babylon wagt es auf steilen Thürmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu seyn,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünste,
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit, als seinem Eigenthum;
Dem ersten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremdem Wissen,
Das er bey der Geburt dem Nachbar schlau entrissen.

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem Beystand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann.
Mein Aug, entwöhne dich jezt der gerein'gten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,

Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.
Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd ich ihn nicht falsch, und gleichwohl unrecht mahlen.
So wie den fernen Wald der Künstler bläulicht mahlt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet ꝛc.

Wird Ihnen nun bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Theilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu Ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gerne nichts vorlesen; ich will gerne den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur. Ich bin ꝛc. W**, 1752.

Vierter Brief.

An den Herrn A**.

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat

mir sowohl darin gefallen, daß ich niemals wieder hinein kommen werde. Was für ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundere ihn; und er ist es werth, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten; wahrhaftig so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen großen Officier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narr spielt; die großen sehen zu.

Allein, ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn außer dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und so gar eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wenn Sie nicht beykommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andere Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Ueber diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern,

wann Sie nicht lieber wieder bey Ihren stummen Gesellschaftern seyn wollen. „Stumm?" werden Sie sagen, „Wenigstens ist es die kleine Nicolini nicht." Sie haben Recht: denn diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L**. 1747.

Fünfter Brief.

An den Herrn D**.

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterscheide, den die Menschen unter sich fest gesetzt haben. Sie theilet die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheint sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bey gemeinen Leuten stärker, als bey andern, wären. Gütige Natur, wie beneidungswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann wann es unser Unglück zu machen scheinet. — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bey Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rühren-

gen nicht wollte Antheil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe, und mein Held heißt Jakob Tomms —

Nichts kann eingeschränkter seyn, als der Verstand dieses Mannes, und nichts erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erkläret hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindsamsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jakob Tomms war arm; er empfand seine Armuth vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drey Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ, und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu seyn! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihn nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jakob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschoßnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit, seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreyßig und einem halben Gröschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu seyn, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das erste war, daß er ihm ferner die nö-

thigen Früchte, zu Fortsetzung seines kleinen Handels, vorzuschießen versagte. Das andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle, wegen der dreyßig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füßen des Reichen; Er stellte ihm vor, an diesen dreyßig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten ꝛc. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib, und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwey andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brod würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — Ihr seyd alle Schelme, sagte er, wenn ihr Geld habt, so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. Nu da: sagte er, indem er aus allen Nähten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder

verlangten Brod — — „Ihr sollt Brod haben, „meine Kinder, sagte er; ihr sollt haben." Zwar wird es euerm Vater theuer zu stehen kommen. — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. Meine Kinder zu versorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann. Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte; fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch „nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie „leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brod „zu schaffen! Ich thue vielleicht nicht Recht, aber „kann ich besser thun?' Er fing an zu beten, und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber „Gott, setze dich an meine Stelle, ich weiß du „wirst eben das thun" — Mit diesen Gedanken bewaffnet legte er sich den Strick um den Hals: in den heftigen Bewegungen aber, die er dabey machte, hörte die Nachbarin die starken Stöße, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich, und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelaufen, in der Meynung, es sey ihrer kranken Nachbarin etwas zugestossen. Sie fand diese Frau in der äusserſten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geschrey herbey

gekommen

gekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes Unternehmen, und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von G**, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leuthselige Art sein Verbrechen, und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust mich zu versuchen, und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem jungen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweizern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stoßen? Welcher Spöttereyen soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verrathen. — — Doch beynahe fühlte ich

mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar ich bin wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefähr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen; weil er ihnen niemals hat zu Willen seyn wollen. Ein kindisches Geklimper, nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kitzelnde wiederkommende Schall, das einzige wäre, warum man ihn beybehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen. Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts, als seine Schwäche in der Sprache, und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz, zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen, und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn, als ein Grund ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter

bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freyheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedienet haben, heißt das Beyspiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes, während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andre welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Demokrite unsrer Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeistrung zu setzen, welcher jenen eigen ist, sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beyde groß, und beyde unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gele-

genheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit desto feuriger zu bleiben sind. — — Was meynen Sie, sollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb seyn, wenn Sie ja! sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie nein! sprechen; denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer seyn, als verschiedne Meynungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Siebenter Brief.

An ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen was ich von dem Reime halte, um mich hernach mit desto größerer Dreistigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Herrn Klopstock halte? Ueberhaupt, scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gerne etwas mehr als meinen Beyfall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Kritik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht.

Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen, als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht, weil ich sie mehr zu besorgen hatte, als andre? Das kann seyn. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste seyn mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß Sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und eben so viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzt thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpfen, und alsdann gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht der Messias.

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher diejenigen, die diese Benennung verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke seyn, so wohl als deren unter seinen Bewunderern sind? Oder verrathen jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabene Schöne zu empfinden, so un-

umgänglich als diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir diese Frage zuverläßig entscheiden wollte, so könnte ich mich in dem Folgenden darnach richten."

„Die Klopstockianer wenigstens haben alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Messias aus einander gesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewundrung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführt; der Verfasser der Aesthetik; der geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle."

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft. Man sollte schwören, die Schweizerschen Kunstrichter wären auf dieser Parthey. Man irrt sich; denn diesesmal sind sie bey sich überzeugt, daß sie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Professoren G** und T** von ihnen gelernt; und wie man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meisten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß diese wackern Männer, nicht deswegen auf den Messias gelästert, weil sie gesehen, daß er vortrefflich sey, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, daß er es nicht sey. Ihr Schimpfen war, ohne Zweifel, die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie

meynten, ein jeder müsse sie bey sich empfinden; die sie also verschwiegen."

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzukitzliche Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie seyn können. Das selbst, was ich daran ausetzen will, soll es ihnen beweisen."

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun konnte, und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erstritten, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete; ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzet jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da eine matte

Zeile: diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters seyn könnte, wird unerträglich: so wie man jeden guten Einfall, den man bey einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke stehet, ob er gleich noch um ein großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte."

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

„Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer Sache fühlet, und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln und Loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich seyn. Man thue nur beydes mit Geschmack. Ich habe oft Kenner Meisterstücke der Bildhauerkunst und Mahlerey betrachten sehen. Ihr Urtheil fing sich mit einer stillen Bewunderung an, und endlich glaubten sie es nicht besser beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des Gegenstandes empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabey weniger zu bewundern sey. Ihr Aber war schmeichelhafter, als alle Ausrufungen des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreißen ließ."

„Jetzt sehe ich es erst, daß mein Eingang ziemlich weitläufig ist. Kaum könnte er größer seyn, wenn ich auch eine Kritik über den ganzen Messias, über die Gesänge welche schon gedruckt sind, und über die welchen noch folgen könnten,

vorhätte. Wird er also nicht für die ersten zwanzig Zeilen zu lang seyn?"

„Ich muß mich erklären, warum ich eben diese gewählt habe. Ich sahe es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig seyn müßte, wenn man von der Oekonomie desselben urtheilen wollte. Noch ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er sich heraus findet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen, und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann. Alles, was sich bis jetzt beurtheilen läßt, sind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hofft, daß sie ein schönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen ꝛc."

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beyspielen des Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange seines Gedichts die ganze Einrichtung desselben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris,
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto
Vi superum, saevae memorem Iunonis ab iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem

Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum, Albanique patres atque altae moenia Romae.

So glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojae qui primus ab oris Italiam venit; seinen Charakter inferretque Deos Latio, als den frommen Aeneas; die vornehmsten Maschinen, Fatum, vis superum, Iunonis ira; sondern auch die beyden Theile der ganzen Aeneide darin gefunden zu haben, den ersten multum ille et terris jactatus et alto, den zweyten multa quoque et bello passus. Es gefiel mir also, den Eingang des Messias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geschichte zu heilig sey, als daß der Dichter den geringsten wesentlichen Umstand ändern dürfte; ich schmeichelte mir also desto eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern; jeden Gedanken insbesondre, und einen gegen den andern zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil sich mir andre Anmerkungen anbothen, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier sind die vornehmsten davon."

Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa

Wider ihn auf: er thats und vollbrachte die große Versöhnung.

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete.
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen,
Und die Erlösung des großen Messias würdig besingen.

„Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalte und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils ist der Inhalt, die vier darauf folgenden Verse sind die Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf, und vollbrachte die große Versöhnung; daß übrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. Virgil sagt: ich singe die Waffen und den Held; Klopstock sagt: singe unsterbliche Seele. Nichts thut man lieber und gewisser, als das was man sich selbst befohlen hat. Ich weiß also nicht, wie der Herr Professor Meier hat sagen können: Er ruft nicht et-

wa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt, auf eine ganz neue Art, seiner unsterblichen Seele zu singen. Nicht zu gedenken, daß der Herr Professor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt, und daß es eine greuliche Thorheit würde gewesen seyn, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen; will ich nur sagen, daß alles neue, was in dieser Stelle zu finden ist, in einer grammatikalischen Figur bestehet, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des Messias hat überflüßige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heißen: Ich unsterblicher Klopstock, singe der sündigen Menschen Erlösung."

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn Professor Meier betrifft. Ich komme auf eine andre." — —

Nun wahrhaftig, das heiß ich abschreiben. Erlauben sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinem folgenden Briefe, in welchem ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meier; und bey dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzu setzen. Gesetzt dieser Kritiker hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt: gesetzt Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein andrer die Musen anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts neues seyn. Hat nicht schon Dante sein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti, cio ch'i'vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr ist; hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: ja hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meier! so zucke ich die Achsel und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Bescheidenheit angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrschen soll. Ich muß die Stelle des römischen Kunstrichters nothwendig hersetzen."

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobil bellum.

Quid feret hic, tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

„Ich habe die Ueberſetzung des Herrn Prof. Gottſcheds nicht bey der Hand, ſonſt wollte ich zeigen, wie ſich Horaz im Deutſchen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottſched geweſen wäre — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Ueberſetzung ſehen, daß Horaz hier dem epiſchen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großſprecher anzufangen: nicht als jener kykliſche Poet: Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg beſingen; ſondern beſcheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimmt: Sage mir, Muſe, den Mann, der nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und vieler Menſchen Sitten geſehen hat. Ich bin ſo kühn zu glauben, daß dieſe Stelle noch nie recht erkläret worden iſt. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeſchlagen habe, ſo viele wollen mich bereden, daß das Tadelhafte des kykliſchen Poeten in den Worten liege. Voßius ſagt, die Worte darin wären sonantia, vasta, rumida und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleis des Statius bey:"

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

„In dem ersten Verse, sagt er, ist ein sechsfaches A; er fängt sich mit drey viersylbigten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Aussprache ist also beschwerlich. Wann Voßius Recht hat, so sage man mir, ob nicht Homer, den Horaz gleichwohl zum Muster anführt, in seiner Iliade in eben den Fehler gefallen ist?

Μηνιν ἀειδε θεα πηληϊαδεω Ἀχιλῆος
Ουλομενην.

Das sechssylbigte *πηληϊαδεω*, das viersylbigte *Ἀχιλῆος*, das eben so lange *Οὐλομενην*, der Imperativus *ἀειδε*, den schon der Sophiste Protagoras als zu befehlerisch getadelt hatte, klingen in der That weit großsprecherischer, als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier ist kein sechssylbigtes Wort, nicht einmal ein viersylbigtes, hier ist kein singe mir Muse! Horaz müßte also, was er an der Odyssee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verse des kyklischen Dichters ganz etwas anders ausgesetzte. Und was ist das?"

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie gesagt, besteht aus dem Inhalte und aus der Anrufung. Man lasse uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterschied antreffen, welcher so deutlich

iſt, daß ich mich wundre, wie ihn noch niemand*) angemerkt hat. Die griechiſchen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung; die römiſchen trennen ſie. Den Anfang der Iliade und der Odyſſee habe ich ſchon angeführt. Dort heißt es:

Beſinge

*) Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem erſten Buche ſeiner Davideis folgendes ſchreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better, and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. A Iove Principium Musae; and it follows then very naturally, Jovis omnia plena. The whole work may reasonably hope to be filled with a divine Spirit, when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these Two; in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally they abused the Prayer, by converting it from the Deity, to the worst of Men, their Princes: as Lucan addresses it to Nero, and Statius to Domitian; both

Besinge mir Göttin den Zorn des Achilles ꝛc. Hier Sage mir, Muse, den Mann ꝛc. Beydemal ist die Gottheit bey dem Dichter das erste. Er erkennet seine Schwäche. Er sagt nicht, ich will den und jenen Helden besingen; er unterstehet sich nichts, als der Muse nachzusingen. Durch diesen einzigen Zug schildert er sich als einen bescheidenen Mann, als einen Mann, der sich der Gnade der Götter überlässet; zwey Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken, und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den sie nicht haben würden, wenn sie sich blos auf ein menschliches Ansehen gründeten. Die weitläufigen griechischen Dichter alle, sind dem Homer hierin gefolgt. Aratus fängt an: *Ἐκ Διος ἀρχωμεσθα*; Apollonius Rhodius *Αρχομενος σεο, φοιβε* — — — und mit diesem Gebete verbinden sie sogleich den Inhalt.

Νυμφαι Τρωϊαδες, ποταμε Ζανδοιο γενεθλη
Σπετε μοι u. s. w.

singt Coluthus zu Anfange seines Raubes der Helena. Der zärtliche Musäus selbst, wenn er anhebt:

Ἐιπε, θεα, κρυφιων ἐπιμαρτυρα λυχνων
Και νυχιον πλωτηρα θαλασσοπορων ὑμεναιων u. s. w.

---

both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuses Augustus, for the Object of his Invocation, a God little superiour to the other two.

Besinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
Den nächtlichen Schimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere
Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Bothin des Tages,
Besinge mir Sest und Abyd wo sich Hero im Dunkeln vermählte ꝛc.

vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an dem kyklischen Poeten tadelt. Der Stoff seines Liedes war allzuwichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeisterung ausführen können. Anstatt das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich singen; hätte er also nach dem Beyspiele des weisen Homer sagen sollen: Singe, Muse, das Glück des Priamus und den edlen Krieg; und alsdenn würde er dem Tadel des Römers entgangen seyn. Es ist auch in der That besonders, mit einem stolzen Ich anzufangen, und alsdann die Musen anzurufen, nachdem man schon alles auf die eigenen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre schon aufgemacht hat."

„Nach dieser Erklärung nun wird man ohnschwer errathen, was ich auch in Ansehung des Messias wünschte; daß Herr Klopstock nämlich dem Exempel des Homers gefolget wäre. Es würde ihm als einem christlichen Dichter um so viel an-

ständiger gewesen seyn, wenn der Anfang ein Gebet gewesen wäre; als daß er seiner Seele befiehlt ein Werk zu besingen, dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach ist, wenigstens ihm gewachsen zu seyn, sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, das demüthigste und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf; allein der kykliſche Dichter wird die Anrufung der Musen, gewiß auch nicht vergessen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz."

„Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten. Mein ganzer Tadel ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts, als das Ansehen des Homers gründet. Wann nun aber Homer eben durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur inepte verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des Messias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte." — —

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunkt erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich neues bey etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Neunter Brief.

An eben denselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden; wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweyte Fortsetzung.

Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung.

„Ueber die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine bloße Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beydemal fragen, warum er hier seine Seele, auf der Seite eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weiß es, die Erlösung ist nichtig, wann unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff, der ihm in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das unsterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäßern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen gelassen? Würde es nicht noch schöner gewesen seyn, wenn er seine Seele, als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen Theil hat? Hieraus würde eine

Verbindlichkeit zu singen entstanden seyn, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meisterhand fähig ist. Allein, wäre er der einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darin? Man betrachte die Zeile wie sie ist, und überlege wie sie seyn könnte. Sich selbst, oder seine Seele schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit; alle andere Menschen auf der allerelendensten, auf der Seite sündiger und verlohrner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreyung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte; eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedichte auf die Befreyung zum Exempel der Holländer, daraus machen könne. Beynahe hätte ich lieber Lust zu zeigen, wie diese erste Zeile seyn könne, wenn sie meine Kritik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beyspiel machet oft eine gegründete Anmerkung verdächtig."

Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiedenen Ausdrücken dreymal darin wiederholt. Liegen auf Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wann anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn, oder etwas gleichgeltendes, gesagt hätte, so würde das Folgende nothwendig seyn. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meynen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrifft das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren, oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weiß also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit vollendet? Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverläßigsten schließen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde."

Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.

„Im Vorbeygehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweydeutig ist. Das Blut der Beschneidung war

auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams von neuem geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschloßen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trifft; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch seyn oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hieße das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfe; Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verloren, (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts) das sie, sage ich, verloren habe, diese verlorne Liebe von neuem schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechslung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verloren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade seyn, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Noth herausbringen lassen will.

Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand
Judäa

Wider ihn auf: er thats, und vollbrachte die große Versöhnung.

Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworfen. Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für den, der er war erkannt, wie es ihn denn wirklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden seyn? Wie kann es ihn das große Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behülflich, als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn zu tödten, und Christus sollte uns zu erlösen getödtet werden. Was für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: Umsonst: er thats und vollbrachte die große Versöhnung."

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Einganges im Ganzen, und sage, ob Herr Klopstock seinen großen Plan glücklich ins kurze zu ziehen gewußt hat." — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammen lege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eines würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

B**, den 20. December 1751.

Zehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthalts, und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzählung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt seyn müssen, kann es gleich viel seyn, welche Räume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Größe ungefähr eben dieselben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich blos den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung Ihrer so etwas kleines ist, daß ich mich nicht länger dabey aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kömmt. Ich habe aber hierzu um so viel mehr Hoffnung, weil ich hier eben so viel zu thun habe, als Sie; das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Kritik über den Messias, werden Sie fragen? Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe.

Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtniß bringen kann. ——

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr ausserordentliche Schönheiten darin, und so viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beywort forschend sehr unwürdig und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchschauen in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen Statt finde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweytens, war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beygelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehungen auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welche doch die einzige ist, die man wahrscheinlicher Weise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bey gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nichts anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon

das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondere und ihnen eigenthümliche Benennung hat; wie viel anstößiger muß es ihm seyn, wann der Dichter, diese Armuth zu einer Schönheit macht, und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes, ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beywörter tiefsinnig und einsam aber wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß wenn der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unsrer Religion seyn würde, und dieses weit mehr, als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereyen bestreitet, werden ernsthafte Schlüße übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbe-

greiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr seyn möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sey. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das seyn, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzney heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beybringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bey einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben.

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl beyde zugleich darauf gekommen seyn, weil wir unsere Kräfte zur Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sey nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich

wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher seyn sollten. Ich gab mir Mühe sie zu erklären, und hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe zu nehmen; da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher seyn, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sey, diesen unsern gelehrten Landesleuten zum Besten, das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen? Gedacht; versucht: und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte, versucht; gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können sie ehestens eine Probe davon sehen. Ich bin ꝛc.

Eilfter Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und daß Sie mich nicht als einen Verehrer des Messias auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart, ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaß, einige lateinische Wörterfügungen, die Vermeidung des Reims, wären zulänglich, sie aus dem

Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher seyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedicht von artigen Mädchen, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben große Dichter zu heißen nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es; wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst, mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter — — —

Jetzt gleich will ich, vielleicht ein eben so spöttisches Gelächter, über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Uebersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte seyn wird, weil wir dieser unsrer Beschäf-

tigung schon wieder überdrüßig geworden sind. Nicht so wohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvor gekommen sey. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bey der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie selbst, ob wir Ursache haben uns zu fürchten.

MESSIAS.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena novavit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem,
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.
Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Divinae proli Satanas: Iudaeaque frustra
Nititur. Est aggressus opus, totumque peregit.

Ast, quacunque pates, soli res cognita Jovae,
Quae iam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu amoto rumore loquaci
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat!

Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Jehovae,
Armet, scrutator Flamen, sapientia vivax!
Ut mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare nolatu.

Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit saluatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parva caterna
Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta sonantes
Opprimet usque animis revolutus terminus aevi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.

Haud procul urbe sacra, quae se caligine foedans
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,
Sacrilegis fusi manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe removit,
Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans,
Intrat secessus. Hic gressibus obvia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!
Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno

Certa

Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere missa,
Integra praesentis Jovae documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Haec inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito, superas remearat ad oras,
Divinam mentem nullo cogente novatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.

Auroram versus sanctam supereminet urbem
Mons, qui culminibus divinum saepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Joannes
Visurus, placidam, divini imitator amici,
Ut noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de mente Moria
Quae placabat adhuc, usti sub imagine, patrem,
Spargit oliua gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Jovam prodenti murmure, lambit.
Messiae famulans aulae coelestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis cessans voluit secum ipse salutem
Instauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obvius ut patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:

Num, divine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.
En viridans proles cedri sua brachia tendit,
Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta perrerans,
Hic divine tibi, concedas; strato parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!

Dixit. Ad hunc Jesus clementia lumina torquet
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, voluentes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis.
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitursque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil nisi spirat amorem,
Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant peramoena crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quae Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.

Tandem, summe parens, lux foederis atque salutis

Advenit: aeternum sacra lux maioribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens, illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus aevi
Resplendens avidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere coeli,
Tunc tribus unus erat, quod nosti, feruor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimine foedam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrymantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diva
Sanguinis hinc natum est foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.
Scis divine sator, testantur sidera coeli,
Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, miseris numen involuere membris
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectavi exultans! Et tu sacra terra Canaea,
In clivo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quae pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meynen,

daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W * *. 1752. im Februar.

Zwölfter Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich vor nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln; wird eine Menge Irrthümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Ueberall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit,

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wage es, Meynungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft

eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen — — Es geht ja ohne dem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr. ** nicht gestern kosten, daß wir seine Verse eben so vortrefflich finden sollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B**, 1751.

Dreyzehnter Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweyen, welcher meine Abwesenheit am meisten zu Statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verläumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal ohne euer Verschulden Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen kön-

nen, und ich weiß gewiß, sie würde für mich gewesen seyn. Doch er ist todt, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frey, und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur seiner Einbildung nach, beleidiget haben; genug, er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umsonst eingefallen seyn! Möchte es doch wahr seyn, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sey es, oder es sey es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darin finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken; und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweyt hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern habe ich ihm, oder wann Sie lieber wollen, meiner Muse, lange und schwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unschuld'ger Scherze raubte,
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schooß der frohen Jugend schlief;
Und aus der freyen Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundschafts-Pfande gab;
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand,

In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt das güld'ne Haar zu halten.

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton geschickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung, und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süssesten von der Welt seyn sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W**. 1752.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Fa**.

Ey, mein Herr! wie kommen Sie dazu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben, und mir so bittre Wahrheiten zu sagen? Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcherschen Gelehrten Lexicons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wann ich Ihnen nun sagte, daß

der Herr D. Jöcher selbst, in Ansehung des Vortrags, mit mir zu frieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sey, nach dem Exempel genannter Herren, einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren suche, sondern blos nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darin vermindern wolle? Was würden sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieses beweise, so werden Sie sich schämen, einen so übeln Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen, als daß ich eine kleine Lage beylege, und Sie mit eignen Augen sehen lasse? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urtheilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöcher billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. W**. 1752.

Abaris.

Der Ausspruch des Apollo wird ganz verfälscht angeführt. *) Ist es Plutarch der das

*) Abaris, erzählt der Herr D. J., wurde von seinen Landsleuten, welche die Pest hart beschwerte, nach Athen abgeschickt, weil Apollo

Wunderbare, welches man von diesem scythischen

---

den Ausspruch gethan, daß sie nicht eher aufhören würde, bis die Atheniensser ihm deswegen für die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten. Ich weiß nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen ist; das weiß ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen sollen, welcher von den Alten der einzige ist, der diesen Umstand erzählt. *Λοιμὸς δε φασι*, heißt es gleich im Anfange seines Wörterbuchs, *κατα πασαν την οἰκουμενην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Ἀπολλων μαντευομενος, Ἑλλησι και Βαρβαροις, τον των Ἀθηναιων δημον ὑπερ παντων ευχας ποιησαθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς αὐτους, και Ἀβαριν ἐξ Ὑπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεθαι λεγουσιν.* Die Pest also, welche über die ganze bewohnte Welt soll gegangen seyn, schränkt der Herr Doktor auf die einzige Hyperboreische Gegend ein; und das Gelübde, welches Apollo von den Athenienssern für alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde diese Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich übersetzt haben, welche gerne so viel glauben als nur immer möglich seyn will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen seyn.

Weisen erzählt, für Fabeln gehalten? *)

Abaucas.

Eigentlich gehört dieser Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexicon. **) Doch gesetzt: so muß er

---

*) Ich frage; und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doktor recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzählt wird, für ein Gedichte halten soll, vergebens gesucht. So lange also bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch, Herodot habe schreiben wollen, weil er ohne Zweifel bey dem Bayle gelesen: On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter - - - Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc. Doch auch alsdann würde er zu tadeln seyn, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodot für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

**) Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darin? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein ganz besondrer Fehler: man sehe die Note **. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehr-

Abauchas und nicht Abaucas geschrieben werden. *) Er ist kein arabischer Philosoph. **)

---

ten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrtenlexikon zugleich ein Exempelschatz seyn soll, warum findet man nicht eben sowohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darin? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas so gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere, sind Namen, und keiner von ihnen, wahrscheinlicher Weise, hat jemals existirt. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen seyn, wenn man die Namen der Moralisten realisiren wollte?

*) Die Ursache sieht ein jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian Αβαυχας und nicht Αβαυκας nennt.

**) Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian ist der einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer, und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen, in Beobachtung der Pflichten der

Den Lucian hat man schlecht angeführt, und

Freundschaft, streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß jeder fünf Beyspiele aus seinem Volk erzählen will, derer Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an fünf Paar Griechischer Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die letzte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber seyn kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philosoph ist er; denn wo giebt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man der Philosophen in Scythen beynahe so viele machen, als Scythen selbst gewesen sind, wenigstens nach dem Zeugniße des Lucian; wenn anders ein Satyrenschreiber bey historischen Wahrheiten ein Zeuge seyn kann. Seine Absicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weißer Rabe, nach den vollkommnen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sey. Diese konnte er eben so wohl durch erdichtete, als durch wahre Beyspiele erreichen. So lange man mir es also nicht durch das Zeugniß eines Geschichtschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sey, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen Geschlechte diese Zierde absprechе, und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zei-

noch schlechter verstanden. *)

---

gen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie seyn sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bey Wind und Schwert schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzählen wolle.

*) Man sage mir, kann man nachlässiger citiren, als: Lucianus Dialog? Man erwidere nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucians, als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meynen könne. Derjenige, welcher es schon weiß, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt seyn, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte. „Er „wollte," sagt das Gelehrtenlexicon, „lieber seinen „Freund aus dem Feuer erretten, als seine Frau „und seine zwey Kinder, von denen das eine „nur sieben Jahr alt, das andere aber noch ein „Säugling war. Das letztere (der Säugling) „kam mit seiner Mutter davon; das erste aber „mußte in den Flammen sein Leben einbüßen." Man vergleiche dieses mit den Worten des Lucian: ἀνεγρομενος ὁ Αβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν αὐτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαντο

ὑπο τε πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, εἰπετο ἀκολουθειν κελευσασα και την κορην. ἡδε ἡμιφλεκτος, αφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν αὐτη, παρα μικρον ἐλθουσα κἀκεινη ἀποθανειν. Die Frau, sagt Lucian, sey mit dem Kinde auf dem Arme, dem Manne gefolgt, und habe dem Mädchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt haben sie das Kind fallen lassen, und sich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mädchen habe beynahe das Leben einbüßen müssen. Hier ist das Mädchen, oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber ist mir bange, denn der ist der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieser scheinet nicht umgekommen zu seyn, wann ich anders die folgende Worte des Abauchas recht verstehe: ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και αὐθις ποιησασθαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται ἑτοι. φιλον δε εκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλω χρονῳ τοιουτον, οἱος Γυνδανης (so hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) ἐζι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενης. In den Worten ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται ἑτοι, scheint mir die glückliche Entkommung beyder Kinder zu liegen. Man sehe übrigens, wie entkräftet auch diese Stelle in der Uebersetzung des Gr. klingt: „Ich könnte wohl „andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen „Freund würde ich niemalen wieder gefunden „haben."

George Abbot.

„Dieser Abbot, sagt Herr Dr. Jöcher, verursachte sonderlich durch seine Schärfe gegen die Nonconformisten, daß sich viele über ihn beschwerten.“ Gleich das erstemal, da mir diese Stelle ins Gesicht fiel, schien mir es ein wenig seltsam, daß man einem Erzbischof die Strenge gegen die Feinde seines Ansehens und seiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen lassen, was ich hernach fand; daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle, worin dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, so sehr habe verfälschen können. Hier sind sie; La severité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa connivence sur la propagation des Nonconformistes; etoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heiße, ist auch Leuten bekannt, welche kein Französisch verstehen. Alles was man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, ist die Nachbarschaft des Worts severité. Aber wer wird mit halben Augen lesen? Ich würde menschlich genug seyn und glauben, seine eilende Feder habe für Schärfe, Nachsicht schreiben wollen, wenn er nicht gleich darauf fortführe: „Bey dem König Ja„kob I. machte er sich verhaßt, weil er die Hey„rath des Prinzen von Wallis mit der Infantin „von Spanien nicht billigen, sondern die Gesetze „wider die Nonconformisten nach der Strenge exer„ciren wollte.“ Außer der Wiederholung eines Fehlers begeht der Herr Doktor noch einen neuen. In was für einer Verbindung stehen diese Heyrath und

die Nonconformisten? Hätte Abbot gegen diese nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz; ich kann hierbey gar nichts denken. In der Note *) zwey Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

Abraham Usque.

Der Herr Doktor bekennt es selbst, daß die rabbinischen Artikel sehr schlecht gerathen sind; und ver-

*) Unter seinen Schriften heißt es, sind die vornehmsten: — — Quaestiones theologicae — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabey denken kann, als man soll. Weil das Werk selbst rar ist, so will ich ihn ganz hersetzen: Quaestiones sex, 1) de mendatio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597, in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598 in 4. Ferner ein Tractat von der sichtbaren Kirche. Die wahre Aufschrift heißt: von der beständigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher ist ein zu großer Theolog, als daß er nicht zugeben sollte, daß dieser Titel etwas ganz anders denken lasse, als der seinige.

verspricht in den Supplementen auf die Verbesserung derselben Fleiß zu wenden. Es war also billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfasser seiner eignen Feile vorzubehalten, für gut befunden hat. Nur bey diesem einzigen Artikel, weil er in die spanische Literatur mit einschlägt, erlaubte man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen sind folgende. 1) Es ist wahr, daß wir diesem Abraham den Druck der spanischen ferrariſchen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einschränkung nicht vergessen sollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verstehen sey, welche dem Gebrauche der Christen bestimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beyde sind von einem Jahre. 2) Daß sie zum andernmale 1630 in Holland sey gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweyte aber ist 5371 (1611.) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwey Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661) welcher ich unten *) gedenken will. 3) Bey

*) Der Titel ist dieser: Biblia en lengua espannola traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officiò de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Senòr Duque de Ferrara. Ya otra de nuevò corregida en casa de Joseph Athias y por

den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Constantinopel gedruckte

---

su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421 in 8. Aus der Vorrede, welche Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreyet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzuharten Wortfügungen ausgemerzt, und bey den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch ( ) abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wenn das Gr. sagt: „sie „ist von Wort zu Wort nach dem hebräischen „Text gegeben, welches denn sehr schwer und „dunkel zu verstehen; zumal, da es in einer „ungebräuchlichen spanischen Redensart, die „meistens nur in den Synagogen üblich, übersetzt „ist." (Man bemerke hier im Vorbeygehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meynen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu Gefallen Spanisch lernen müßte; indem die größten Gelehrten darin übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte so genau ausdrücke als diese. (Casp. Lindenbergeri Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis, in den Novis Literariis maris Baltici Ao. 1762.) Von dem Sa-

spanische Bibel auch nicht in einem Worte von dieser unterschieden sey, habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Constantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentatevchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546, sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt fere ad verbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwischen diesem

---

muel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das Gr. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwähnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „ein spanischer Rabbi in der „andern Hälfte des 17ten Seculi, hat die Bibel „ins Spanische übersetzt, zu Amsterdam 1661 „in 8. edirt." Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt blos seiner zwey hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabey wird Leusdenius sowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Marefius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazu gesetzt hätte: für die an sie gerichtete Dedication der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel, hätten eben so wenig sollen übergangen werden, als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Bibeln der Juden über das häufige vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken.

zu Constantinopel gedruckten spanischen Pentateuchs und der ferrarischen Uebersetzung angestellt hat, und aus dem Wolf etwa schließen will, daß also die erste spanische Uebersetzung eines Stücks der Bibel zu Constantinopel herausgekommen sey, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentateuchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

Johannes Abrenethius.

Von diesem Manne weiß das GL. weiter nichts als: hat 1654 eine geistliche Seelenarzeney und von der Krankheit der Seelen zu Hanau edirt. Wenn man nur wenigstens noch gesagt hätte, ob er ein Franzose oder ein Russe, ein Spanier oder ein Wende gewesen wäre. Doch wenn er sein Buch deutsch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, so wird er wohl ein Deutscher seyn. Gefehlt! Er ist ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch ist nichts als eine Uebersetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physike for the soule herausgekommen ist.

Laurentius Abstemius.

Es ist verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken soll, was man bey dem Bayle schon angemerkt findet. Er hat, sagt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeschrieben. Es sind nicht einige Bücher, son-

dern ein einziges und noch dazu ein sehr kleines, wie es Abstemius selbst in der Zueignungsschrift zu seinem Hecatomythion sagt: Sonst hat er auch annotationes in obscura loca veterum geschrieben, von denen ein Stück in GRUTERI Thesauro critico stehet. Diese sind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerley, und hätten also unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederholet werden. Der Auszug daraus steht in dem ersten Theile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande diese Anmerkung des Gruterus findet ex libro obscurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von seinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Gesner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Revelet, wie Bayle anmerkt, hat sich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erste Hundert enthält, und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufschrift: Fabulae per latinissimum virum LAURENTIUM ABSTEMIUM nuper compositae gedruckt ist. Diesen sind 30 Fabeln des Aesopus, aus dem Griechischen durch den Laurentius Valla übersetzt, beygefügt. Ich nenne diese letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bey der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nämlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde

es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Uebersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beyfügen dürfe?

Abudacenus.

Seine Historia Iacobitarum ist zu Orford 1675 nicht in 12 sondern in 4 gedruckt worden. Herr Clement sagt zwar auch in 12, doch beyde berufen sich auf den Herrn von Seelen, ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement setzt noch hinzu: S. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen stark, und dennoch in 12 seyn sollte, so müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart, und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblatt und zwey Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacenus zu halten. Außer den Schriften, die er im Manuscripte hinterlassen hat, und worunter sonderlich die arabische Grammatik gehöret, welche in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird, (LAMBECIUS Tom. I. Comment. S. 176.) hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sey, ist ausgemacht. Der Herr D. Jö-

eher hätte also das soll und nach einiger Meynung ersparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ten Briefe des ersten Hunderts. Diese beyden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken, nach dessen Vermuthung der damalige Bischof, Johann Fell, die Ausgabe der Geschichte der Jacobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er ist kein Plagiarius. *) Er ist es nicht,

*) Wenn wird man aufhören einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumalen, den ihm die Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der erste, welcher dem guten Acciajoli, (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen seinen Lehrer Schuld zu geben schien. Raube, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederholte diese Beschuldigung als eine Gewißheit. Vossius zweifelte daran, und Conring widerlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die Vorlesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzählt Bayle weitläufig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn

welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Ita-

man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun jemanden einkäme, aus dem Gr. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln; wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat; würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italieners Schuld seyn? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Kritikus gedenkt, und weswegen ihn noch niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Besseln in der Vorrede zu seinen animadvers. ad Eginhartum sagt: Circumfertur Caroli M. ulta, quam in Hagiologiam suam transtulit Georgius Wicelius, ratus, antiqui alicuius esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum movit Vossio; sed genuinus ejus autor est Donatus Acciaiolus qui et ipse Eginhartum fere exscribit etc. Ich bin jetzo nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bey der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Budens unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895 S. sagt: Vitam Caroli M. Donatus quoque Acciaiolus Florentinus,

dienische übersetzt hat. *) Dieses Leben hat kein Palearius sondern Matth. Palmerius geschrieben. **) Die Lebensbeschreibungen aus dem

---

compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quae vel apud hunc minime, vel paulo aliter expressa inveniuntur.

*) Wenn man sich nur ein klein wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe, und ein Rhodiser Ritter gewesen sey. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sey; am allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eignes Leben nebst seinem Tode erzählt wird.

**) Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de vita et rebus gestis Nicolai Acciaioli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310 — 1566. Ob ich mich aber, oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufe, werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte Italienische Ueber-

Plutarch hat er nicht italienisch übersetzt. Bey Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit. *) Eines von seinen Werken, wel-

---

setzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten; und damals als der Herr de la Monnoie bey dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

*) Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr Dr. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld, als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italienische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehn; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht grössere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doktor nicht bey dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli

ches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen. *) Ein Umstand von ihm, welcher

---

diese beyden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprius, der Sohn des Plutarch, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibal verfertiget hat. Dieses Verzeichniß hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Kaphelengius davon: Id genus indicis cui usui sit non nescis. Ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus schließen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrüger gewesen sey; so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beyden Lebensbeschreibungen, den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

*) Ich meyne nämlich seine italienische Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drey Jahre nach seinem Tode in Venedig

vielleicht der bekannteste nicht ist. *)

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bey diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bey dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Brie-

---

unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare par Donato Acciaioli. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro Iacomo di Rossi, de natione Gallo 1476. in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese, als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franziscus Sansovini, angeführt, und rechnet beyde unter die seltnen Werke.

*) Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bey dem Bayle; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal so gar seine Vaterstadt habe räumen müssen; findet man daselbst nicht, so wichtig auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Gespräche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate ista praecipuae auctoritatis vir, Donatus Acciaioli equestris ordinis, pru-

sen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieses Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwey Antworten an ihn. Seine Chronik eines Klosters in Florenz ist auch mit einem Schnitzer angeführt worden, indem das Gk. dieses Kloster St. Mariae anstatt St. Marci genennt hat. Was endlich des Aristotelis Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, so vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus sey verwechselt worden. Von seinem Sterbejahre eine Anmerkung *) welche den Herrn de la Monnoie angeht.

---

dentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cuius consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob eius egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimi corum opera ex urbe pelleretur.

*) Ambrosius Altamura sagt, Zenobius sey im Jahre 1520 gestorben. Dem Herrn de la Monnoie ist dieses verdächtig vorgekommen. Er sagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 gestorben seyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt ist, diese Stelle nicht eher als im gedachten 1537ten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie diese Nachricht? Bayle sagt: Aleandre fut d'abord placé chez le Cardinal de Médicis, auquel

il servit de Sécrétaire: il eut ensuite la charge de Bibliothécaire du Vatican après la mort d'Acciajoli. Mais le grand théâtre où il commença de paroître avec éclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Réformation y excita. Il y fut envoyé Nonce du Pape l'an 1519. Ist hieraus nicht zu schließen, daß er schon vor dem Jahre 1519 die Aufsicht über die vaticanische Bibliothek müsse gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hysteronproteron begangen haben? Ich will also den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwidersprechlichere Art nichtig machen; durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1737 schon Kardinal gewesen, oder wenigstens gleich das Jahr darauf geworden ist. Ist es also möglich, daß er dem B. Acciajoli erst zu dieser Zeit könne gefolgt seyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieser Irrthum des Herrn de la Monnoie entstanden ist. Daher nämlich, daß er eben so wenig, wie der Herr D. Jöcher, die Aufseher in der vaticanischen Bibliothek, von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal seyn kann, unterschieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe, noch eher, starb, folgte ihm Aleander nur als Custos, oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach seiner Gelangung zur Kardinalswürde aber, welche gegen das Jahr 1538 geschah, ward er eigentlicher Bibliothekar. Ich muß mich wundern, wie sich Bayle durch einen so leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen lassen. Doch es scheint, als ob

er dem Hrn. de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher ist es vielleicht gekommen, daß er sich verschiedene Fehler von ihm hat aufheften lassen. Ich will es noch zum Ueberflusse durch ein Zeugniß beweisen, daß Acciajoli schwerlich erst 1537 könne gestorben seyn. Leander Albertus sagt in seiner Beschreibung Italiens, welche ich nach der lateinischen Uebersetzung anführen muß, von ihm folgendes: Zenobius Acciavolus ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et annis superioribus. Bibliothecae Vaticanae Magister excessit. Diese Stelle steht nicht weit vom Anfange eines Werkes, welches der Verfasser schon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erst einige Jahre darauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus sagen können, wann er in eben dem Jahre gestorben wäre? Was die Uebersetzung des Justinus, in dieser Stelle des Albertus, anbelangt, so ist sie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt seyn wird, welche wissen, daß wir nicht mehr als drey lateinische Uebersetzungen des Justinus haben. Die erste ist von dem Joachimus Perionius; die zweyte von dem Sigism. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Fünfzehnter Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser, dem Herrn Pastor Lange, gemacht. Ich habe ihn allezeit als einen unserer wichtigsten Dichter betrachtet, und seiner versprochnen Uebersetzung des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegen gesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen, und meine Begierde hat sie mehr verschlungen, als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dies Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwängliche Schönheiten, hat sich in ein Erstaunen über unüberschwängliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hinein that, war entsetzlich, und beynahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14te Ode des fünften Buchs und las:

Als hätte ich mit dürrem Schlund zweyhundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durstig getrunken.

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim;

so

so sagt Horaz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia Somnos, aus schlaferweckenden Bechern, ducenta pocula, zweyhundert Becher. O wahrhaftig er muß ihrer mehr als zweyhundert ausgeleeret haben, die ihm das Innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangs-Gründe erfüllt haben! Ich zeigte diese Stelle sogleich einem Freunde, welcher, wie ich und Sie, nie aufhören wird, den Horaz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durch zu laufen, ehe wir den Uebersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sey. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas unbegreifliches sey, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unser Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen um sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieſes überſetzt Herr Lange

Es rühre ich mit erhabenen Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort, das auch zwey Sylben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heißen dem Herrn Lange leichte Helme; hier müſſen es blanke Helme heißen, wie es aus der Quantität der erſten Sylbe in leves zu ſehen iſt. Der Gradus ad Parnassum iſt nicht zu verachten!

1 B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?

Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorſichtiger als Gift der Ottern.

Wenn Horaz geſagt hätte: Olivam ſo möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit ſich die Fechter beſchmierten, damit ſie deſto ſchwerer zu faſſen wären. Daß aber Horaz dieſes Oel und nicht den Oelzweig meynt, kann man aus dem, was er ihm entgegen ſetzt, dem Gifte der Ottern ſehen.

1. B. Ode 11.

Horaz ſagt, vina liques. Herr Lange ſagt: zerlaß den Wein. Was heißt das den Wein zerlaſſen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus

einer Stelle des Martial verstehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnschr. 3.

Incensura nives Dominae setina liquantur:

2. B. Ode 1.

Graves principum amicitiae;

heißen unserm Uebersetzer der wichtige Bund der Großen. Er hätte wenigstens sollen sagen, der schädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum:

heißt in der Uebersetzung: Mein Alter ist schon mit Zittern zu vierzig gestiegen. Trepidare kann hier nicht zittern bedeuten, weil man im 40sten Jahre schwerlich schon zittert. Es heißt nichts als, eilen, so wie es Herr Lange selbst an einem andern Orte (3. B. Ode 27. 3. 17) übersetzt hat *):

*) In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht: er übersetzt:

Ärsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta:

Erhitzte denn da, selbst mitten in dem Triumphe — — — nicht die beyden Söhne des Atreus
Die schöne Geraubte?

Die Construktion, und die Geschichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. (valet)

Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen; sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte, Huld und Gatte zu brauchen, wagen? doch wenn auch. Horaz will das gar nicht sagen, was ihn sein Uebersetzer sagen läßt; er bleibt blos in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt, indem sie den Hals den heißen Küssen entziehet. Allein das ist gleich das Gegentheil von dem, was Horaz sagen will.

3. B. Ode 6.

Horaz sagt von einem verbuhlten Mädchen in dieser Ode:

Rede sey, welcher dem Achill die Briseis raubt. Und ist es wohl der Sinn des Lateinischen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquus

wenn Herr Lange übersetzt:

Gewiß sie beklagt das Unglück fürstlicher Kinder
Und zürnende Götter?

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia luminibus remotis.

Was ist deutlicher, als daß er durch luminibus remotis sagen will, wenn man die Lichter bey Seite geschafft hat. Der bessere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es sich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato übersetze? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

3. B. Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

übersetzt Herr Lange, oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: du weist's nicht, und bist des großen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

die vortrefflichste Strophe in dieser Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So sieht, sagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh, den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßenen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll. — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, Fulvae matris ab urbere
Iam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man sehe nun, was der Uebersetzer für ein elendes Gewäsche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen
Mit froher Weid allein beschäftigt, den Löwen,
Von Milch und Brust der gelben Mutter vertrieben,
Sehn und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und also heißt Dente novo von jungen Ziegen?

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor

Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist, der 16 und 17 Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie sich ja, daß ich nicht freygebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzt, daß er nichts als eine wörtliche und treue Uebersetzung habe liefern wollen. Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie rein sey, ob sie sonst eine andre Vollkommenheit besitze, das mögen andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin ꝛc. Wittenberg, 1752.

Sechszehnter Brief.

oder

Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artikel in den Hamburgischen Correspondenten, wegen der im 178 und 179sten Stück eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horaz.

Mein Herr,

Sie haben in dem 178 und 179sten Stück Ihrer Zeitungen, von diesem Jahr, die Beurtheilung des Herrn Lessing über meine Uebersetzung oder Oden des Horaz eingerückt. Ich gehöre nicht unter diejenigen, die Ihnen deswegen eine Gemächlichkeit oder Abneigung gegen die Partheygänger der reimfreyen Dichtkunst zuschreiben. Wie sollten Sie, durch diese Abneigung angereizt, eben mich ausersehen haben? Sie haben zu viel Einsicht, als daß Sie mich unter diese Partheygänger rechnen sollten; da ich eigentlich nur zu denen gehöre, die fest glauben, das Wesen der Dichtkunst bestehe weder im Reime, noch in der Vermeidung desselben. Ich liebe ein gut Gedicht, es habe Reime oder nicht, und ich sage noch überdies, daß ich gewissen Dichtern meinen Beyfall versage, die was besonders darinnen suchen, daß sie nicht reimen, und noch überdies den Hallerischen Weg verlassen, und, indem sie sich zwingen, gedankenreich zu schreiben, so schreiben, daß es fast eben so viel kostet, ihre Gesänge zu verstehen, als eine algebraische Aufgabe,

und die keinen Unterschied machen, unter einem Gedicht, das dem Leser Gelegenheit giebt, noch viel schönes zu denken, und unter einem Gedicht, dessen Wortverstand man mit Mühe errathen muß. Ich gehöre so wenig zu diesen Scotisten, daß es mir vielmehr Leid thut, daß ich durch einige reimfreye Gedichte Gelegenheit gegeben, mich dieser besondern Secte zuzugesellen.

Sie haben im Gegentheil mir eine große Gefälligkeit durch den Abdruck des 24sten Schreibens des Herrn Lessing erzeiget. Denn ich muß es Ihnen gestehen, daß ohne diesen Dienst mir die sämmtlichen Werke des Herrn Lessing noch lange unbekannt geblieben seyn würden: ja ich habe dadurch noch diesen Vortheil erhalten, daß ich bey Beantwortung meines Gegners nicht die Mühe haben darf, die Seiten eines Duodez- oder Taschenbuchformats mühsam zusammen zu suchen. Da ich nun Ihnen diese Vortheile zu danken habe, so bin ich geneigt, Ihnen eine ganz andere Absicht bey dem Abdruck des Tadels meines Gegners zuzutrauen. Sie wollen mich insbesondere aufrufen, dem Herrn Lessing zu antworten; Sie haben mit einem kritischen Auge tiefere Blicke in die getadelten Stellen gethan; Sie sind erstaunet über den Stolz und Muthwillen sowohl, als über die tiefe Unwissenheit oder Faulheit meines Gegners, der wenigstens sich nicht die Mühe geben wollen, nachzudenken, und der zu viel Vertrauen zu seinen ersten Einfällen hat. Vielleicht haben Sie auch, da Sie einige Fehler getadelt gefunden, die nicht zu rechtfertigen sind, wissen wollen, wie

ich mich dabey verhalten würde. Eben dieses letztere, daß nämlich mein Gegner nicht in allem Unrecht hat, es sey nun, daß Herr Lessing die wenigen Stellen, wo er Recht hat, sich, wie wahrscheinlicher ist, von einem andern hat zeigen lassen, oder daß er es zum guten Glück zweymal errathen hat; so ist doch ein Mann, der in seinem Tadel nicht ganz Unrecht hat, werth, daß ich ihm antworte; und dieses ist auch bey mir der vornehmste Bewegungsgrund. Denn, sollte er in gar keinem Stücke gegründet getadelt haben, so würde ich ihm auch gar nicht antworten, und wenn auch sein 24ster Brief allen Zeitungen von Europa eingerückt wäre. Ueberdem habe ich mir bey dieser Gelegenheit die sämmtlichen Werke meines Gegners angeschaft, und indem ich sie durchgelesen, habe ich gefunden, daß dieser neuangehende Kunstrichter dermaleinst was nützliches werde leisten können. Es ist aber zu befürchten, daß sein Feuer und Witz, der etwas in das muthwillige abartet, ihn, ohne eine kleine Zurechtweisung, endlich ganz unbrauchbar machen möchte, zumal da er durch sein Beyspiel den Satz bekräftiget, daß der, welcher die ihm von der Natur versagte Gabe der Einfälle und seinen Scherze erzwingen will, in das pöbelhafte verfalle, wodurch die ungesitteten Ausdrücke des Gegners zur Wirklichkeit sind gebracht worden. Ich kann ihm diese um so viel eher vergeben, da Herr Lessing mit den Schlägen seiner Geissel bey dem sel. Luther anhebt, damit zu andern berühmten und verdienstvollen Männern fortgehet, und endlich bey mir aufhöret. Ich habe wenigstens den Trost, daß ich sehr ansehnliche und große Mitgenossen dieses Uebels habe, wel-

ches um so viel erträglicher ist, da der Charakter meines Gegners ihn entschuldiget. Er ist ein Mensch, der in allen Stücken auf das äusserste fällt, der jetzt Luthern vergöttert, und ihn hernach bis zu der Classe der boshaftesten und tückischen Leute herunter setzt, und mich zuerst zu hoch erhoben, nachher aber auf die Bank seiner Schulknaben zu setzen, für gut befunden hat. Was kann man von einem so wenig gesetzten Menschen vor ein gründliches Urtheil erwarten, der in keinem Stück die Mittelstraße kennet, und erst ein recht blinder Verehrer, und dann, da er nun seine eigene Kräfte zu gebrauchen anfängt, ein bitterer Scioppius wird.

Ich kann den Tadel wohl leiden, und weiß, wie leicht man, trotz allen Fleißes und aller Vorsichtigkeit, bey einem so schweren Autor, als Horaz ist, fehlen könne, wie ich denn dem Herrn Lessing noch einen Fehler angeben kann, der B. 3. Ode 26. zu finden ist. Allein mein Gegner wird aus meiner Antwort ersehen, daß man sich auf eine lächerliche Art vergehen könne, wenn man das tadelt, was man nicht verstehet. Ich werde meine Antwort nach der Ordnung einrichten, in welcher die getadelten Stellen im Horaz stehen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice,
So rühr' ich mit erhab'nem Nacken die Sterne.

Vertex heißt Scheitel und nicht Nacken; ich habe aber hier das Wort Nacken mit Fleiß gebraucht. Herr Dacier wußte auch was vertex

heißt; allein er befand für gut, das Wort Stirne zu gebrauchen. Das Bild, so Horaz hier maset, stellet mir diesen Dichter vor, wie er oben an dem Sternhimmel schwebet und herabschauet. Herr Lessing stellet sich ohne Zweifel den Dichter vor wie ein kleines Glasmännchen oder Carteſianiſches Teufelchen, welches im Glase schnell aufwärts fähret, oben anstößt, und die Beine gerade herunter hängen läßt. Ich folgte, als ein treuer Ueberſetzer, meinem Horaz in der Schilderung auf das genaueſte nach. Denn ich habe hauptſächlich mich bemühet, alle ſeine Bilder ſo genau, als möglich, nachzumalen. Es kann folglich nur ein Menſch, der erſt kürzlich die Schule verlaſſen hat, und der nicht auf die Gedanken, ſondern auf die Worte Achtung giebt, dieſes für einen Schulſchnitzer halten, oder auch ein junger Kunſtrichter, der ſeine Einſichten aus den Wörterbüchern holet, und zum erſtenmale ſeine geſammten Werke in Duodez herausgiebet, um ſie durch das Format zu einem vade mecum zu machen.

1. B. Ode 2.

Leichten Helme, ſollen nach Herr Leſſings Befehle blanke heißen.

Dieſesmal führt mein Gegner doch einen Grund an, der von dem Sylbenmaaße hergenommen iſt, und ſich hören läßt. Es iſt nur Schade, daß Horaz ſich zuweilen nicht an das Sylbenmaaß kehret, ſo wenig als an die Schönheit der Wortfü-

gung, weil sich unter der Stärke seiner Gedanken alles beugen muß. Alle große Dichter machen es so. Herr Lessing z. E. befindet für gut, in seinem Versuch des Trauerspiels, Hentzi genannt, ganz ohne Noth, und auch ohne den geringsten Nachdruck dadurch zu erhalten, das Wort Freyheit ganz umgekehrt abzumessen, und die erste Sylbe kurz, die letzte lang zu machen. Er hat das mit einigen großen Lichtern auf dem Parnaß gemein, die sich, ohne daß sie als Uebersetzer, wie ich, sich mit den strengen Gesetzen einer genauen Uebersetzung entschuldigen können, die deutsche Sprache radebrechen, das Sylbenmaaas willkürlich machen, und die Wortfügung mit Fleiß verwerfen, damit es scheine, daß sie stark und gedankenreich schreiben. Ich habe die Helme lieber leicht als blank haben wollen, weil Horaz hier von den leichtbewaffneten Mauren redet. Wenn Herr Lessing seinen gradum ad Parnassum gut verstehet, so beliebe er im 2 B. Ode 19. die 15. Zeile zu scandiren:

Disjecta non levi ruina.

Die besten Handschriften haben hier das levi, ob es gleich auf der ersten Sylbe kurz ist, da es lang seyn sollte, und Horaz hat es doch lang gemacht, ohne hier das Blanke anzuzeigen. Wer andere tadeln will, muß etwas mehr ansehen, als den gradum ad Parnassum.

1. B. Ode 8.

Cur olivum.

Ich habe aus einem andern Exemplar über-

setzt, und aus einem ganz andern abdrucken lassen, wie es ein aufmerksamer Leser an vielen Orten finden wird. Z. E. in der Jubelode, pag. 356 und 357, stehet im Text: ut denos, in der Uebersetzung elf Jahre, quasi undenos. 5. B. Ode 5. Zeile 13 stehet im Text: exerta, da ich in meinem Exemplar exsucta gefunden und beybehalten, weil ich es für besser erkannt, aber um dem Leser die Wahl zu lassen, es im Text nach anderer Lesearт abdrucken lassen. Das Wort olivam, so in meinem Exemplar stehet, ist ein Druckfehler. Herr Lessing hat also bey dieser Erinnerung vollkommen recht, und es ist auch die einzige, in welcher er sich begnügen läßet, Recht zu haben, ohne unhöflich zu seyn.

1. B. Ode 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein.

Herr Lessing fragt: Was heißt das, den Wein zerlassen? war der Wein gefroren? Er weiset mich auf den Martial, um die Bedeutung des Worts liquare recht zu lernen. Ich lerne gern; aber ich bitte meinen Herrn Schulmeister, die Ruthe auf einige Augenblicke weg zu legen, und mir liebreich einige kleine Zweifel zu heben.

1) Liquare heißt sowohl zerlassen, als zerschmelzen, aber beydes ist nicht einerley. Metalla liquantur, die werden nicht zerlassen oder verdünnet, sondern geschmolzen. Wollte mir Herr Les-

sina wohl den Gefallen thun, und den Plinius nachschlagen, und aus dem 9. B. c. 3. die Worte übersetzen:

alvum liquare.

soll das hier schmelzen heißen? Hat etwa Martial das auch sagen wollen?

2) Die alten Scholiasten (vielleicht gefallen die meinem Gegner, weil ihre Benennung im Klange mit dem Wort Schüler viel gemein hat,) erklären dieses Wort also: liquare est dissolvere et liquidum facere, so sagt Aeris. Landin sagt: liques naturalem habet significationem liqueo, ergo liques, liquefacias.

3) Nun zeigt mir mein Lexicon, daß liquefacere zerlassen heißt. Zerlassen aber muß es hier heißen, weil man Eis und Eisen und Schnee schmelzet, etwas dickes und zähes aber zerläßt und dünne macht.

4) Der Wein der Alten war sehr dick und zähe, daher mußten sie ihn erst dünner machen, oder zerlassen, wenn er trinkbar seyn sollte. Wenn dieses mein Herr Schulmeister nicht weiß, so kann ich nicht davor, ich bitte ihn, solches erst zu lernen, und alsdann bey mir wieder anzufragen. Sanadon sagt bey diesem Ausdrucke: Les anciens passoient leur vin par la chausse, à fin de le rendre moins épais et plus coulant. Die Alten filtrirten ihren Wein, damit er dünner und flüßiger gemacht würde; das thaten sie auch, indem sie Wasser zugossen. Ich rathe meinem Geg-

ner, wenn er dergleichen Dinge mit kritischer Miene verdammen will, daß er noch ein paar Bücher mehr lese, und nicht alle seine Weisheit lediglich aus dem Bayle hole.

2. B. Ode 1.

Graves principum amicitiae.

Gravis soll hier durchaus nicht wichtig, sondern wenigstens schädlich heißen. Warum? das beliebet dem Herrn Schulmeister nicht zu sagen. Gravis heißt schwer und nicht wichtig, Herr Lessing beliebe in seinen Cellarius zu sehen. Horaz schreibet hier von den Verbündnissen des großen Triumvirats, davon war Augustus auch einer; er redet auch von des Cäsars Verbindungen, den Augustus als seinen Vater verehrete. Augustus war der einzige, der davon Vortheil zog, und er lebte noch, da Horaz diese Ode schrieb. Hätte also der Dichter wohl bescheiden und weislich gehandelt, wenn er diese Bündnisse schädliche genannt hätte? Nein! das wäre Lessingisch gewesen, und nicht Horazisch. Horaz wußte zu leben, und war bescheiden.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.
Mein Alter ist schon mit Zittern auf vierzig gestiegen.

Herr Lessing will das Wort zittern weg haben, es soll eilen heißen. Warum? weil man im 40sten Jahre schwerlich schon zittert. Wie? ist

das so was seltenes, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40sten Jahre zittert? Horaz hat aber, wie es der ganze Zusammenhang zeiget, hier gescherzet, er giebt sich baufälliger an, als er wirklich war. Was soll aber das eilen hier sagen? Ist Horaz etwa schneller 40 Jahr alt worden, als es von Rechts wegen hätte seyn sollen? oder hat sein achtes lustrum weniger Wochen gehabt, als das siebente? Doch Herr Lessing beruft sich auf die Stelle, 3. B. Ode 27.

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion.

welche ich so übersetzt habe:

Doch siehst du nicht mit was vor Brausen Orion
Zum Untergang eilt.

Er meynt, ich hätte hier trepidare durch eilen übersetzt, und billiget das; allein wenn ich es gethan hätte, so hätte ich so wenig Latein verstanden, als Herr Lessing. Pronus trepidat heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus durch eilen ausgedruckt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war, das schöne Bild, welches Horaz malet, vollkommen nachzumalen. Wenn die Sterne am Horizont stehen, so sehen wir sie wegen der Dicke des Dunstkreises zittern. Dieses Umstandes bedienet sich Horaz, das schönste Bild uns vorzustellen, als wenn Orion vor Furcht zitterte wegen des drohenden Ungewitters. Also kann trepidare hier nicht eilen übersetzt werden, als nur von einem Uebersetzer, der den Dichter nicht verstehet, oder von einem Ausleger, der sich

nicht

nicht Mühe giebet, das Bild recht anzusehen. Daß aber trepidare nicht eilen heiße, hätte Herr Lessing aus der Stelle, 2. B. Ode 3. lernen können:

et obliquo laborat
Lympha fugax trepidare rivo.
und wo der schnelle Bach mit Zittern
Durch das gekrümte Ufer rieselt.

Wenn hier trepidare nicht zittern heißet, so heißt es nirgends so. Das Eilen hat Horaz durch fugax angezeiget. Durch das trepidare mahlt er das Zittern eines Bachs, und sagt nicht gern, wie Herr Lessing in seinen sämmtlichen Werken hin und wieder, eine Sache mit mehr Worten, als nöthig sind. Ich bitte meinen Herrn Schulmeister, da er mich auf den Cellarium verweißt, mir die Edition anzugeben, in welcher trepidare eilen heißt.

2. B. Od 5.

nondum munia comparis
Aequare (valet).
Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen.

Herr Lessing tadelt erstlich, daß ich die edeln Worte, Huld und Gatten, von Thieren gebraucht hätte, und dann, daß ich die Stelle ganz unrecht übersetzt hätte.

Was die edeln Worte anbetrifft, so möchte ich wissen, ob man von Thieren nicht mit edlen Worten reden dürfe? und weswegen? Ich kann weiter-

nichts auf diesen Punkt antworten, weil mein Gegner keine Gründe anführet, und das gleich folgende ihn überzeugen kann, daß Horaz wirklich edle Ausdrücke gebraucht habe.

Es soll die Stelle, nach meines Gegners Willen, so viel sagen: Mit gleicher Stärke im Joche ziehen, weil Horaz hier blos bey der Metapher vom Joche bleiben soll. Ich leugne dieses: denn Horaz hat schon mit den Worten: nondum jugum subacta ferre valet cervice, vom Joche gehandelt, und es ist seine Gewohnheit nicht, in der andern Zeile eben das, oder noch weniger zu sagen, als in der ersten. Munia comparis aequare heißt nicht, mit gleicher Stärke des Ochsen, der daneben gespannet ist, ziehen; es heißt Egressen vollkommen erwiedern. Mancinell sagt: munia, officia venerea: comparis, i. e. viri sibi adhaerentis. Landin sagt: diese Stelle heißt, commisceri ad liberos procreandos. Herr Lessing, der das turpe est doctori nicht bedenkt, begehet einen wahren Schulschnitzer, indem er mich tadelt. Wie leicht kann man doch schnitzern, wenn man den Horaz übersetzt! restis mearum sententiarum ist Herr Lessing. Herr Dacier sagt bey dieser Stelle, munia, c'est un mot honnête (merks, ein edel Wort,) pour exprimer les plus tendres caresses de l'amour. Es ist mir unbegreiflich, wie Herr Lessing das nicht verstehen können. Doch wer weiß, welcher Schulknabe ihm bey seiner Kritik geholfen hat, vielleicht der jüngere Bruder seines Freundes. Diesen Jüngling will ich in das Lexikon verweisen, es heißt da: munia,

orum, officia publica et debita. Zu den letzten gehöret auch die eheliche Pflicht. Herr Lessing beliebe dieses dem Knaben so zu erklären, daß er ihn nicht ärgert.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.
Indem sie den Hals den heißen Küssen entziehet.

Herr Lessing will, Horaz soll das Gegentheil sagen von entziehen; allein Acrons sagt anders: detorquet, flectit scribit fastidium mulieris detorquentis se ab osculis amatoris, id est, cum flagrantibus osculis suis cervicem detorquet, avertens se, ut magis incitet. Porphyr sagt: magnifice depinxit fastidium mulieris avertentis ab eo, quo osculari se velit, quod ideo facere solent, ut irritent amantibus desiderium sui. Was Dacier erinnert, scheinet mir nicht hinlänglich. Ich habe also große Ausleger auf meiner Seite. Haben die auch Schulschnitzer begangen?

3. B. Ode 6.

Neque eligis
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Luminibus remotis habe ich mit abgewandten Blicken gegeben. Der Herr Tadler will, es soll anzeigen, wenn man die Lichter bey Seite schafft. Ich dachte: Nein! denn das Weib buhlet nicht heimlich, sed jussu, coram, non

eine conscio surgit marito. Der Kaufmann will die Waare sehen, und nicht die Katze im Sacke kaufen, und die Magd für die Frau küssen. Der Mann weiß es, und die Frau ergiebt sich dem Buhler mit abgewandten Blicken. Als ich aber recht genau zusahe; so fand ich, daß er Recht hatte. Ich bekenne mein Versehen willig, wenn der Tadler Grund hat.

3. B. Ode 21.

Mein Tadler sagt: sollte man es sich wohl einbilden, daß Herr Lange prisci Catonis durch priscus Cato übersetze? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen? Hier sind wieder zwey Fragen. Wenn sie nicht so höhnisch wären, so würde der Herr Frager Ehre haben, denn es ist billig, daß man da fragt, wo man nichts weiß. Wenn man aber bey so großer Unwissenheit auf so höhnische Art fraget, so zeiget man, daß die Einbildung und Unwissenheit zu einem gleichen Grad gestiegen sey, und da verdient man Mitleiden. Nun will ich antworten.

1) Nur der kann sich nicht einbilden, daß ich priscus Cato durch priscus Cato übersetzt habe, der unwissend ist, wie Herr Lessing.

2) Es hat keiner von den Catonen Priscus geheißen, sondern, es war einmal ein Mann, der hieß Priscus, und bekam den Zunamen Cato. Testes mearum sententiarum sind: a) Herr Dacier. Er sagt bey dieser Stelle: Assurement Horace entend ici le vieux Caton, Caton le

Censeur qui fut appellé Priscus avant qu'il eût le nom de Caton. b) Anton Mancinelli merkt bey dieser Stelle folgendes an: Catones duo celeberrimi fuere, major et minor. Major dicebatur Priscus, consequenti tempore Cato ei virtutis cognomentum extitit. Nam Romani eum, in quo multarum rerum usus et experientia existit, Catonem nominabant. Also ist mein begangener Fehler der, daß ich im lateinischen Text das Wort priscus nicht mit einem großen P habe abdrucken lassen. Das ist aber mit Fleiß geschehen; die Ursache gehöret nicht hieher. Wird sich Herr Lessing nicht hiebey ein wenig schämen? zu seinem Besten hoffe ich es. Weil Bayle von diesem Namen nichts gedenkt, so hat Herr Lessing, dessen Belesenheit sich nur auf den Bayle zu erstrecken scheint, diesen kritischen Fehler begangen.

Nun kommt ein noch größerer Fehler, nach des Herrn Lessings gründlicher Einsicht.

Uxor invicti Jovis esse nescis?

Mein Herr Gegner wird hierbey sehr lustig, und sagt: Das übersetzt Herr Lange, oder Gott weiß, welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: Du weist's nicht, und bist des großen Jupiters Gattin! Warum ihm diese Uebersetzung nicht gefällt, beliebet dieser gründliche Tadler nicht anzuzeigen. Ich will ihm den Schulknaben nennen. Es ist noch eben der, durch den Dacier die Worte so hat übersetzen lassen:

Vous ignorez que vous êtes la femme de Jupiter. Er macht dieſe Anmerkung dazu: Ce vers peut recevoir deux explications; car il peut signifier: Tu ne sais pas, que tu es la femme de Jupiter, ou bien: Ne sais-tu pas être la femme de Jupiter? La premiere explication semble s'accorder beaucoup mieux avec ce qui precede et avec ce qui suit; cela est même plus naturel et plus simple. Durch eben dieſen Schulknaben hat Sanadon es ſo überſetzen laſſen: Europe, vous ignorés votre bonheur; oui, vous êtes sans le savoir la femme de Jupiter. Der Scholiaſt Porphyr hörte auch dieſen Schulknaben, und daher ward er zweifelhaft, und ſagt: ambiguum, utrum hoc dicat, nescis te gerere conjugem Jovis esse, an vero; nescis te gerere conjugem Jovis, ut si dicas: nescis te esse Consul. Porphyr ſagt in beyden Fällen, es müßte hier keine Frage ſeyn. Dieſer Schulknabe heißt fleißiges Nachdenken. Wenn Herr Leſſing durch denſelben ſeine Werke wird fortſetzen laſſen, ſo wird er nicht ſo muthwillig, aber deſto gründlicher ſchreiben. Warum ich aber im Text das Fragezeichen behalten, gehört wieder nicht hieher. Ich will an einem andern Ort ſolches ſagen. Indeſſen wünſche ich, aus Liebe zu meinem Gegner, daß er um ſeiner Ehre willen dieſen Tadel nicht gewagt hätte.

4. B. Ode. 4.

Dente novo.

Es ſtehet junge Ziegen, anſtatt, junge

Zähne. Der ganze Zusammenhang zeiget, daß hier Ziegen an statt Zähne, durch einen Druckfehler, gesetzt worden seyn. Man muß große Lust zu tadeln haben, wenn man durch die Tadelsucht so verblendet wird, daß man des nicht sehen kann. Doch wo sollten sonst die vielen Schulschnitzer herkommen?

5. B. Ode 1.

Desinet imparibus

Certare summotus pudor.

Imparibus habe ich durch nichtswürdige übersetzt. Nach Herr Lessings Willen soll es solche anzeigen, denen man nicht gewachsen ist, und das soll offenbar seyn. Der 16. und 17te Vers der Ode soll es zeigen. Allein es ist falsch. Herr Dacier soll mein Wort reden. Er übersetzt es also: Je romprai enfin mes chaînes, honteux d'avoir disputé si longtems une maitresse à de si indignes rivaux. Er vertheidigt seine Uebersetzung also: Horace dit: pudor summotus desinet certare imparibus. Je me deferai de la honte qu'on trouve ordinairement à céder une maîtresse à des rivaux indignes. C'est le premier sentiment qui se reveille dans le cœur d'un amant maltraité, en ferment les yeux a tout ce que ce soit une honte de ceder une maitresse à un rival indigne, c'en est une que de la lui disputer. Voila le seul sens naturel, que l'on peut trouver ici, en prennent imparibus pour

des rivaux indignes. Ce qui s'accorde fort bien avec ce qu'il a dit vers (16. 17.) que leur argent l'importoit sur son mérite. Welchen Schulschnitzer hat nicht Herr Dacier vor mir begangen?

Nun komme ich zu der wichtigen Stelle, die Herr Lessing obenan gesetzt hat, um den Leser zu blenden, als wenn alles übrige von gleicher Art wäre.

5. B. Ode 14.

Pocula lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim.

Ich habe diesen und andere Fehler sogleich gesehen, als ich meine Uebersetzung aus der Presse erhielt. Da ich die Correctur nicht selbst gehabt, und der, der sie hatte, mit wichtigern Verrichtungen beschäftiget war, (Herr Lessing wird den Mann wohl kennen, es ist Hr. P. N.) so ist dieser Fehler eingeschlichen. Es war etwas von dem Exemplar verloren, der Druck war eilig. Ich mußte daher schnell aufs neue übersetzen, weil ich die ersten Aufsätze nicht aufgehoben hatte. Ich schreibe eine sehr unleserliche Hand, ich streiche oft aus und setze was darüber, daher kann es gekommen seyn. Wie denn auch, obwohl etwas spät, nach der Distraction der ersten Exemplare, die Fehler auf einem eigenen Blatte angemerkt, und diese Stelle auch geändert worden ist. Ich habe nachher keine wichtige Fehler weiter entdecket. Die Interpunktion kann jeder leicht von sich verbessern. Doch wenn

ich auch diesen Fehler in solcher Eilfertigkeit allein begangen hätte, so würde doch Herr Lessing kein ander Recht haben zu tadeln, als Bayle. Diesen großen Mann sucht er nachzuahmen, und er hat die Art, zu seinem eigenen Texte Noten zu machen, vollkommen erhaschet. Wenn er doch etwas von der Bescheidenheit und Billigkeit dieses großen Mannes hätte annehmen wollen! Ich will davon eine Probe anführen. In der Edition, die ich besitze, Seite 2428 stehet der Artikel Pinsson (François). In der Note D. sagt Bayle von diesem Uebersetzer des Plinius:

„Il a fait deux gentils hommes Romains de „deux espèces de marbre, l'un nommé „Lapis Numidius, et l'autre Sinan„dicus - - - Celui dont j'emprunte cette „remarque ajoute, qu'il a observé un grand „nombre d'autres fautes de cet auteur, „qui ne laisse pas d'avoir travaillé fort uti„lement au reste. Pour peu qu'on soit „équitable, et que l'on connoisse la diffi„culté de l'entreprise, on sera incompa„rablement plus disposé à estimer cet au„teur à cause de tant d'endroits où il a bien „rencontré, qu'à le mépriser à cause de ses „bevües."

Das heißt gründlich tadeln, ohne in den Ton des groben Jahrhunderts zu verfallen. Ein gelehrter Mann hat mir aus Holland meine Uebersetzung durch und durch mit schönen Anmerkungen versehen,

zugesendet. Er hat diesen Fehler nicht übersehen. Sein Tadel über diese Stelle lautet also:

Corriges velim illud zweyhundert mal, quod Tibi forte alia cogitanti ob similitudinem rs ducenta cum ducentia satis lepide irrepsit.

Dieser Mann beweiset, daß man ein scharfer und gründlicher Kunstrichter seyn könne, ohne grob zu seyn. Auch zweifelt dieser gelehrte Mann, dieses Fehlers ohnerachtet, nicht im geringsten daran, daß ich den Horaz verstehe, und er ziehet meine Uebersetzung allen andern vor. Er merket nicht, wie Herr Lessing, nur die Fehler an, oder macht, gar welche, sondern er zeiget auch das Gute; z. E. bey der 5ten Ode des 5ten Buchs hat er dieses Urtheil beygeschrieben:

Haud facile quempiam puto ita feliciter ac te versaturum esse circa versionem odae illius, quae quodammodo non parum intricata est, et non sine perspicacia quaedam intelligenda.

Weil mein Gegner auch so gar verächtlich von meiner Uebersetzung urtheilet, so setze ich ihm das Urtheil der Rostockischen gelehrten Nachrichten entgegen, die von meiner Arbeit so reden:

„Wir dürfen nur den Horaz nennen, um zu „sagen, daß sein Uebersetzer nebst der vollkom„menen Erkenntniß beyder Sprachen, auch das „Horazische Feuer in seiner Brust fühlen müsse.

„Herr Pastor Lange hat sich in seinen unver-
„gänglichen Oden der Welt längst unter dem
„Charakter gewiesen, und die gegenwärtige Ar-
„beit liefert von allen, zur Uebersetzung des Ho-
„raz erforderlichen Eigenschaften, eine würdige
„Probe. Neun Jahre hat er darauf zugebracht,
„weil er sich bemühet hat, die strengsten Regeln
„eines Uebersetzers, die er zum Theil in der
„Vorrede anführet, zu erfüllen. Die Absicht
„des Herrn Pastors ist viel zu edel, und mit zu
„großer Geschicklichkeit ausgeführet, als daß er
„von andern, als solchen Richtern, die ein ver-
„wöhntes Ohr und fühlloses Herz haben, durch-
„aus getadelt werden könnte; und wir lesen
„wirklich den Horaz in der Uebersetzung, wenn
„wir von den Fehlern abstrahiren, die den Ueber-
„setzungen überhaupt nothwendig anhängen, und
„einige geringe Mängel vergeben.

Quae aut incuria fudit,
aut humana parum cavit natura.

„Und wer hat so wenig Billigkeit dieses zu thun?
„Dieses Urtheil, das mit der Denkungsart des
„Herrn Uebersetzers vollkommen übereinstimmet,
„hindert uns nicht zu sagen, daß wir durch seine
„Arbeit den Horaz fast unverbesserlich verdeutscht
„lesen:

Diesem Urtheil nach sind die neun Jahre, die ich zugebracht habe mit dieser Uebersetzung, nicht so ganz verloren. Herr Lessing zeiget eine solche Einsicht und ein solches Herz, daß es mir eben nicht rühmlich seyn würde, wenn ich seinen Beyfall hätte.

Sie sehen nun, mein Herr! die Stärke meines Tadlers, oder vielmehr seine äußerste Schwäche und Ignoranz. Es ist mir wirklich leid, daß ich seine Blöse vor der Welt zeigen müssen, und ich habe in der That viel Mitleiden mit ihm. Doch er ist selbst Schuld daran: er hat mich durch die äußerste Beschimpfung gezwungen, meine Ehre zu retten. Er hat unter den unzähligen Schulschnitzern nur 14 angeführt, und unter diesen 14 Stellen hat er nur an zwey Orten recht; zwey Stellen sind durch offenbare Druckfehler entstanden, und die andern zehen sind zehen unleugbare Beweise der Unwissenheit und Uebereilung meines Gegners. Er scheinet in den Fehler gefallen zu seyn, den er in seinen Werken dem Herrn G. Schuld giebt; und da er weder auf dessen, noch auf der Schweitzer Seite ist, so hat er von beyden Theilen die Grobheit angenommen, die er einem jeden von ihnen beyleget. Wenn er künftig mehr als die Noten ad modum Minellii lesen wird, so wird er bessere Einsicht erhalten, und künftig bescheidener werden. Es ist nicht das erstemal, daß er aus so hohem Tone redet; es ist schon lange, daß er mich mit der Entdeckung einiger hundert Schulschnitzer durch die dritte Hand bedrohet hat. Ich ließ ihm damals wissen, daß ich seine Erinnerungen schriftlich gern annehmen, und wo ich gefehlet hätte, es verbessern würde, ob ich wohl glaubte, es würde viel von der Zahl abgehen; allein ich bekam die Antwort: daß er bereits seine Schrift zum Druck ausgearbeitet hätte, und sie nicht zurück halten würde, wenn ich sie ihm nicht gleich einem Verleger bezahlen wollte. Sie können denken, mein Herr!

was ich darauf habe antworten müssen. Ich verwarf diesen Antrag mit dem äußersten Unwillen, denn ich hätte eben so niederträchtig seyn müssen, als er, wenn ich solches angenommen, und eine Schrift gegen mich mit Gelde abgekauft hätte. Statt so vieler Schulschnitzer sind nicht mehr als 14 Stellen getadelt, wo der Gegner an 10 Orten offenbar geschnitzert hat. Können Sie wohl glauben, daß man so prahlen und so verächtlich thun könne, als Herr Lessing thut, ohne mehreren Grund zu haben? und dennoch schreibet er kühn an seinen Schattenfreund: Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um sich ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn sie selbst nicht Zeit haben, bis in das unendliche können vermehren lassen. Es scheinet aus diesen Ausdrücken, daß mein Gegner den kindischen Knabenjahren näher sey als den männlichen. Man siehet es aus dem Jauchzen, mit welchem er seine Schulschnitzer findet; aus dem Stolz, mit welchem er sie vorträgt, und aus der Petulanz, mit welcher er schreibt. Wie leicht wird es einem solchen Menschen, ein Exemplar zu bekommen, das auf allen Seiten Striche und Kreutze die Menge hat. Denn was thun Knaben lieber, als daß sie die Bücher voll schmieren, nach dem alten Sprüchwort: Kinder Hände beschmieren Bücher und Wände. Doch was thut man nicht wenn man berühmt werden will, und sein Haus auf den Trüm-

[illegible] hauen muß, weil man sich keinen [illegible] kann? Mein Gegner kommt [illegible] Instrute in die Welt wie die Ro[illegible], die sich durch Hauen, Stechen und [illegible] einen Namen machen. Er macht [illegible] Anfang an dem seligen D. Lu[illegible] D. Jöcher, und mir. Der erste [illegible] verantworten, der andere hat viel[illegible] dieses zu thun, die Reihe trifft also [illegible] einige sanfte warnende Schläge auf seine [illegible], dafür, daß er meine Uebersetzung so [illegible] voll Kreutze und Striche gemacht hat. [illegible] wird nun Herr Lessing klüger und be[illegible] und seufzet als ein Mensch, dem die [illegible] aufgehen:

Wie verfolgt das Glück die Frommen,
Wo ich garstig weggekommen.

Es ist sein Glück, daß er zu seinen Kritiken [illegible] Verleger hat finden können. Denn da er [illegible] schlechten Verstand und Wissenschaften in dem [illegible]zuge (welchen er in Briefe an sich selbst ver[illegible]wandelt hat,) an den Tag leget, was vor Unsinn [illegible]ten seine ausführliche Schriften gegen den Herrn Dr. Jöcher und mich hervor gebracht! Doch er hat es seinen Briefen nach, noch nicht verredet, ausführlicher den Herrn Dr. Jöcher zu seinem Moreri zu machen, um dessen Bayle zu seyn. Ich bin allein so glücklich, daß er der Entdeckung mei[illegible]er andern hundert und sechs und achtzig Schul[illegible]hnitzer, als einer kindischen Arbeit, überdrüßig [illegible]worden, und sie einem Knaben überlassen hat, [illegible] seinen Freund damit bis ins unendliche oder

bis in jene Ewigkeit zu amußiren. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit des Verses:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?
Partürient montes, nascetur ridiculus mus:

indem Herr Lessing wirklich nur zwey Fehler entdecket hat, davon der eine von solcher Beschaffenheit ist, daß jeder billige Mensch leicht muthmaßen kann, er sey durch außerordentliche Umstände entstanden. Ich glaube, er würde seiner Geschicklichkeit nach am besten sich zu einem Corrector in einer Druckerey schicken. Wie stark haben die ihre Unwissenheit verrathen, die, so bald sie die Lessingische Kritik in ihren Zeitungen erblickten, mich verloren gaben; ich bedaure sie von Herzen, wie auch die, die sich ungemein darüber gefreuet haben.

Ich bin bey alle dem, was ich gegen diesen Schriftsteller zu klagen habe, nicht so ungerecht, daß ich ihm keine Verdienste lassen sollte. Er hat in seinen Schriften einige Fabeln auf eine recht angenehme Art erzählet. Ich hoffe auch, er werde uns bald mit dem dritten Theil seiner Werke erfreuen, und es würde mir angenehm seyn, wenn er folgender Fabel darinnen eine Stelle gönnen würde.

Als Apollo bereits den mühseligen Lauf des Tages nun vollendet, und in Westen von seinem glänzenden Wagen absteigen wollte, trat ein Schriftsteller zu ihm, welcher ihm eine scharfe Censur über eine Uebersetzung des Horaz überreichte. Apollo ließ darüber ein großes Mißfallen verspüren, und sagte

zu den Umstehenden: daß der ein Thor wäre, der einem was verehren wollte, und sich nicht vorher erkundigte, wozu dieser Lust hätte. Darauf wandte er sich zu dem Kunstrichter und sagte: Mir, als dem Könige, gebührt das Beste, die Schale gehört dem Vieh. Du wirst dahero besser thun, wenn du das Böse, so du aus dem Buche gesammelt hast, in das öffentliche Cloac wirfst, das Gute aber, so du darinnen gefunden, mir zukommen lässest, das wollte ich nicht nur fleißig lesen, sondern dir auch dafür danken. Es antwortete ihm der Kunstrichter, daß er nur die Fehler angemerkt, das Gute aber übergangen habe. Apollo befahl darauf seinem Verwalter, dem Columella, den guten Schlucker auf den Kornboden zu führen, und ihm das Getraide anzuweisen, selbiges ohne Sieb mit seinen Händen zu reinigen. Solches mußte der Kunstrichter thun, und brachte darauf einen ganzen Korb voll Unrath heraus. Als solcher besichtiget wurde, fand sich über die Hälfte gutes Getraide darunter, worauf der arme Kunstrichter, nach einigen Geißelhieben, angewiesen ward, nicht durch Untermengung des Guten ein blendendes Ansehen zu suchen, als hätte er viel Böses gefunden. Als er nun vollends den Unrath ausgelesen hatte, so ward ihm solcher pro studio et labore der Reinigung zuerkannt, nach dem römischen lege: stercus pro solatio. Doch ward ihm auch die Erinnerung gegeben, daß das Böse, so man in guten Schriften finde, keine Waare für kluge Leute sey. Es sey ein Zeitverderb, wenn man die Rosen in einer Schrift vorbey liesse, und nur nach den Dornen griffe. Man solle es bey anderer Leute Arbeit wie die Bienen machen,

machen, die auch aus schlechten Blumen Honig bereiteten; vernünftige Männer deckten die Fehler brauchbarer Schriften zu; Thoren aber breiteten sie aus: und die, welche sich befliſſen, nur die Fehler aus anderer Schriften auszuklauben, gleichten den Roßkäfern, welche mit großer Luſt im Koth herum kriechen. Es sey überhaupt ein Kennzeichen der Ignoranten, welche von Gott und der Natur die Gabe nicht haben, etwas selbſt zu erdenken, daß ſie ſich damit einen Namen zu machen ſuchen, wenn ſie andere durchhecheln. Herr Leſſing kann dieſe Fabel ausführlicher in Ragguagli di Pernaso di Trajano Boccalini finden.

Doch es iſt nunmehro Zeit, daß ich meinen langen Brief endige, und Sie erſuche, die Freyheit, die ich mir genommen habe, dieſe Beantwortung meines Gegners Ihnen zuzuſenden, als ein Zeichen der Werthachtung Ihrer Perſon anzuſehen. Fahren Sie fort, unpartheyiſch zu urtheilen, und wenn ich es verdient habe, auch mich zu tadeln. Ich verharre

Mein Herr,

Dero

Laublingen,
den 20ſten Novembr. 1753.

ergebener Diener

Lange.

Siebzehnter Brief,

oder,

Ein VADE MECUM für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen. Von Gotth. Ephr. Lessing.

Mein Herr Pastor,

Ich weiß nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entschuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umschweif an Sie selbst wende. Zwar sollte ich, nach Maaßgebung Ihrer Politik, einem dritten damit beschwerlich fallen; wenigstens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über ihren verdeutschten Horaz in dem Hamburgischen Correspondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wann sie auch darüber bersten müßten. Diese Gewohnheit, hat man mich versichert, soll so unrecht nicht seyn; ich will sie daher auch jetzt beybehalten.

Um Ihnen, mein Herr Pastor, gleich Anfangs ein vorläufiges Kompliment zu machen, muß ich Ihnen gestehen, daß es mir von Herzen leid ist, Ihrer in dem zweyten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entschuldigung muß ich Ihnen sagen, was mich dazu bewog. Sie standen, und stehen noch, in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines solchen, dem es am ersten unter uns gelungen sey, den öden Weg jenes alten Unsterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn

glücklich genug zu betreten. Da Sie also eine Uebersetzung Ihres Urbildes versprochen hatten, so vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muster, wie man den ganzen Geist dieses Odendichters in unsre Sprache einweben könne. Man höffte, Sie würden mit einer recht tiefen kritischen Kenntniß seiner Sprache, einen untrüglichen Geschmack, und eine glücklich kühne Stärke des deutschen Ausdrucks verbinden. Ihre Uebersetzung erschien, und ich sage es noch einmal, daß ich sie in der Versicherung, unüberschwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie schändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht, auf wen ich erzürnter seyn sollte, ob auf Sie, oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung so getäuscht hatten; oder auf mich, daß ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen schrieb, die Abschrift. Diese fiel mir bey Herausgebung des zweyten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beschloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bey mir selbst, hat niemand das Publikum für diese Mißgeburt gewarnet; man hat sie sogar angepriesen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist; wer weiß, wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache her-

aus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu lesen; Sie erzürnen sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen sich und schreiben ein Paar Bogen voll; aber ein Paar Bogen, die so viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig, von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestoßen zu seyn.

Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Theile meines Briefes erweisen. Der zweyte Theil aber soll Ihnen darthun, daß Sie noch ausser Ihrer Unwissenheit, eine sehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verläumder sind. Den ersten Theil will ich wieder in zwey kleine absondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweytens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich seyn muß!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich seyn, ehe wir zur ersten Unterabtheilung schreiten. Noch eines, Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen.

I. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß vertex hier durch Nacken ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiß etwas abgeschmacktes gesagt? Doch lassen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier habe auch gewußt, was vertex heiße, und habe es gleichwohl durch Stirne übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerley? Dacier verschönert einigermaßen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieses mußte Stirne setzen, und wissen Sie warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen eben so wenig verstünden, als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freylich niemand lehren kann; daß die französische Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner vertex oder unser Scheitel auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muß sie sagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Uebersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil nicht einmal in der wörtlichen Uebersetzung, die er bey abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das sommet de la tête hat brauchen

können, sondern blos und allein sagen muß? de ma tête glorieuse je fraperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Lassen Sie uns Ihre zweyte Ursache ansehen. Ich habe, sagen Sie, mehr nach dem Verstande, als nach den Worten übersetzt, — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaze auf das genaüeste nachfolgen wollen. Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstößt, und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Pastor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht sagen will: Dann werde ich vor stolzer Freude auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne stoßen; was sagt er denn? Wir sprechen im gemeinen Leben: vor Freuden mit dem Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darin erkannt, und Dacier selbst führt die Stelle des Theocritus.

Ες ὐρανον ἀμμιν ἀλευμαι

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glasmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den streitigen Worten, und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herabschauet — — O daß

er doch auf Sie herab schauen, und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständniß einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Paſtor, = = Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigſtens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich ſage mit Bedacht tragen, weil ich jetzo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrſcheinlich iſt. Huy, daß Sie denken feriam heiße: ich will tragen; weil Sie ſich erinnern von feram einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht iſt, ſo können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen ſeyn.

1. B. Ode 2.

galeaeque leves

Sie ſind ein poßierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und alſo glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erſte Sylbe lang iſt, allezeit glatt oder blank heißt? Und alſo meynen Sie wirklich, daß es blos auf meinen Befehl ſo heißen ſolle? Wahrhaftig Sie ſind liſtig! Die Gebothe der Grammatik zu meinen Gebothen zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bey Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie levis nach der Meynung großer Styliſten eigentlich ſolle geſchrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang ſind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeiſter ſeyn

wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie sich bey diesem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben so unwissend seyn, als Sie; so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weiß auch schon, wen ich Ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Pastor, habe ich schon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinschaftlich Ihre Uebersetzung rechtschaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: Denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. — Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Sylbenmaaß, so wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch stille! es steht ein Beweis dabey. In der 19ten Ode des zweyten Buchs, soll Horaz noch einmal die erste Sylbe in levis lang gebraucht haben, ob es schon daselbst offenbar leicht heiße:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, lassen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen streuen wollen. Schämen Sie sich nicht, eine fehlerhafte Lesart sich zu Nutze zu machen? Es ist wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beynahe nicht wissen, was ich antworten sollte. Zum guten Glücke

aber kann ich unſern Leſern ſagen, daß die beſten Kunſtrichter für levi hier leni leſen, und daß man ihnen nothwendig beyfallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Lange dem Ueberſetzer, auf Herr Lange den Dichter. Dieſer ſoll mir ſagen, ob nicht non levis ruina ein nicht leichter Fall für den Horaz ein ſehr gemeiner Ausdruck ſeyn würde? Und ob das Beywort non lenis ein nicht ſanfter ihm nicht weit anſtändiger ſey? Sie ſetzen mir die beſten Handſchriften entgegen. Welche haben Sie denn geſehen, mein Herr Paſtor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich ſagt, leni habent aliquot libri manuscripti? Und wiſſen Sie denn nicht, daß auch in den allerbeſten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt, nicht ſelten iſt? Ueberlegen Sie dieſes, vielleicht ſagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zu ſahe, ſo fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder ſchon abgeſetzt, als ich mich beſann, daß ich zum Ueberfluſſe Ihnen auch Autoritäten entgegen ſetzen müſſe. Bey einem Manne, wie Sie, pflegen dieſe immer am beſten anzuſchlagen. Hier haben Sie alſo einige, die mir nachzuſehen die wenigſte Mühe gekoſtet haben. Lambinus ſchreibt læves. Mancinellus erklärt dieſes Wort durch splendentes; Landinus durch politae und ſetzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat politum. Beruht dieſer Unterſchied nun noch blos auf meinem

Befehle? Hermannus Figulus umschreibt die streitige Stelle also: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac fulgore delectatur. Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft ihr Schild und Schutz seyn muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O zischt den Starrkopf aus!

1. B. Ode 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe diesen Ausdruck getadelt, und mein Tadel besteht noch. Mein ganzer Fehler ist, daß ich mich zu kurz ausgedruckt, und Sie, mein Herr Lange, für scharfsichtiger gehalten habe, als Sie sind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus sehen, daß Sie sie hier am meisten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bey allen vieren werde ich sie nöthig haben. Man wird es sehen.

1. Sie sagen, liquare heiße zerlassen und zerschmelzen; beydes aber sey nicht einerley. Beydes aber, sage ich, ist einerley, weil beydes in dem Hauptbegriffe flüßig machen liegt. Ein Fehler also! Der andere Fehler ist eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrscheinlichkeit meine Kritik so aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein schmelzen

hätten geben sollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch schmelzen heiße? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlassen? Die Hauptbedeutung ist flüßig, und folglich auch, klar machen; wie ich schon gesagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Pastor, gar Scholiasten anführen, und zwar mit einem so frostigen Scherze, daß ich beynahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den ersten Scholiasten nennen Sie: Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiasten zufrieden. — — Den andern nennen sie, Herr Pastor, Landin. Landin? Da haben wirs! Merkts, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange sage, daß man keinen Commentator aus dem 16ten Jahrhunderte einen Scholiasten nennen kann. Es wär eben so abgeschmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Pastor, daß bey liquefacere in dem Wörterbuche zerlassen steht. Es ist aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bey jenem gefunden haben; so merken Sie sich, daß nur unverständige Anfänger ohne Unterschied nach dem Wörterbuche übersetzen. Bey vertex hätten Sie dieses thun sollen, und nicht hier; hier wo es, wenn Sie anders deutsch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon soll Recht haben; vi-

num liquare soll den Wein filtriren, oder ihn durchsäugen heißen; ob gleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieses heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, sondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wissen scheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Belesenheit, die einen Apothekerjungen neidisch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutscher bey dem Worte zerlassen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich sage, ich habe den Wein zerlassen, glauben muß, er sey vorher gefroren gewesen. Haben Sie dieses auch gemeynt, Herr Pastor? Beynahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht ist dieses, daß die Ode, in welcher die streitige Stelle vorkommt, augenscheinlich zur Winterszeit muß seyn gemacht worden. Diesen Umstand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wohl gar der Brandtewein gefriert. — — In der Geographie sind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten sehen werden. — — Sie lassen also den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Faße auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüßig zu machen. So habe ich mir Ihren Irrthum gleich Anfangs vorgestellt, und in der Eil wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial, beyfallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was sagen Sie nun? Kann ich die Rathe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit Ihrem Dichter beten müssen:

— — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben seyn; beten Sie also nur lieber Ihr eignes Verschen.

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garstig weggekommen.

— — Bey Gelegenheit sagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer Horazischen Oden stehen diese Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Ode 1.

Gravesque principum amicitiae.

Was soll ich von Ihnen denken, Herr Pastor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weise Sterbliche sind, der hier unter graves etwas anders als schädlich verstehen will, was werden Sie alsdenn sagen? Lassen Sie uns von den französischen Uebersetzern anfangen; sie sind ohnedem, wie ich nunmehr wohl sehe, Ihr einziger Stecken und Stab gewesen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwey bey der Hand; den Dacier und den Batteux. Jener sagt vous nous découvrés le secret des funestes ligues des Princes: dieser sagt fast mit eben diesen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatoren. Acron setzt für graves, perniciosas aut infidas; Mancinellus, erkläret es durch noxias. Hermannus Figulus setzt zu dieser Stelle: puta societatem Crassi, Pompeji et Caesaris,

qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et pop. Roman. perniciosae fuerunt. Robellius endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung giebt es durch perniciosas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, ist es nun noch blos Lessingisch? Sie erweisen einem jungen Kritiker, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie sich noch von ihm sagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji, sed ex ipsorum et Crassi societate amica, omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordre ich Sie hiemit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweyte sondern das erste Triumvirat will verstanden wissen. Das gravis eigentlich schwer heiße, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es sehr wohl zufrieden gewesen seyn, wenn Sie schwer gesetzt hätten. Allein Sie setzen wichtig und das ist abgeschmackt. Bey schweren Bündnissen hätte man wenigstens noch so viel denken können, daß sie der Republik schwer gefallen wären; bey ihrem Beyworte hingegen, läßt sich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das grä-

vis ein sehr unbekanntes Wort gewesen seyn, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meyne die zweyte Ode des ersten Buchs, wo Sie graves Persae durch harte Perser geben. Diese Uebersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein weichliches, als ein hartes Volk waren. In eben dieser Ode sagt Horaz grave seculum Pyrrhae welches Sie ein klein wenig besser durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieses, daß es dem Dichter etwas sehr gemeines sey, mit dem Worte gravis den Begriff, schädlich, schrecklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie also was er sagt, und schämen Sie sich auch hier Ihres Starrkopfes: il apelle les Perses graves, c'est à dire terribiles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme il à deja apellé le siècle de Pyrrha, grave, par la même raison. An einem andern Orte sagt eben dieser Ausleger, daß gravis so viel als horribilis wäre; ein Beywort welches Horaz den Medern, so wie jenes den Persern giebt.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepitavit aetas.
Claudere lustrum.

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerst anfangen soll, Ihnen alle ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweisen, daß trepidare an mehr

als einer Stelle, zittern heiße, und verlangen von mir, ich solle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen stehe. Sagen Sie mir, Herr Pastor, führen Sie sich hier nicht als einen tückischen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweisen, als darin stehen kann; als einen tückischen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich gesagt hätte, daß trepidare überall eilen heiße. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geschrieben? Trepidare, sind meine Worte, kann hier nicht zittern heißen; es heißt nichts als eilen. Verstehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier sagen will? Ein Quintaner weiß es ja schon, wenn er dieses Wörtchen lateinisch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müssen mit der Nase darauf gestoßen seyn. Nun wohl! Erst will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bey andern Schriftstellern eilen heiße; und zum andern, daß es hier nichts anders heiße. Schlagen Sie also bey dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach; wie heißt der 114te Vers?

Ne trepidate meas Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäsar gelesen? haben Sie nicht darin gefunden, daß dieser trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heißen? Eilen. Drey Zeugen sind unwidersprechlich. Schlagen Sie also noch in dem Livius nach, so werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23ten Buche finden;

den: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann also eilen heißen, und heißt auch nichts anders in der streitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, so viel ich deren bey der Hand habe, sind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit: Landinus durch properavit. Chabotius setzt hinzu verbum est celeritatis: Lambinus fügt bey: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kann ich anführen, den Jodocus Badius, welcher sich mit dem Scholiasten des Worts festinavit bedienet. Wollen sie einen neuren Zeugen haben, so wird Ihnen vielleicht Dacier anstatt aller seyn können. Sie scheinen seine Uebersetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo sie zweifelhaft ist. Hätten Sie doch auch hier nachgesehen, so würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'est hatè d'accomplir le huitième lustre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwiesen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre seltsame Entschuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte gesagt, es müsse deswegen hier eilen heißen, weil man in dem vierzigsten Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? ist das so etwas seltsames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40ten Jahre zittert? — — Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Pastor, das ist nicht Ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, sich zu entschuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher sich weder um das Silbenmaß, noch um-

die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem vierzigsten Jahre die Sünden seiner Jugend büßen muß? Wenn Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen seyn, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: Was denn das eilen hier sagen könne? Ob Horaz schneller vierzig Jahre alt geworden, als es von Rechts wegen hätte seyn sollen? Ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt, als das siebente? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bey dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem nothwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz alle poetische Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jetzt ein Ausdruck befremden, der, wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner seyn kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbey; sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich, in den Tag hinein, ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die Rechthaberey bringt Sie so gar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle muß recht seyn, und was ich lobe muß falsch seyn. Ich hatte nämlich Ihre eigene Uebersetzung der Stelle:

Sed videa quanto trepidet tumultu
Pronus Orion

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlecht weg durch eilen übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt; er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich vor Lachen nicht einen Kleks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war, das schöne Bild vollkommen nachzumalen. Und also haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst du nicht mit was vor Brausen Orion
Zum Untergang eilet.

Wahrhaftig Sie müssen jetzt Ihre Augen nicht bey sich gehabt haben; oder Ihre Uebersetzung hat ein anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal was die Worte heißen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergange gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich seyn würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Ode 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet.)

Dieſes hatten Sie, mein Herr Paſtor, durch: ſie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen, überſetzt. Ich tadelte daran, theils daß ſie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, theils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erſte antworten Sie; Horaz brauche ſelbſt edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle ſondern ehrbare Worte, und wenn Dacier ſich erkläret c'est un mot honête, ſo kann nur einer, welcher gar kein Franzöſiſch kann, wie Sie, hinzuſetzen: merks ein edel Wort! Merks ſelber: honête heißt nicht edel ſondern ehrbar. Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen ehrbare Worte von Thieren zu brauchen; wohl aber edle. Jene haben ſchon Chabotius, und andre, in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieſer gleich hinzu ſetzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone etc. Dieſe aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle ſeine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmeſſen ſollen. Oder glauben Sie wirklich, daß muina und Huld, von gleichem Werthe ſind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort iſt, welches von dem Höhern gegen den Niedrigen, ja gar von Gott gebraucht wird, das Unbegreifliche in ſeiner Liebe gegen den Menſchen auszudrücken? Doch genug hiervon; laſſen Sie uns meinen zweyten Tadel näher betrachten, welcher die Ueberſetzung ſelbſt angeht. Die ganze Strophe bey dem Horaz iſt dieſe:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr so ausdrücken: Noch taugt sie nicht mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen: noch taugt sie nicht die Dienste ihres Nebengespanns zu erwiedern, und die Last des zu ihrem Genusse sich auf sie stürzenden Stiers zu erhalten. Sie aber, der sie noch den Nachdruck des Silbenmaßes voraus haben, lassen den Dichter sagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, sie ist noch
Der Huld des Gatten nicht gewachsen,
Sie trägt noch nicht die Last des brünstigen Stieres.

Hier nun habe ich getadelt, und table noch, daß Sie bey dem zweyten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Noth und zum Nachtheile ihres Originals von den Worten abgegangen sind. Ich sage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerley zweymal sagt. Der Huld des Gatten nicht gewachsen seyn, und die Last des brünstigen Stiers nicht tragen können, sind hier Tavtologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, so wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke; ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vor-

geben, daß ich alsdann das zweyte Glied zu einer unnöthigen Wiederholung des ersten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger ist, als die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwiedern können; so steigen bey mir die Ideen, nach dem Geiste des Horaz, vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beywohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es bey Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mädchen heißen könne. Sie fangen schon bey jugum an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander jugum darunter zu verstehen, als das bey dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wann Sie Ihnen, Herr Pastor, dort gefolgt sind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich gesagt: sie kann noch nicht besprungen werden? Es würde zu Ihrem: sie ist der Huld des Gatten noch nicht gewachsen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will blos noch ein Paar Zeugnisse für mich anführen, und Sie laufen lassen. Erasmus sagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo a ratro pares operis vires sustineat. Cruquius setzt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum

quo pari, id est, marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die ſtreitige Stelle: nondum munia, onera et labores, una cum compare suo (cum que jugo juncta incedit) pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle dieſe werden es auch gewußt haben, was man unter munia verſtehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle: ſie haben aber geſehen, daß man es hier nicht verſtehen müſſe, und dieſes, Herr Paſtor, hätten Sie auch ſehen ſollen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch ſtreiten? Ihr den Hals den heißen Küſſen entziehen ſoll alſo nicht das Gegentheil von dem ſeyn, was Horaz ſagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann Sie es fähig ſind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

finden Sie, der Sie ſonſt ein Mann von Geſchmack ſind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegenſatz macht? Jetzt, will er ſagen, dreht ſie den Hals ſchmachtend den heißen Küſſen entgegen; jetzt verſagt ſie das mit verſtellter Grauſam-

Zeit, was sie sich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beygelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdröße. Ich muß Ihnen aber sagen, daß Sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwey nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann, Acrisius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müssen, Herr Pastor. Sie wollen abermals Acron sagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht diese noch falschere Wiederholung so gelinde zu seyn verwehrte. Wissen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beyden Scholiasten Acron und Porphyr auf Ihrer, und nicht auf meiner Seite sind? Deßwegen, weil sie, wie es aus der Anmerkung des erstern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anstatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch diese Lesart? Sie haben sie nicht, und sind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es sonst in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieser Stelle macht, ist sehr gründlich; und nur Ihnen scheinet sie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann seyn, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun, und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Kritik seyn

wird. „Es läßt sich," sagt er, „nichts galanteres und „nichts besser ausgedrücktes, als diese vier Verse, „erdenken. Den ersten aber hat man nicht wohl „verstanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz „wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küs„sen des Mäcenas entziehen wolle; allein sie ha„ben nicht überlegt, daß er, wenn dieses wäre, „nothwendig hätte sagen müssen detorquet ab „osculo und nicht ad osculum. Horaz sagt also, „daß Mäcen von Liebe gleich stark entflammt sey, „Licinia möge nun mit ihrem Munde seinen Küs„sen begegnen wollen, oder auch auf eine nicht ab„schreckende Art seiner Liebe widerstehen. Detor„quet cervicem ad oscula sagt man von einem Mäd„chen, das, indem es thut als ob es den Küssen „ausweichen wollte, seinen Hals so zu wenden weiß, „daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten „zusammen kömmt. Man wird gestehen, daß diese „Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre „Wendung giebt." — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall blos aus seinem Gehirne gekommen sey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müssen, welche ad oscula lesen. So gar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, ut tibi gratificetur, inclinat et detorquet.

3. B. Ode 21.

Nun komme ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahre

haffte Bettelgelehrsamkeit zu verrathen. Ich habe in dieser Ode getadelt, daß Sie prisci Cantonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazu gesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beygefügt, welcher von den Catonen Priscus geheißen habe? Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie, Ihrer Rechtfertigung ungeachtet, dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer seyn kann. Welcher von den Catonen hat Priscus geheißen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugniß des Dacier, und des Mancinelli an, welche beyde sagen, daß der ältere Cato Priscus geheißen habe. Ey! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Bessere wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederholen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden diese ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre Fontes anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu thun? Das weiß Gott! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon, mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht wider mich ist. Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese Ihre beyden

Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. *Εκαλειτο δε*, heißt es auf meiner 336 Seite der Wechelschen Ausgabe, *τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον ὁ Κατων ἀλλα Πρισκος, ὑστερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ῥωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαξουσιν.* Wann es Ihnen, mein lieber Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet, wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen, nach der 4ten Seite Ihres Schreibens, es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Uebersetzung des Herrn Kinds, die 520te Seite des 3ten Theiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfange hieß sein dritter Name „Priscus, und nicht Cato, welchen man ihm „wegen seiner Klugheit beylegte, weil die Römer „einen klugen und erfahrnen Mann Cato hießen." — — Ey, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zustoßen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinn? Der ältere Cato hat niemals mehr als drey Namen gehabt; er hieß Priscus bis er anfing Cato zu heißen: so bald er Cato hieß, verlor er den Namen Priscus; und nie hat er zusammen Priscus Cato geheißen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugnisse Plutarchs nie geführt hat. Wann ich also gefragt habe: welcher von den Catonen Priscus genennet worden; so hat nur Herr Pastor Lange, der seinen Gegner für so unwissend hält, als er selbst ist, glauben kön-

nen, als ob ich so viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheißen, den Namen Priscus geführt habe? Was würde dieses zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verschiednen Zeiten, erst Priscus, und hernach Cato geheißen, sondern von einem, welcher beyde Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben soll? Meine Frage scheinet durch die Auslassung eines einzigen Worts ein wenig unbestimmt geworden zu seyn. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich so ausdrücken sollen: Welcher von den Catonen hat denn Priscus Cato geheißen? Auf diese Frage nun ist unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier selbst unterscheiden die Zeiten, und sagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheißen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach Ihrer Art recht witzig seyn wollen, und im Tone der alten Weiber sagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priscus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das ist falsch; so muß es heißen: es war einmal ein Mann, dessen Zuname Priscus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch lassen Sie uns weiter gehen. — — Da es also historisch unrichtig ist, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt gewesen ist, so könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt seyn, diese zwey Namen zusammen zu bringen. Gut! und das ist der zweyte Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens ge-

wesen ist, eine Probe seiner Kenntniß der Catonischen Familiengeschichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieses glaubt, ihn gelehrter macht, als er seyn will. Dieses zu thun will ich, um mir bey Ihnen ein Ansehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen, und zugleich die Gründe untersuchen, welche Sie etwa mögen bewogen haben, so wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreyßig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P schreibet, welches doch nothwendig seyn müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunamen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige, die in diesem Punkte so etwas besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beybehalten; so daß ich schon entschuldiget genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie beurtheilt, so wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Uebersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt sey? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sey mit Fleiß geschehen, und die Ursache gehöre nicht hieher. Sie gehört hieher, Herr Pastor, und nicht sie, sondern Ihr unzeitiges Siegsgeschrey hätten Sie weglassen sollen. — — Lassen Sie sich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bey dieser Stelle sich in zwey Klassen abtheilen. Die einen verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern,

welchen sein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie alle heißen; gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris, und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hieher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, so wenig unbekannt gewesen ist, als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der aller ausserordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von seinem Enkel an mehr als einem Orte lese, daß er ganze Nächte bey dem Weine gesessen, und ganze Tage bey dem Bretspiele zugebracht habe! diese, sage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc. verstehen unter priscus einen solchen, welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, scheinet so gar eine andre Lesart gehabt und anstatt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: prisca virtus, quae talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde, wann sie nicht offenbar wider das Sylbenmaaß wäre. — — Doch was suche ich Ihre Widerlegung so weit? Ihre zwey Wehrmänner, Mancinellus und Dacier sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie Ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bey dem

Dacier hätten Sie nicht blos einen Theil der Anmerkung, sondern auch die Ueberſetzung ſelbſt, beyfügen ſollen. Doch das wär Ihnen ungelegen, weil dieſe ausdrücklich für mich iſt. Wann Dacier feſt geglaubt hat, daß priscus den erſtern Zunamen des Cato bedeute, ſo ſagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du vieux Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß ſeine Anmerkung, ſo gelehrt ſie auch ſey, dennoch nicht hieher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, ſo hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzuſetzen dürfen, um ſich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verſtehen? Oder meynen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäſars auch Priſcus einmal geheißen habe. Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bey Zeugniſſen der Ausleger aufhalten, ſondern will nur noch durch den Parallelismum, die wahre Bedeutung des priscus unwiderſprechlich beſtimmen. Ich finde zwey Stellen bey dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß ſie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entſcheiden alles. Die erſte ſtehet in dem neunzehnten Briefe des erſten Buchs. Horaz verſichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Waſſertrinkern geſchrieben würden; er macht dieſe Wahrheit zu einem Ausſpruche des Cratinus und ſagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ey, Herr Paſtor; Sie ſehen, es iſt hier auch vom Weintrinken, wie in unſrer ſtreitigen Stelle die Rede; ſollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunamen Priſcus geheißen haben? Schlagen Sie doch geſchwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andere Stelle werden Sie in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs finden, wo Horaz unter andern ſagt, daß ein Dichter, die alten nachdrücklichen Worte, um ſtark zu reden, wieder verſuchen müſſe:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zuname geweſen iſt, warum ſoll er es auch nicht hier ſeyn? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priſcus geheißen. Nicht Herr Paſtor? Den Dacier nachgeſehen! hurtig! — — Als den letzten Keil, will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen.

nostrum melioris utroque.

Es iſt dieſes der Herr Profeſſor Gesner, welcher in der Vorrede zu ſeinen scriptoribus rei rusticae das priscus ausdrücklich zu nichts als einem Horaziſchen Epitheto macht, ob ihm ſchon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er ſchon in

andern

andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieses Priscus mit unter die Namen des Cato setze. Er redet nämlich von dem Buche dieses alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, so wie wir es jetzt aufzuweisen haben, congeriem parum digestam oraculorum quae Plinius vocat veri et Prisci Catonis, und setzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieses aber ohne Zweifel auf keine andere Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beywort des Aeltern, zu unterscheiden. — — Was meynen Sie nun? Haben Sie noch richtig übersetzt? Müssen Sie nun nicht gestehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, so würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarch selbst, ob sie mir gleich, wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst seit gestern und heute beigefallen sind. Doch, wahrhaftig ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erläuterung zu erwarten habe; so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieset uns einer von diesen, und nimmt des Geschichtschreibers Parthey gegen mich, welches mir sehr angenehm seyn wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Auschweifung über obige Stelle des Plutarch.

Der Griechische Schriftsteller meldet uns in

dem angeführten Zeugnisse dreyerley. Erstlich daß Marcus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sey, welcher den Zunamen Cato geführt; Zweytens, daß er diesen Zunamen wegen seiner Klugheit bekommen; Drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführet habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung sind sehr häufig. Alsdann aber kann man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntniß der lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cäto von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgiebt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nämlich, welche von der römischen Historie handeln. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusischen Familie gewesen sey, welcher Cäto geheißen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das einzige, ich meyne das Zeug-

niß des Plinius, (B. 7. Kap. 27.) ist sehr zweydeutig. Er sagt Cato primus Porciae gentis. Kann dieses nicht eben sowohl heißen; Cato, welcher der erste war, der den Namen Porcius führte; als es nach der gemeinen Auslegung heißen soll: derjenige aus dem Porciusischen Geschlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heißen, so kann ich doch wenigstens

III. Die Plutarchische Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er sagt *Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν.* Dieses ist offenbar falsch, und er hätte anstatt *Κατωνα*, nothwendig *Κατον* schreiben sollen; weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato sondern catus heißt. Sein lateinischer Uebersetzer Hermannus Cruserus scheint diesen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deswegen die angeführten Worte: romani experientem Catum vocant. Doch, wird man sagen, ungeachtet dieses Fehlers, kann die Ableitung dennoch richtig seyn; das Adjectivum mag catus heißen; vielleicht aber ist es in cato verwandelt worden, wann es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben. — — Allein auch dieses vielleicht ist ungegründet. Man sieht es an dem Beyspiele des Aelius Sextus, welcher eben diesen Zunamen bekam; und gleichwohl nicht Cato sondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem ersten Buche seiner Tusculanischen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius ist, soll es beweisen:

Egregie cordatus homo Catus Aelius Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloses Beywort anzusehen seyn, weil cordatus das Beywort ist, und die lateinischen Dichter von Häufung der Beywörter nichts halten. Es muß also ein Zuname seyn, und wann es dieser ist, so sage man mir, warum ist er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bey dem Porcius das catus diese Veränderung erlitten? Wollte man sagen, jenes sey des Verses wegen geschehen, so würde man wenig sagen; oder vielmehr man würde gar nichts sagen, weil ich noch ein weit stärkeres Zeugniß für mich aufbringen kann. Das Zeugniß nämlich des Plinius, welcher (7 B. Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten sagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognonimati. Warum sagt er, welcher den alten Cato bey aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben diese Abstammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen, und es auch durch einen historischen Umstand höchst wahrscheinlich machen, daß er den Zunamen Cato, nicht seines Verstandes und seiner Weisheit wegen, bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero de senectute anführt: er berichtet uns nämlich, daß Cato erst in seinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kann, ist es wohl wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwey Zunamen solle gegeben haben? daß man ihn schon

in seiner Jugend den Klugen genennt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weise zu führen? Denn dieses ist aufs höchste der Unterschied, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand diesen Zweifel heben könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro bey dem Aelius Sextus haben will, und zu sagen, unser Porcius sey in seiner Jugend acutus, das ist verschmitzt, und in seinem Alter erst weise genennt worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm, und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stükken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priscus selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiednen Schriftstellern mehr als einmal Priscus genennt wird, theils um dadurch die Strenge seiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden: da vielleicht dieses Beywort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, so wie etwa in den ganz neuern Zeiten, einer von den allertapfersten Feldherren beynahe von einem ganzen Lande der Alte, mit

Zusetzung seines Landes, genennt ward; da, sage ich, diese Verwechselung eines Beyworts in einen Zunamen ungemein leicht ist: so urtheile man einmal, ob sie nicht ein Mann, welcher die lateinische Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch, gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein außerordentliches Gewichte mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer selbst, und sonst einer von den genauesten Geschichtschreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich sage also, daß so gar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterscheidungswort ist; bey dem ersten Tarquinius nämlich, welcher blos deswegen Priscus genennet ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechseln. Festus bezeuget dieses mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus sagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man schließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angestoßen hätte, wo ein Römer selbst anstößt?

Hier mein Herr Pastor, können Sie wieder anfangen zu lesen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, so sollte es mir leid thun, wann durch diese Ausschweifung etwa Ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle seiner nicht gedenket. Wer weiß zwar, was ich für eine Ausgabe dieses Wörterbuchs besitze. Wo es nur nicht

gar eine ist, die ein prophetischer Geist mit den Schnitzern des Laublingschen Pastors vermehrt hat. — — Doch lassen Sie uns weiter rücken.

3. B. Ode 27.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Pastor, lehren Sie mich es doch nicht, daß diese Stelle eines doppelten Sinnes fähig ist. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutsch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es schon, daß es heißen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters bist, und: du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nöthig hätte mit übeln Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, so dürfte ich nur sagen, daß Ihre Uebersetzung von diesem doppelten Sinne keinen, sondern einen dritten ausdrücke.

Du weists nicht, und bist des großen Jupiters Gattin.

Kann dieses nicht ohne viele Verdrehung heißen: Ob du schon des Jupiters Gattin bist, so weißt du dennoch dieses oder jenes nicht. Doch ich brauche diese Ausflucht nicht; und meinetwegen mögen Sie den ersten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch Schulknabenmäßig übersetzt. Denn was thut ein Schulknabe bey solchen Gelegenheiten? Er nimmt den ersten den besten Sinn, ohne sich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen sollte. Er ist zufrieden, es sey nun auf die eine, oder auf die andere Weise, den

Wortverstand ausgedrückt zu haben. Dieses nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umsonst sagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn sey dem Zusammenhange gemäßer. Ich sage: nein, und jedermann wird es mit mir sagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweydeutige

Uxor invicti Jovis esse nescis

gewisser bestimmen können, als durch das gleich darauf folgende?

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce Fortunam.

Was ist deutlicher, als daß Horaz sagen will: glaubst du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anstehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu seyn, was du bist! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den sich ein Herr Lange freylich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger schließend ist. Es ist unwidersprechlich, daß Horaz in dieser Ode das Idyllion des Moschus, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es ist also auch höchst wahrscheinlich, daß Horaz die Europa in den Umständen angenommen habe, in welchen sie Moschus vorstellt. Nun weiß sie es bey diesem, daß nothwendig ein Gott unter dem sie tragenden Stiere verborgen seyn müsse. Sie sagt:

Πη με φερεις, ϑεοταυρε; — — —

— — — — — —

Ἡ ἱμα τις ἐσσι ϑεος; — — — —

— — — — ἑλπομαι ἐισορασθαι

Τον δε καταθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο

Und der Stier spricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενιη — — —

Ἀυτος τοι Ζευς ἐιμι, και ἐγγυθεν ἐιδομαι.

Ταυρος.

Sollte ihr also Horaz nicht eben diese Wissenschaft gelassen haben? Nothwendig, weil er sie erst alsdenn klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer bessern Gestalt, den Gürtel gelöset hatte.

— — Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφηην

Ἀυσε δε δι μιτρην — — —

Wußte sie es aber schon, daß Jupiter ihr Stier gewesen war, so wäre es wahrhaftig sehr abgeschmackt, wann ihr Cupido bey dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr sagen wollte, als sie schon wußte, und wann seine Worte keine consolatio cum reprehensione wären, wie sich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Pastor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn gesetzt auch, es sollte statt Ziegen, Zähne heißen; so würde Ihre Uebersetzung gleichwohl noch fehlerhaft

seyn. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit, die Ziege sieht den Löwen, und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es ist hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Pastor. Sie soll selbst der Raub der jungen Zähne seyn. Außerdem ist noch dieses zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege übersetzen, und es für einerley mit capra halten. Einem wörtlichen Uebersetzer, wie Sie seyn wollen, muß man nichts schenken!

5. B. Ode 1.

Und endlich komme ich auf die letzte Stelle, bey welcher ich das wiederholen muß, was ich schon oben angemerkt habe. Sie scheinen dem Dacier nur da gefolgt zu seyn, wo seine Uebersetzung zweifelhaft ist. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterscheiden fehlt! Wann doch dieser französische Uebersetzer so gut gewesen wäre, und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar, indigne heißt. Zwar Herr Pastor, auch alsdenn würden Sie nicht Recht haben: denn ich muß auch hier Ihre Unwissenheit in der französischen Sprache bewundern! Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieses hätte in Ihrer Uebersetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber ist wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beydes einerley ist? Gewiß nicht! Sie sind zum Exempel ein unwürdiger Uebersetzer des Horaz; sind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht sa-

gen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird. — — Ohe jam satis est — —

Ja wirklich genug und allzuviel; ob es schon für einen Mann, wie Sie, mein Herr Lange sind, noch zu wenig seyn wird! Denn niemand ist schwerer zu belehren, als ein alter, hochmüthiger Ignorante. Zwar bin ich einigermaßen selbst daran Schuld, daß es mir schwer geworden ist. Warum habe ich Ihnen nicht gleich Anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äußersten Noth noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jetzt thun.

Ich komme nämlich auf meine zweyte Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wann Sie es erlauben, nur das erste Buch der Oden durchkaufen wollen. Ich sage mit Fleiß nur das erste, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe, und noch etwas Wichtigers zu thun weiß, als Ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verspreche Ihnen im Voraus durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeblich seyn soll. Alle werden sie mir freylich nicht in der Geschwindigkeit in die Augen fallen; nicht einmal die von der ersten Größe alle. Ich erkläre also, daß es denjenigen, die ich übersehen werde, nicht präjudicirlich seyn soll; sie sollen Fehler, nach ihrem ganzen Umfange bleiben, so gut als wenn ich sie angemerkt hätte? Zur Sache.

1. B. Ode 1.

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken

aus Cyprien. Die Insel heißt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, ist das Adjectivum davon. Hier macht also der Herr Schulmeister ein Kreutz! Es ist sein Glück, daß sich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entschuldigen kann, weil Cypern, so wie es eigentlich heißen sollte, wider das Sylbenmaß seyn würde.

Am Ende dieser Ode sagen Sie, Hr. Pastor: Die Flöte beziehen. Eine schrecklich abgeschmackte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberina, retortis
Littore Etrusco violenter undis

übersetzen Sie:

So sahn auch wir die rückgeschmißnen
Wellen
Des gelben Tybers am Etrusischen Ufer ꝛc.

Falsch! Es muß heißen:

So sahn auch wir die vom Etruscischen Ufer
Des gelben Tibers rückgeschmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadae würde nicht der trübe Siebenstern sondern das trübe Siebengestirn heißen, wann nur Plejades und Hyades nicht zweyerley wären. Ha! ha! ha!

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben sollen, weil man über Furthen nicht mit Na-

chen zu setzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bey diesem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Cythere. Wann dieses Wort auch recht gedruckt wäre, so würde es dennoch falsch seyn; weil Cythere zwar die Insel; aber nicht die Venus, die nach dieser Insel genennt wird, heißen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieses übersetzen Sie so:

Was vor ein wohlgestalter Jüngling,
o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Rosengebüsche
Von Balsam naß in angenehmer Grotte.

Wachsen etwa in Laublingen dicke Rosengebüsche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch, auf dem Rosenbette, geben sollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein schlecht übersetzt: von Arbeit befreyt, und wenn die Liebe mich reizet. Erstlich haben Sie den Gegensatz verdorben, und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entstanden ist, weil Sie, zweytens, die Kraft des Worts vacuus nicht eingesehen

haben; es heißt hier vacuus ab amore nicht aber a labore.

7. Ode.

Es ist Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der funfzehnten Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt, und es durch Ihr elendes nimmer stille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieser Ode ist der getadelte Oelzweig. Ich kann sie aber deswegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Ueberſetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß schon die alten Römer, vielleicht wie jetzt die sogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geschossen haben. Sie sagen:

Den ehemals der Scheibenschuß und Wurfspieß erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie Diota durch Urne übersetzt haben. Sie müssen eine vortreffliche Kenntniß der alten römischen Maaße haben! Merken Sie sich doch, daß Diota so viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphorae ist.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zusammen ihr Schulknaben, um ihn auszuzischen! — — giebt Herr

Lange durch: du Sohn des Atlantes. Erstlich des Atlantes; es heißt nicht Atlantes gen. Atlantis, sondern Atlas. antis. Zweytens Nepos heißt nicht Sohn, sondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieser kleinen Ode ist das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das opositis pumicibus durch nahe Felsen schlecht übersetzt ist.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieses übersetzen Sie:

Sprich Clio, was ists vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jetzt mit der Leyer;
Was ists vor ein Gott, den du
Mit scharfer Flöte feyerlich willst loben?

Bestimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbestimmt lassen! Sie stolpern überall, wo Sie auch nur den kleinsten Tritt vor sich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott, und die Leyer auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem ist was Dacier und andre angemerkt haben. On remarque, sagt jener, que la lire étoit pour

les louanges des Dieux, et la flute pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae: Dieſes geben Sie ſo: wenn deine Schultern ein ſchrankenloſer Zank mit Weine beflecket. Ey! wo iſt denn ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier geweſen? Er würde Ihnen gewiß geſagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt ſondern zu immodicae ziehen müſſe.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der ſiebenten Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wann Sie die wahre Bedeutung dieſes Worts gewußt hätten. Carina iſt der untere Theil des Schiffs; und eben das, was die Griechen τροπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii überſetzen Sie durch Gnoſſus ſcharfe Pfeile, zum ſichern Beweiſe, daß Sie weder wiſſen was calamus heißt, noch warum Horaz das Beywort Gnoſſiſch dazu geſetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberſchrift dieſer Ode iſt vollkommen falſch.

falsch. Sie sagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget hatte. Sie irren mit der Menge; nicht diese Freundin selbst, sondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode selbst unwidersprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bey Dindymene, das e, wie Sie gethan haben, nicht weglassen darf, weil man es alsdenn für ein Masculinum annehmen könnte.

Ferner; wenn Sie sagen: aus seiner Grotte die er bewohnt, so haben Sie das lateinische incola ganz falsch auf adytis gezogen, anstatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen sollen.

17. Ode.

Die Verstümmlung des Thyoneus in Thyon ist unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem; Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinstock. Prius heißt eher, ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht bloß sagen will, daß er den Weinstock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, sondern auch vorzüglich, mit Hintenansetzung andrer Bäume, pflanzen soll. So ein vortrefflicher Boden, ist seine Meynung, muß mit nichts schlechterm besetzt werden, als mit Weinstöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne eine Zeile tadle ich das geschlachtet. Nur derjenige hat mactare so grob übersetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieser Ode aussetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch so viel sagt, nec quae nihil attinent, in der Uebersetzung schändlich ausgeblieben ist.

20. Ode.

Hier kommen zwey entsetzliche geographische Schnitzer. Sie sagen die Keltern um Calenis, und es muß Cales heißen. Sie sagen der Berg bey Formian und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie haben sich beydemal durch die Adjectiva Caleno und Formiani verführen lassen. Einem Manne, wie Sie, wird alles zum Anstoße.

21. Ode.

Auch in dieser Ode ist ein eben so abscheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden sind. Natalem Delon Apollinis, übersetzen Sie, mein vielwissender Herr Lange, durch Delos die Geburtsstadt des Apollo. Delos also ist eine Stadt? Das ist das erste, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, sondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig bes-

ser, welcher Worte επιχοινα sind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch Ihres sel. Herrn Vaters lateinische Grammatik bey der Hand hätte, so wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren, wo Sie es finden könnten, was sequor für einen Casum zu sich nimmt. Ich habe Schulmeister gekannt, die ihren Knaben einen Eselskopf an die Seite mahlten, wenn sie sequor mit dem Dativo construirten. Lassen Sie einmal sehen, was Sie gemacht haben?

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro,

Dieses übersetzen Sie:

Laß die Mutter gehen
Nun reif genug dem Mann zu folgen.

Sie haben also wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, sondern sequi viro zusammen nehmen müsse.

24. Ode.

In dieser Ode ist ein Schnitzer nach Art des Priscus; und er kann kein Druckfehler seyn, weil er, sowohl über dem Texte als über der Uebersetzung stehet. An den Virgilius Varus. Was ist das für ein Mann? Sie träumen, Herr Pastor; sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet ist, mit dem, über welchen sie verfertiget worden,

und machen aus dieser Vermengung ein abgeschmacktes Ganze. Sie ist an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang übersetzen, heißt gestehen, daß man nicht wisse, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, sondern ein Quell, woraus man noch nicht geschöpft hat.

27. Ode.

Der schärfliche Falernus sagen Sie? wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum ist also generis masculini, und es ist falsch, wenn man sagt vinum Falernum. Sie werden sagen, es sey ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieser Ode setzt es mehr wie einen Schnitzer. Erstlich lassen Sie sich wieder durch das Adjectivum matinum verführen, ein Ding daraus zu machen, welches Matinus heißen soll. Zweytens sagen Sie Panthus, anstatt daß Sie sagen sollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druck-

fehler machen, so wird Ihnen Ihr Sylbenmaaß widersprechen. Drittens heißen hier Fluctus Hesperii nicht das spanische Meer, wie Sie es übersetzt haben, sondern das italiänische. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Hesperische, wenn Sie es nicht ganz gewiß wissen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verstehen sey.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweyten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Uebersetzung bis zu dem Abgeschmackten und Unsinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweyten Zeile sagen Sie ein Dichter und es muß der Dichter heißen. Der Fehler ist größer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft zum Beweise, daß Sie es nicht wissen, wem der junge Wein, oder die Erstlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bey dem Worte bleiben sollen, welches Sie bey nahe nur immer da thun, wo es falsch ist. Novus liquor heißt hier Saft, der bey einer neuen Gelegenheit vergossen wird.

Sie sagen die Calenschen Hippe, und sollten die Calesische sagen; Ein Fehler, den ich schon vorher angemerkt habe, und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, sondern aus einer wahrhaften Unwissenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat übersetzen Sie hier durch befestigen und hätten es durch losbinden geben sollen. Sie sagen also hier gleich das Gegentheil von dem, was Horaz sagen will. Religare ist hier nach Art des refigere der 28ten Ode des ersten Buchs, und des recludere in der 24ten Ode eben desselben Buchs, zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bey dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, sondern durch ein jüngrer Buhler geben sollen. Sie gehen eben so unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabey bleiben.

34. Ode.

Diese ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, sondern die gemeine; so hätten Sie die zweyte Strophe ganz anders geben sol-

len. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, sondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlassen.

35. Ode.

Clavos trabales übersetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wissen also die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht, und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht großes beschreiben wollen, so sagen sie: so groß wie ein Balken. Bey dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man, nach Ihrer Art zu übersetzen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz setzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Blüthe anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße frisch sehr schlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieses übersetzen Sie: gleich dem schnellen Jäger, der Hasen jaget auf den Feldern des stets beschneiten Hömus. Wer heißt Ihnen denn, aus der Landschaft Aemonien, oder welches einerley ist, Thessalien, den Berg Hömus machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Hasen hetzen zu lassen? Der Jäger bricht den Hals; es ist augen-

scheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut alles gut! Ich weiß wahrhaftig bey dieser letzten Ode des ersten Buchs nichts zu erinnern. Sie ist aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Pastor, alle so übersetzt hätten, wie diese, so würden Sie noch zur Noth ein Schriftsteller seyn, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und so weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas sehr leichtes seyn würde, zwey hundert Fehler in Ihrer Uebersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die fünfzig hält, so werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer seyn. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit sehr feind seyn, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Dieses-mal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie sich auch zehnmal aufs neue vertheidigen sollten, so werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe, die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdenn vergessen seyn, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger, als für etwas an, welches

mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen seyn, wann mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache, noch Kritik, weder Alterthümer, noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen; kurz daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie seyn, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verläumder sind. Dieses ist der zweyte Theil meines Briefes, welcher der kürzeste aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner seyn können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boßhaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermuthet, welcher beßre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bey allen Strei-

tigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug seyn. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt, und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Kritik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke seyn, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit setzte, Ihr Vorgeben zu erhärten; und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegentheil unwidersprechlich zu beweisen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein anderer seyn, als eben der Herr P. N. dessen Sie auf der 21ten Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über Ihren Horaz, ehe sie gedruckt ward, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752ten Jahrs, als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reisete, und mich daselbst der Ehre seines Besuchs wür-

digte. Ich hatte ihn nie gesehen, und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unsre angefangene Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darin gefunden hätte; ich sey nicht übel Willens, die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich, sein Urtheil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundschaftliche Briefe so mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich," sind seine Worte, „wollte ich „es niemand rathen, Herrn Lange anzugreiffen, „der etwa noch — — — — — — — — — „Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der „folgt, wenn man ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte ich, wären „ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht „angehen, daß man ihn selbst aufmunterte, Verleger von den Bogen zu seyn, die Sie wider „ihn geschrieben haben? Nicht in der Absicht, daß „er dieselben drucken läßt; sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben „bey einer neuen Auflage oder besonders drucken „zu lassen. Er muß sich aber auch alsdenn gegen „den Herrn Verfasser so bezeigen, als ein billiger „Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen „Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht — — — —"

Ich wiederhole es noch einmal, dieses schrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal gesprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund seit langer Zeit war. Ich habe nicht Lust, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu stellen, sonst würde es mir etwas leichtes seyn, die Beschuldigung umzukehren, und es wahrscheinlich zu machen, daß Sie selbst hinter diesem guten Freunde gesteckt hätten. So wahrscheinlich es aber ist, so glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieses ohne Zweifel freywilligen Vermittlers kenne. Ich will wünschen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich schon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf seinen Vorschlag geantwortet, so weiß ich doch so viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur gestehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr P. N. für eine so eigennützige Seele ansehen können. Gesetzt auch, daß er aus meinen Umständen geschlossen habe, daß das Geld bey mir nicht im Ueberflusse sey, so weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen, gleichgültig seyn würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweifel. Zwar nein; Verläumder sind über das Schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglücke so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichre, daß ich ohne die jetzt berührte Lügen, Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex A B C darius, mich einen jungen frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weiß nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sey aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöchersche Gelehrten-Lexicon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen so gar zu einer Kritik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Fratzen mehr sind, bey welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beyspiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also das übergeschriebene Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe. Weil endlich ein Gelehr-

ter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez Format nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach Art der A B C Bücher binden zu lassen, und mit einer schriftlichen Empfehlung zu zuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

Achtzehnter Brief,

oder

M. S. G. Langes Schreiben an Herrn Pr. N. zu Fr., welches die Streitigkeit mit dem Herrn Lessing wegen der Uebersetzung des Horaz betrifft.

Hochedelgeborner, Hochgelahrter, Hochgeehrtester Herr Pr.

Besondere Umstände nöthigen mich, zwischen unserm schriftlichen Briefwechsel ein gedrucktes Schreiben öffentlich einzuschalten. Die mir ehemals ertheilte Nachricht, von einer Schrift gegen meine Uebersetzung ist, obwohl etwas spät, eingetroffen. Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob die Worte, die mein Gegner, in dem mitgetheilten Auszuge Ihres Briefes, durch Striche angezeiget hat, ihn bis dahin habe zurücke gehalten. Er hätte nicht nöthig gehabt, sich so lange zu zwingen, ich würde ihm nie etwas anders entgegen gesetzet haben, als die Feder, und auch diese nicht aus freyem Entschluß, sondern aus Achtung gegen Personen, deren Rath Gehorsam erfordert. Ich würde mich allemal an

dem Recht begnüget haben, welches mir die vernünftige Welt ertheilet, und mit der Rache zufrieden seyn, die ein jeder ungesitteter Schriftsteller sich zuziehet, indem er sich verächtlich macht. Aus diesem Grunde würde ich dieses Schreiben, welches ich an Ew. Hochedelgebornen richte, nicht einmal drucken lassen. Aber ich muß mich wegen einer Stelle in dem Lessingischen Vade mecum erklären. Meine Gönner und Freunde dringen darauf, und sie haben Gründe, die mich bewegen, ihnen zu gehorsamen. Ich vor mich war nicht gesonnen, in dieser Sache weiter etwas zu schreiben: meine Gründe waren folgende.

1) Mein Gegner ist der Mann nicht, dessen Urtheil mir bey der vernünftigen Welt Schaden thut, wenn es auch gleich von einem oder dem andern Zeitungs-Schreiber von seinem papiernen Thron herab sollte bekräftiget werden.

2) Seine Schreibart ist so ausserordentlich ungesittet, daß wenn er auch in allen Stücken recht hätte, er doch der vernünftigen Leser Beyfall nicht erworben hat, indem er die Hochachtung, die jeder vernünftige Verfasser gegen den Leser haben muß, so sehr aus dem Auge setzet, daß er sich selbst am meisten schadet, und das Gemüth des Lesers gegen sich mit Unwillen erfüllet, zumal da die Sprache und Schreibart des groben Jahrhunderts nunmehr abgekommen ist, und nur noch von einigen kleinen und elenden Scribenten gebraucht wird, die den Mangel der Gründe durch Ungezogenheit ersetzen.

3) Die Sache selbst ist zu trocken, und nicht so beschaffen, daß sie viel Leser findet, die Theil an einer von beyden Partheyen nehmen sollten, um die Streitschriften mit Vergnügen zu lesen.

4) Mein Gegner hat selbst die Streitfrage geändert, und da er mir zuerst Schulschnitzer schuld gegeben hatte, so nimmt er nunmehr seine Zuflucht zu den verschiedenen Meynungen der Ausleger. Er hat also aus seinem auf Schulschnitzern gegründeten Anfall nun einen kritischen Streit gemacht, und also die Frage geändert mit völliger Beybehaltung der ungesitteten Schreibart.

5) Er hat sich erklärt, daß er die Feder zu seiner Vertheidigung nicht weiter ergreifen wolle, also möchte es scheinen, daß ich mich darauf verließe, um ihn desto muthiger anzugreifen: denn mein Gegner ist von starker Einbildung und Ueberzeugung, wie furchtbar er sey; und geneigt, aus allem eine Gelegenheit, sich groß zu machen, zu suchen.

6) Ich habe einen vernünftigen Gegner erhalten, mit welchem ich in den Erweiterungen der Erkenntniß diesen Streit auf eine gelehrten und gesitteten Männern gemäße Art fortsetzen kann.

7) Ein Mensch, der, indem er sich einbildet witzig zu schreiben und die Geißel der Satyre zu ergreifen, bald die Pritsche des Harlequins, bald aber einen groben Bauer-Prügel ergreift, ernie-

driget,

briget sich zu tief, als daß man sich mit ihm einlassen sollte.

Hic niger est, hunc tu romane caveto.

8) Das witzige Vade mecum ist so abgefasset, daß ich vor mich nichts bessers wünschen kann, als daß es in jedermanns Händen sey: es verdient das Lob, daß es sey ex horrido speciosum, auf deutsch, verteufelt schön; doch habe ich zu viel Liebe vor meinen Gegner, daß ich deswegen, weil seine Schrift mir so vortheilhaft ist, im Ernst wünschen sollte, daß sie jeder hätte, denn sie schadet ihm zu sehr.

9) Ich werde das, was einiger Beantwortung und Verbesserung werth ist, in meinen kritischen Untersuchungen des Horaz an gehörigen Orten, mit mehrerm Nutzen der Leser anbringen.

10) Meine Zeit ist mir zu edel, und ich kann unterdeß was nützlichers schreiben. Wenn ein Streit personell wird, so muß er abgebrochen werden: denn man denkt zu stolz von sich selbst, wenn man glaubt, die Leser würden Antheil daran nehmen; oder man setzt sich in die Reihe der englischen Klopffechter, die sich nur um des Brods willen, und dem Pöbel eine Lust zu machen, herum balgen.

Diese Gründe überheben mich eines Streits mit einem Menschen, dessen Gemüth sich in solcher Gestalt entdecket, daß man billiger Mitleiden gegen ihn, als Zorn empfindet. Denn er widerspricht

und greift an, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde andere öffentlich zu beschimpfen, und sich gedruckt zu sehen, und bekannt zu werden. Er theilt seine Schläge mit solcher Zuversicht aus, als wenn er das Amt eines Profoses auf dem Parnaß erhalten hätte, und wirklich im Stande wäre, andere um ihren guten Namen in der gelehrten Welt zu bringen. Da aber doch so viele Personen, die alle Hochachtung verdienen, indem sie mich zwar einhellig von fernerm Streit mit meinem Gegner lossagen, dennoch vor gut befinden, daß ich meinen GemüthsCharakter, den er angegriffen, da er mich einer Lästerung beschuldiget, vertheidige; so folge ich.

Ich kann mich dieserhalb zu keinem Menschen gehöriger wenden, als zu Ew. Hochedelgebornen. Ich thue dies öffentlich, denn dieser Umstand ist zu meiner Vertheidigung nothwendig, damit es auch andere erfahren, indem ich gegen Ew. Hochedelgebornen mich zu rechtfertigen nicht nöthig habe, da Sie von der Sache und von meiner Denkungsart vollkommen überzeugt seyn. Da ich also hier öffentlich und laut mit Ihnen rede, so muß ich Sachen sagen, die Sie schon wissen, die aber auch andere hören sollen. Es ist nun einmal das Schicksal solcher öffentlichen Schreiben so, ja es ist ihre eigentliche Absicht, einem Gewissen etwas zu sagen, damit es alle erfahren.

Sie haben sich die Mühe genommen, meine Uebersetzung in die Correctur zu nehmen, die ersten Bogen ausgenommen. Sie haben, kurz nach dem völligen Abdruck des Horaz, mit mir, wegen mei-

nes Gegners Briefe gewechselt, und mir von seinem Vorhaben, doch ohne ihn zu benennen, Nachricht gegeben. Wie dieses alles geschehen, und was Sie mir gemeldet, das muß die Welt wissen, damit sie überzeugt werde, ich sey kein Lästerer. So wollen es meine Gönner und Freunde haben. Indem ich Ihnen also das öffentlich erzähle, was unter uns beyden dieserhalb vorgegangen ist, so nehme ich Sie öffentlich zum Zeugen der Wahrheit an.

Ew. Hochedelgebornen meldeten mir, daß ein gewisser, der in den schönen Wissenschaften schon etwas hätte drucken lassen, Ihnen eröffnet hätte, wie er einige hundert Schulschnitzer in meiner Uebersetzung angetroffen haben wollte, und daher gesonnen wäre, öffentlich gegen mich zu schreiben. Sie mißbilligten dieses, und versicherten zugleich, daß Sie, so viel möglich, dieses Vorhaben hintertreiben wollten. Ich dankte Ihnen vor die Nachricht, und vor die gute Absicht, und meldete zugleich, daß Dieselben, da Sie die Correctur übernommen, am besten wissen würden, was vor Fehler da wären. Ich wußte, daß sich mancher Fehler finden würde, allein ich hoffete, die Zahl würde nicht so stark seyn. Ich meldete Ihnen ferner, daß ich allen gegründeten Erinnerungen gerne Raum geben würde, es würde also gut seyn, wenn Ihr Freund seine desiderata mir schriftlich zuschicken würde, so könnte ich mich darnach richten. Ew. Hochedelgebornen meldeten mir darauf, daß Sie meinem Gegner, dessen Namen Sie mir nicht nennen dürften, meine Gedanken eröffnet und ihm gerathen hätten, denselben zu folgen. Allein er

hätte einmal seine Schrift zum Druck bestimmt, und er würde sich nicht dazu verstehen, mir die Handschrift zu senden, wenn ich ihm nicht so viel davor geben wollte, als ein Verleger thun möchte. Aus diesem Ausdruck konnte ich nach aller Logik nicht anders schließen, als daß mein Gegner selbst diesen Vorschlag gethan haben müsse. Ich bezeugte das Denenselben, und zugleich meinen Abscheu gegen ein solches niederträchtiges Ansinnen. Dieselben billigten in Dero Antwort meinen Abscheu, und meldeten mir, daß der Gegner Ihnen weiter nichts geantwortet habe. Ich blieb also in meinen Gedanken, und sahe der angedroheten Schrift entgegen, mit dem Vorsatz, den ich in der Vorrede eröffnet hatte, daß ich sey

Zu beyden gleich geneigt, dem, der was besser's lehrt
Zu folgen, und auch dem, der ohne Grund mich tadelt
Mit Muth zu widerstehn. * * *

Nicht lange darnach erhielt ich aus meines Gegners damaligem Aufenthalt die Nachricht: daß der Student Lessing sich überall rühme, daß er mir Schulschnitzer in meiner Uebersetzung zeigen wolle. Nunmehro kannte ich meinen Gegner dem Namen und seinem Stande nach; und daß ich in der Person nicht irrete, bekräftigte das, was mir von Ew. Hochedelgebornen Briefwechsel mit ihm zugleich gemeldet ward, denn er hatte denselben nicht geheim gehalten. Ich lernte ihn aus weiter

erhaltenen Nachrichten auch seinem Charakter nach näher kennen, und erwartete also keinen gelinden Anfall, aber einen ungesitteten trauete ich ihm doch noch nicht zu, ob man mir schon schrieb, mich auf diesen gefaßt zu machen. Dieses alles berechtigte mich, in meinem Schreiben an den Hamburgischen Correspondenten das zu schreiben, was ich geschrieben habe. Ich berufe mich nun auf Ew. Hochedelgebornen, und auf jeden vernünftigen Leser. Ich bin vollkommen überzeugt, daß niemand die geringste Neigung zur Lästerung in meiner Schrift finden wird, der diese Umstände unpartheyisch erwäget. Herr Lessing leugnet, daß er dergleichen Antrag jemals gethan habe, er hält es mit mir vor niederträchtig, wenn man seine Schriften dem Gegner vor Geld ausbietet. Allein aus Ihren Schreiben konnte ich vernünftiger Weise nicht anders schließen, als daß er wirklich Geld vor seine Schrift verlangte. Der Auszug des von Ihnen erhaltenen Schreibens, welchen er in seinem vade mecum zu seiner Rechtfertigung mittheilet, ist von einem besondern Inhalt, und ich bin geneigt meinem Gegner zu glauben. Vielleicht haben Ew. Hochedelgebornen, aus gar zu besorgter Freundschaft vor die lange Weile dieses Mittel vorgeschlagen, um einen öffentlichen Streit zu verhüten; vielleicht haben sie die Denkungsart meines Gegners nicht gekannt, und geglaubt, es sey ihm nützlich solchen Vorschlag anzunehmen; und vielleicht haben Sie gedacht, meine Liebe zum Frieden sey so stark, daß sie alle andere Betrachtungen überwiege; oder sie haben geglaubt, daß, obgleich dieser Vorschlag von keinem Theile beliebet werden dürfte, so könnte er doch dazu die-

nen, daß beyde streitende Theile näher zusammen ruckten. Sie haben es gut gemeynt, und ich bin gewohnt, immer auf den Grund einer Handlung mehr zu sehen, als auf die Handlung selbst. Sie hätten auf diese Art wirklich wider ihren Willen sich vergriffen, und um dieses Ihnen so gefährlich scheinende Feuer zu löschen, statt des Wassers Oel ergriffen, in der Meynung, es im Anfange zu unterdrücken. Nach diesem Grunde beurtheile ich auch den Auszug Ihres Schreibens, den Herr Lessing drucken lassen, ob ich wohl sonst Ursache haben möchte, einige Erklärungen darüber zu erwarten. Sie vermutheten nichts weniger, als daß mein Gegner das drucken lassen würde, was sie in der besten Absicht ihm gemeldet hatten. Er soll seinen Zweck nicht erreichen, unter uns den Saamen der Uneinigkeit zu säen.

Sie haben ihm geschrieben, daß ich ein Gemüth hätte, daß sich erinnern ließe. Sie haben vollkommen recht, und Sie haben mir dadurch ein so hohes Lob gegeben, daß diese Worte allein, wider den Willen des Verfassers in seinem vade mecum, ihm die größte Schande, und mir die größte Ehre machen. Ich rühme mich, daß ich wirklich gegründete Erinnerungen gerne höre, und daß ich Muth genug besitze, weise zu werden, das ist, mich zu bessern. Ich erwartete dergleichen Erinnerungen am ersten von Ew. Hochedelgebornen, da Dieselben, aus Freundschaft gegen mich, die Mühe übernahmen, den Druck zu corrigiren. Dero Urtheil aber von meiner Arbeit zeiget deutlich, daß Sie, ohnerachtet der Versehen, die Uebersetzung vor wohlgera-

then erkannt haben. Sie gehören nicht zu den Leuten, die zum Aergerniß Fehler finden wollen, sondern zu den Kunstrichtern die Pope schildert, dessen Schrift Herr Lessing gar nicht gelesen haben muß. Sie haben selbst eingesehen, daß ein Uebersetzer oft genöthiget wird, kleine Fehler zu begehen, um größere zu vermeiden, und das ist das Urtheil eines einsichtsvollen Mannes von meiner Uebersetzung und von meinem Gegner: ich könnte dieses Urtheil durch Mittheilung seines und anderer Schreiben darlegen, allein ich bin nicht geneigt mit Briefen so umzugehen, wie Herr Lessing.

Sie haben weiter geschrieben, daß ich Erinnerungen haben müßte, die mir begreiflich wären. Auch das ist eine unleugbare Wahrheit. Was mir unbegreiflich ist, nehme ich nicht an, es müßte mir denn von einem Gott gesagt werden, und dennoch müßte mir derselbe erst begreiflich machen, daß er ein Gott wäre. Wer anders handelt, denkt knechtisch und niederträchtig, oder er denkt vielmehr gar nicht. Hätte mein Gegner Dero Ausdrücke sich zur Vorschrift dienen lassen, so hätte er nicht die mir und andern unbegreiflichen Grobheiten angebracht. Doch das hat er zu seiner Schande gethan.

Das ist nun alles, was ich auf sein nach dem neuesten Witz verfertigtes vade mecum zu antworten, und dagegen ich mich zu rechtfertigen gehabt habe. Denn von den andern darin enthaltenen Punkten entlediget mich die vernünftige Welt. Ich habe selbst in der Vorrede meiner Uebersetzung nicht geleugnet, daß ich hie und da gefehlet habe.

Es ist also kein Wunder, daß ein Lessing lebt, der einige Fehler findet. Ich will doch aber zur Probe nur einige seiner Schnitzer, die er zum Theil aufs neue gemacht, zum Theil aber elend vertheidiget hat, untersuchen. Diese Untersuchung wird hoffentlich einen jeden hinlänglich von der Beschaffenheit des Verstandes und Herzens meines Gegners überzeugen. Es sind noch Brocken, welche ihm im Halse stecken blieben, als er meinen Horaz verschlungen hatte, also sind sie in der That unverdauet; und warnen meinen Gegner, sich künftig nicht so sehr zu übereilen, sondern jedesmal erst die 24 Buchstaben des Alphabets herzusagen, ehe er einen Einfall niederschreibt, zumal wenn er andere auf das schimpflichste tadeln will.

Gleich in der ersten Ode des ersten Buchs findet mein Gegner einen greulichen Schnitzer. Er beschuldiget mich, daß ich die Worte

— — — Si neque tibias
Euterpe cohibet,

Durch Flöte beziehen übersetzt haben soll, er sagts ausdrücklich,

„Am Ende dieser Ode sagen sie, Herr Pastor:
„die Flöte beziehen. Eine erschrecklich ab-
„geschmackte Redensart!"

Die bloße Lust mich zu tadeln verleitet ihn, so erschrecklich abgeschmackt zu werden. Mein Gegner ist hier ganz gewiß durch seine Begierde, Schnitzer zu finden, verblendet worden. Denn sonst ist es

unmöglich, daß ein Mensch, der seiner mächtig ist, und recht lesen zu lernen in seiner Kindheit ist angehalten worden, mir diese Worte schuld geben, oder sie in meiner Uebersetzung finden kann. Ich will die ganze Stelle hersetzen. Horaz sagt:

— — — Si neque tibias
Euterpe cohibet, nec Polyhymnia
Lesboum refugit tendere barbiton.

Ich habe diese Zeilen so übersetzt:

— — — Wenn mir nicht Euterpe die Flöte
Und Polyhymnia die lesbische Leyer
Recht zu beziehen sich mir nur nicht verweigert

Ein jeder, der die ersten Gründe der Sprachlehre und der Logik nur einmal gehöret hat, siehet, daß das beziehen auf die Leyer gehe, und nicht auf die Flöte, zumal da auch die Leyer mit dem beziehen unmittelbar verknüpft ist. Wer siehet nicht auch, wenn er nicht im halben Schlaf oder Taumel lieset, daß das Verweigern so wohl auf die Flöte als auf die Leyer gehe, und folglich der Verstand ganz natürlich dieser sey.

Wenn mir Euterpe nur nicht die Flöte verweigert, und mir Polyhymnia nur nicht die Leyer recht zu beziehen verweigert.

Ich wollte das verweigern nicht zweymal wiederholen: als ich aber diese Stelle übersetzte, hatte ich doch so eine geheime Ahndung, daß irgend jemand, der kein sanum sinciput hat, sich verirren möchte; dieses zu verhüten setzte ich, ohne

auf die Reinigkeit und Zierlichkeit der Sprache zu sehen, das mir zweymal, um einen solchen dadurch zu warnen, daß er die Flöte, von der Leyer, die bezogen wird, wohl unterscheide. Doch mein Gegner ist ein Mann, bey dem alle Vorsichtigkeit nichts hilft: er wollte Fehler haben, und daher machte er welche, wo er keine fand. Zu seiner Schande muß ich sagen, daß ein Frauenzimmer, deren Stand und Liebe zu den schönen Wissenschaften gleich hoch ist, und die Ew. Hochedelgebornen als eine gelehrte Dame bewundern, das Lessingische vade mecum mit meiner Uebersetzung zusammen hielt, und bey dieser Stelle meines Gegners Schrift mit Unmuth unter den Tisch warf, und sich über ein solches Verfahren nicht genug verwundern konnte. Doch Herr Lessing schreibt nur für seine Bekannte, die nicht nachlesen können, oder wollen: auf das Urtheil der Welt achtet er nichts. Er denkt nicht weiter, als den Beyfall drey Schritt um sich herum zu erhalten, und kömmt mir vor, wie der Geitzhals des Horaz, der niederträchtig genug ist, so stolz zu seyn, daß er trotzig sagt:

— — Populus me sibilat, ad mihi plaudo
Ipse domi — —

Das Volk zwar zischt mich aus, jedoch in meinem Hause
Lob ich mich desto mehr.

Wenn mein Gegner vernünftig überlegte, daß er auch seinen gegründeten Tadel durch solche Beschuldigungen lächerlich machte, und daß er durch bescheidene Erinnerungen allein Ehre einlegen könnte,

so . . . Doch zu dergleichen vernünftigen Gedanken ist er nicht angewöhnt, und seine Gegner haben es sehr gut bey ihm: er hilft ihnen besser durch, als wenn er von ihnen zu ihrer Vertheidigung bestellt wäre, und bezahlt würde. Und der Abgang so wohl, als der Beyfall, den meine Uebersetzung erhalten hat, hat noch nicht im geringsten abgenommen.

Die Welt, die Herr Lessing durch fliegende Blätter vor meine Verführung warnen will, hat einen wunderlichen und harten Kopf, sie richtet sich nicht nach fliegenden Blättern; nur der Pöbel folgt blindlings den Zeitungen, und die politischen Kannengießer. Die Welt lacht über den Stolz meines Gegners, sie dünket sich klug genug ohne ihn zu seyn, und hält davor, daß er seine und meine Person vor wichtiger halte, als wir wirklich seyn: seine Person, weil er glaubt, ein fliegendes Blatt von ihm, habe Nachdruck genug, die Welt zu warnen; und meine, weil er glaubt, ich habe Ansehn genug, die Welt zu verführen, und zwar in Sachen, die Schulschnitzer betreffen. Diese Welt ist allein die, die sich ein Quintaner aus dem Augenpunkt seines Sitzes auf der untersten Bank vorstellet.

Ich habe von jeher den Grundsatz gehabt, daß ein Verfasser den Lesern eine Art von Hochachtung schuldig sey, die er nie aus den Augen setzen darf, und meines Gegners Schrift und ihr Schicksal bekräftiget mich in diesen Gedanken. Wenn der Pöbel sich zankt, so schimpft er sich öffentlich herum, und wird verachtet; und ein Gegner, der die Sit-

ten aus den Augen setzt, bringt den Leser gegen sich auf. Das Publikum ist eine ehrwürdige Gesellschaft, in dessen Gegenwart man auch in Streitschriften den Wohlstand beobachten muß. Doch Hr. Lessing schreibt vor die Welt, die aus Schulknaben bestehet, und da ist es noch gewöhnlich, ungezogen zu seyn. Andere aber sagen bey Durchlesung solcher Schrift:

Occursare capro, cornu ferit ille, caveto!

Weicht ja dem Bocke aus, denn er stößt mit den Hörnern.

Und das suchen die Schriftsteller von dieser Art: sie wollen sich furchtbar machen, und jeden warnen, daß er ihnen ja nicht antworte. Sie erlangen ihren Zweck bey einigen; und andere schweigen darum, weil sie bedenken, daß ein leichter Ball nur so lange in der Höhe bleibt, als er geschlagen wird, und daß es bey vielen ein Mittel berühmt zu werden ist, wenn sie streitbare Schriftsteller werden.

Wenn Herr Lessing mir gezeigt hätte, daß ich den poetischen Schwung des Horaz geschwächt, seine erhabene Gedanken platt gemacht, und seine malerischen Züge und Schönheiten verstellet hätte; so hätte er was vorgebracht, das zur Sache diente, und den Leser unterrichtete, und seine Aufmerksamkeit unterhielte: das hätte Gelegenheit gegeben zu Untersuchungen, die das Wesen der Dichtkunst angehen. Das wäre critisch, und nicht pedantisch gewesen. Allein, da er einmal mein Gegner seyn sollen, so hat ihn der Himmel, zu meinem Trost, nicht mit

der dazu gehörigen Einsicht ausgerüstet. Die Musen haben ihm den Kern vorenthalten, und die Schalen aufzubeißen verdammt. Sie haben ihm die Worte überlassen, und die Sachen untersagt. Wenn er den Horaz als ein Schulbuch lieset, so thut er das, was er vermag: wenn er ihn aber als einen Dichter lieset, so gehet er aus seinen ihm von der Natur gesetzten Schranken heraus, und waget sich in eine ihm ganz fremde Gegend. Er bleibe bey der Grammatik, er beurtheile die Regeln vom adjectivo und substantivo, vom numero und casu, und bleibe bey seinen Quintanern, die er gegen mich auftuft, wenn er sehr wohl gesittet sagt: zusammen ihr Schulknaben! So bald er aber weiter gehet, verirret er sich, wie ein Mensch, der aus einem Vernünftigen ein Vernünftler wird. Weil ich an Herrn Lessings Schulknaben gedenke, so muß ich aus seinem, nach dem neuesten Witz verfasseten vade mecum etwas anführen, das in die unterste Schulklasse gehört. Er sagt p. 83.

23. Ode.

„Wenn ich doch Ihres seligen Herrn Vaters „lateinische Grammatik bey der Hand hätte, so „wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren, wo „Sie es finden könnten, was sequor für einen „Casum zu sich nimmt. Ich habe Schulmeister „gekannt, die ihren Knaben einen Eselskopf an „die Seite maleten, wenn sie sequor mit dem „Dativo construirten. Lassen sie einmal sehen, „was sie gemacht haben.

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

„Dieses übersetzen sie:

Laß die Mutter gehen
Nun reif genug dem Mann zu folgen.

„Sie haben also wirklich geglaubt, daß man nicht „sequi matrem, sondern sequi viro zusammen „nehmen müsse."

Ich weiß nicht, worüber ich mich bey diesem Tadel mehr verwundern soll, ob über die Beschaffenheit des Kopfs, oder über die Beschaffenheit des Herzens meines Gegners, und über welche am meisten? denn er zeiget hier entweder die äußerste Blindheit, oder die größte Unverschämtheit, oder beydes zugleich. Er ist durch seine Leidenschaften gegen mich so verblendet, daß er Sachen schreibt, die seiner Ehre nachtheilig sind, daß es mir wirklich leid thut, daß er dies geschrieben hat. Die Worte

Desine matrem
— — — sequi — —

habe ich kurz und gut übersetzt

Laß die Mutter gehen,

die Worte aber

Tempestiva viro — —

habe ich recht wörtlich gegeben:

Nun reif genug dem Mann zu folgen.

Ich frage die ganze Welt, ob an dieser Uebersetzung was auszusetzen ist? Das Wort folgen ergreift mein Gegner als ein wahrer Schulknabe, und bürdet mir auf, daß ich sequi dadurch über-

seht hätte; und seine ganze Spötterey ist, wenn man sie genau ansiehet, ein mattes witzloses Wortspiel. Doch er wollte witzig seyn, also mußte er meinen Sinn verdrehen, und wo hätte er seinen Eselskopf sonst anzubringen Gelegenheit? denn das ist ein recht starker Quintanerwitz; der Eselskopf nimmt sich hier sehr schön aus! Verdient eine solche Schreibart wohl, daß man sich darüber ärgere, und ein Glas kalt Wasser trinke? Nein, mein ganzes Mitleiden ist rege geworden. Mein Gegner dienet zum Exempel, wie weit ein Mensch verfallen kann, wenn er blos seinen Leidenschaften folget. Wie tief setzet ein solcher Schriftsteller sich nicht herunter!

Ausser dem Mitleiden hat mir mein Gegner auch manche vergnügte Stunde gemacht, die ich in einem lustigen Schauspiel des Molliere nicht vergnügter hätte zubringen können. Ew. Hochedelgebornen werden eine gewisse Art von Leuten kennen, denn es giebt überall welche, die vor gelehrt wollen angesehen seyn, und das eben deswegen, weil sie es nicht sind, ohnerachtet sie es von rechtswegen seyn sollten. Die vernünftigsten unter ihnen schweigen so lange stille, bis jemand den Ton angiebt: alsdann bekommen sie Muth zu reden, und holen alle ihre Weisheit aus einer solchen Streitschrift her. Von diesen Leuten haben sich auch einige bey dieser Gelegenheit hervor gethan, und sich hören lassen. Sie wußten, bis dieser Streit entstand, theils nichts von einem Horaz, theils kannten sie ihn nur vom Hörensagen; und einige hätte man leicht überreden können, Horaz sey ein alter gottseliger Kirchenlehrer. Diese Personen insgesammt

haben so wenig Latein gelernt, daß sie nicht eine Zeile dieses Dichters exponiren können; und wenn sie eine Periode lateinisch schreiben sollten, so würden sie vor Angst über und über schwitzen. Indessen machen sie nunmehr ein gewaltiges Geräusche; und wenn mein Gegner sie hören sollte, so würde er sich gewiß ihres Beyfalls schämen, indem sie nicht einmal seine Einwürfe verstehen. Ich hätte einige Blätter vollzuschreiben, wenn ich die Geschichte des Verhaltens dieser Leute erzählen wollte.

Wer das vade mecum meines Gegners mit Aufmerksamkeit durchlieset, findet, wie er bey der Vertheidigung seines Tadels sich krümmet und windet, und den Plutarch selbst (welchen ich in meinem Schreiben deswegen nicht angeführet habe, weil es dem Herrn Lessing genug seyn konnte, ihm die Meynung der Scholiasten vorzulegen, um ihm zu zeigen, daß ich keine Schulschnitzer begangen habe) mit weit hergeholten Muthmaßungen widerlegen will, nur damit dieser alte Autor nichts zu meinem Behelf gesagt haben möge. Wie es die Römer mit ihren Beynamen gehalten, und wie die Dichter sich derselben bedienet haben, will ich bey anderer Gelegenheit untersuchen: indessen kann ich jedem gerne die Freyheit lassen, von meiner Meynung abzugehen, wenn es nur mit der, unter vernünftigen und gelehrten Männern gebräuchlichen Art, auf eine wohlgesittete Weise geschiehet. Wo mein Gegner sonst nichts vorzubringen weiß, da leihet er mir seine eigne Einfälle, um mich durch deren Widerlegung lächerlich zu machen. Z. E. daß ich, weil die 11te Ode zur Winterszeit gemacht ist,

darum

darum nothwendig soll und muß gedacht haben, Italien grenze an Lappland, wo der Brandtwein gefrieret, weil ich liquare durch zerlassen übersetzet habe. Wie witzig ist nicht dieser Einfall, und ich bin versichert, daß mein Gegner selbst darüber gelacht habe. Das sind seine Kunstgriffe, die jeder Verständiger von selbst einsiehet; und wer sie nicht einsiehet, scheinet mir der Mühe nicht werth zu seyn, daß ich ihn bedeute: er trete immer zu der Partey meines Gegners, der gewiß solchen Beytritt braucht.

Ihnen nur noch eine Probe von der Art, wie mich Herr Lessing widerleget, zu geben, so stehet es ihm nicht an, daß ich Lib. II. Ode I.

Graves principum amicitias.

gegeben habe

der wichtige Bund der Großen.

Ich hatte geantwortet, daß Horaz den Augusk würde beleidiget haben, wenn er sich eines andern Worts bedienet hätte, und diese Verbindung hätte wollen die schädliche nennen, darum gebrauche er behutsam ein Wort von allgemeiner Bedeutung, das jeder auslegen kann, wie er will. Wichtig ist eben so allgemein, als gravis, und dabey läßt sich viel denken. Mein Gegner aber befiehlt mir nachzuschlagen. Er sagt:

Ich bin des Aufschlagens müde, wenn sie aber mehr Zeit dazu haben, als ich, so fordere ich sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf ihrer Seite ist. Ihre Ent-

schuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweyte, sondern das erste Consulat will verstanden wissen.

Allerdings redet Horaz vom ersten Triumvirat, allein Augustus war ja der Erbe und Nachfolger des Cäsar, der als ein Gott verehret wurde: also mußte Horaz bescheiden reden. Indessen führe ich den Sanadon an, ohne im übrigen mich blos auf seine Beystimmung zu beziehen, damit ich nicht den Vorwurf hören müsse, als habe ich blos andere Gedanken angenommen, und aus anderer Uebersetzung übersetzt. Ich gestehe es, daß ich alle Uebersetzungen, die ich habe bekommen können, zugleich nachgelesen habe: ich glaube, das sey meine Pflicht gewesen.

Sanadon sagt bey den Worten: Gravesque principum amicitias:

Vellejus en parlant du premier triumvirat à rempli toute l'idée de cette épitète. Inter Caesarem, dit il, Pompejum et Crassum inita potentiae societas, quae urbi orbique terrarum, nec minus diversoque tempore ipsis exitialis fuerit. On pourroit penser la même chose du second triumvirat, dont Calon a dit, que l'union des chefs avoit plus fait de mal à la république que leur désunion: mais le poëte s'est contenté de parler en général, de peur d'offenser Octavien, le seul à qui ces intrigues avoient réussi.

Ob zwar Sanadon hier einen Irrthum begehet, oder die ganze Anmerkung mag nicht recht ab-

gedruckt seyn, indem er den Cato das vom 2ten Triumvirat sagen läßt, was er vom ersten gesagt hat; so erinnert doch nur dieses Sanadon beyläufig, und erklärt sich in der Einleitung sowohl, als in der ersten Anmerkung, daß hier vom ersten Triumvirat gehandelt werde. Welches den Horaz nicht hinderte vorsichtig zu schreiben, da Octavius, ein Erbe des Cäsar, die höchste Gewalt hatte; darum sagt Sanadon, Horaz habe mit allgemeinen Ausdrücken das gesagt, was Vellejus und Cato nachdrücklicher gesagt haben, aus Furcht den August zu beleidigen.

Mein Gegner will auch nicht einmal leiden, daß ich graves Persae durch harte Perser übersetze. Warum? weil die Perser weichlich sind. So vergehet sich mein Kunstrichter, aus Tadelsucht. Denn erstlich ist hier das harte nicht der Weichlichkeit entgegen gesetzt; zum andern waren die Perser wohl üppig, aber nicht zu der Zeit weichlich: es waren die, die den Römern sehr harte gefallen, und den Crassus mit seinem Heer erlegt, auch den Antonius geschlagen hatten. Mein Gegner nennet sie fürchterliche, aber alsdenn muß er auch nicht die weichlichen Perser verstehen. Horaz redet hier ohnedem eigentlich von den Parthern; und ich mußte ein solches Wort nehmen, das sich, nebst Ausdruckung des Sinnes, am besten in das Silbenmaß schickte. Sanadon nennet sie fiers ennemis:

Les Romains avoient sur le cœur la défaite de Crassus et d'Antoine par les Partes, ils regretoint toujours la perte de leurs plus belles lé-

gions et d'un grand nombre de drapeaux, et n'atendoient que l'occasion de laver la honte de la république dans le sang de ses fiers ennemis.

Das ist keine Beschreibung eines weichlichen Volks, sondern eines tapfern, und solchen Feindes, der seinen Feinden harte fällt.

Die große Belesenheit und kritische Gelehrsamkeit meines Gegners ist zwar überall zu sehen, und reichlich ausgelegt, aber besonders zeiget sie sich bey der 14ten Ode, bey dem Worte Carinae, welches ich ihm nicht recht durch Schiffe übersetzt habe, es soll nach seiner Meynung Schiffs-Untertheile heißen. Er sagt:

„Carinae würden sie in der siebenten Zeile, „nicht durch Nachen gegeben haben, wenn „sie die wahre Bedeutung dieses Worts gewußt „hätten. Carina ist der untere Theil des Schiffs; „und eben das, was die Griechen τροπις nennen."

Es läßt wirklich gelehrt, und insbesondere kritisch, wenn ein griechisch Wort mit eingedruckt wird. Wer kann das lesen, ohne dabey dem Herrn Verfasser zuzurufen, was Horaz sagt:

Docte sermones utriusque linguae!

Wenn nur mein Herr Gegner hier aus der Grammatik den Unterschied des numeri bemerket hätte! Es ist ein Unglück, daß Horaz nicht sagt:

Vix durare carina
potest

sondern daß er setzt:

Vix durare carinae
possunt.

Es leugnet kein Mensch, daß carina im singulari das untere Theil eines Schiffes heiße; aber carinae in plurali, heißet Schiffe. Was thut doch also das griechische Wort τροπις hier vor eine Wirkung? Wenn Horaz seine Oden auch griechisch geschrieben, und sich dieses Wortes bedienet hätte, so wäre es ein Beweis. Bin ich denn meiner Unwissenheit überzeugt, und widerlegt, wenn auch mein Gegner Syrisch und Chaldäisch, ja alle Sprachen angeführet hätte? Doch das gehöret zum Blendwerke vor Halbgelehrte, und Leute, die sich gelehrt nennen, wenn sie ein Wort in mehr als einer Sprache geben können, ohne die Sache zu verstehen. Diese List haben schon so viel semieruditi gebraucht, daß es mich wundert, daß Herr Lessing, ein Mann, der von Witz stark, noch einen so alten Weg gehet. Aber bey Verschwendung so vielen Witzes wird man oft arm, und genöthigt was altes aufzuwärmen. Wer doch mit seinem wenigen Vorrath sein rathsam umgienge! Als Pompejus, des Magnus Sohn, die Triumvirs, des August und Antonius, zu Gaste bat, so kodete er sie ein in carinis zu essen, folglich müßten sie in dem Schiffsuntertheile gespeiset haben. Ich könnte viel Stellen anführen, ja es fehlen auch solche nicht, da carina im singulari nicht das untere Theil des Schiffs, sondern das Schiff selbst bedeutet, und folglich mit τροπις nicht allemal eben dasselbe ist.

Ew. Hochedelgebornen sehen so wohl, als jeder vernünftige Leser, wie sehr der Tadel eines Gegners geschwächt wird, der so viel Dinge tadelt, die er nicht verstehet, und die er nicht rechtfertigen kann, ohne neue und größere Fehler zu begehen. Wie leicht würde es mir, wenn ich alles beantworten wollte, einige Kleinigkeiten ausgenommen: Doch die gleich anfangs angeführten Ursachen halten mich davon ab.

Wenn ich das ganz ungewöhnliche Verfahren meines Gegners überlege, so weiß ich nicht, was ich davon denken soll; und andern gehet es eben so wie mir. Wenn Gelehrte gegen einander schreiben, und es ist ihnen lediglich um die Wahrheit zu thun, so bleiben Sie bey der Sache, ohne dem Gegner verächtlich zu begegnen, oder sich einer scurrilischen Schreibart zu bedienen: wenn sie aber besondern Haß gegen einander tragen, so haben sie wohl ehemals auf eine bittere und beißende Art geschrieben. Indem nun Herr Lessing, nicht, da er von mir angegriffen ist, oder, da er in fortdaurendem Streit etwan durch spitzige Spöttereyen erbittert worden wäre, sondern gleich im ersten Anfang, den er selbst macht, mich zum Gegenstand seiner bittern Einfälle setzt, und mir so begegnet, daß man dergleichen etwa nur noch von einem Weislinger vermuthen könnte, so geriethen fast alle Leser in Erstaunen, und glaubten, es sey zwischen mir und ihm, nach einer vorhergehenden Bekanntschaft, eine Feindschaft entstanden, und der persönliche Haß gegen mich hätte meinen Gegner aufgebracht, mich so ungesittet öffentlich anzugreifen. Man hat mir das auch durch

viel Briefe zu erkennen gegeben, auch wohl geglaubt, es stecke ein anderer dahinter, der sich des Herrn Lessings bediene, seinem Haß ein Genüge zu leisten. Allein, das letztere kann ich mir nicht vorstellen, und das erstere ist ganz ohne allen Grund, denn ich kenne meinen Gegner nicht einmal von Person, und ich habe nicht gewußt, daß er existire, bis ich ihn aus dem Streit und Anfall habe kennen lernen. Ich bin auch überzeugt, daß mir jeder, der mich kennet, das Zeugniß geben wird, daß ich niemals einem Menschen so begegnet habe, oder so zu begegnen im Stande sey, daß er mich mit solcher Bitterkeit anzugreifen Ursach haben könne. Es ist nichts, als ein jugendliches wildes Feuer, welches ihn hinreißet, und beweget, andere auf solche Art anzutasten. Er bildet sich ein, einen Beruf und ein Geschick zu haben, anderen Fehler aufzudecken, und berechtiget zu seyn, dabey den Wohlstand aus den Augen zu setzen. Ich bedaure, daß seine Schreibart, durch ihre Petulanz, ihm selbst hinderlich wird, seine Gaben nützlich zu gebrauchen. Wie viel Ehre hätte er nicht einlegen können! wie gern würde ich mit ihm mich nicht eingelassen haben, wenn er sich mäßigen wollen, und das witzige von dem groben hätte unterscheiden können! Was vor ein Herz muß er haben, da er so wenig menschlich mit mir umgegangen ist? Ich sage mit Fleiß, mit mir; da Ew. Hochedelgebornen ihm die Versicherung gegeben haben, daß ich Erinnerungen Gehör geben könnte, und da ich mich selbst dazu durch Ew. Hochedelgebornen willig erklärt habe. Allein eben diese Nachricht, die seine Streit- und Tadelbegierde hätte mäßigen sollen, machte ihn nur kühner, alles

gesittete Wesen aus den Augen zu setzen. Er stellete sich schon im Geiste die Niederlage vor, die er durch mich zu seinem unsterblichen Ruhm vermehren würde. Sein Geist erhitzte sich nur noch mehr.

So wie ein Leu (was kann hier sonst ein Gleichniß leihen?)
Sich dort in Libyens verbrannten Wüsteneyen
Selbst mit dem Schwanze reißt, und grimmig, vor dem Streit,
Daß Erd und Himmel schallt, brüllt, tobet, scharrt und schreyt.
Ja, wie man in der Brunst in der Sarmater Auen,
Dem dicksten jungen Stier sich nicht darf nahe trauen;
Wenn durch sein schwarzes Fell der Wespe Stachel dringt,
Und ihn durch heißen Schmerz, in volles Rasen bringt.
Er springt, er rast herum. Mit Stößen und mit Streichen
Wetzt er sein krummes Horn an Wundenvollen Eichen,
Er brüllt und fordert Luft und Winde brausend raus,
Und wirft und stößt vor Wuth den Sand, zum Vorspiel aus.

Er denkt zu triumphirend, und will auf Leben und Tod gehen. Er glaubt auch wirklich, daß er ein formidabler Mann, auf lateinisch gravis vir, sey; darum räthet er mir selbst an, bey Durchlesung seines vade mecum ein Glas Wasser zu trinken. Wie witzig klingt es nicht, wenn er voll Vertrauen auf seine mordreichen Hiebe sagt:

„Ein Glas frisch Brunnen Wasser, die Wal„lung Ihres kochenden Geblütes ein wenig nie„derzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich seyn, „ehe wir zur ersten Abtheilung schreiten. Noch „eins, Herr Pastor . . Nun lassen sie uns „anfangen.“

In der That, das klingt sehr fürchterlich, oder wenigstens sehr zuversichtlich. Er ist fest überzeugt, daß meine Gesundheit in Gefahr sey, wenn er wider mich schreibt; und daher sucht er mich noch dazu, durch diese auf die neueste Art witzige Warnung, zum voraus zu erschrecken. Er bedenket nicht, daß Schriftsteller von seiner Art, weder gegenwärtig noch zukünftig Beyfall erhalten, und nur zu einer kurzen Belustigung solcher Leute dienen, die das, wenn sie 10 Jahre älter geworden sind, als Thorheiten verlachen, was ihnen in ihren jugendlichen Jahren ein Lachen erreget hat. Die Captatio benevolentiae eines Schriftstellers, die darin bestehet, daß er den Leser zu lachen macht, ist von gar zu kurzer Wirkung, und diese Wirkung ist noch dazu etwas sehr zweydeutiges. Ich bin auch wegen dieser Streitigkeit so unbekümmert, daß ich davor ganz ruhig wache und schlafe. Ja ich bin so ruhig, daß ich Ew. Hochedelgebornen versichern, kann, daß ich so wenig Personalhaß gegen meinen Gegner hege, als ich gehabt habe, ehe ich wußte, daß er da sey. Sein Angriff hat mir ja noch Vortheil gestiftet. Viele sind dadurch bewogen worden, meine Uebersetzung genauer zu prüfen, und ich habe schriftliche Zeugnisse von solchen Männern, vor die mein Gegner selbst Hochachtung hat, die mir

sehr rühmlich sind, und die trotz aller beschuldigten Fehler meine Uebersetzung hochachten, und mir das Zeugniß geben, daß ich den Horaz verstehe, und seinen Sinn wohl getroffen habe.

Ich ende nunmehr mein Schreiben. Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn ich dadurch der Welt gezeiget habe, daß ich den Gemüths-Charakter nicht besitze, welchen mir mein Gegner zuschreibet, und wobey er mit den ungezogensten Ausdrücken so freygebig ist. Ich versichere Ew. Hochedelgebornen meiner beständig fortdaurenden Hochachtung und verharre

Ew. Hochedelgebornen,

Meines hochgeehrtesten Herrn Pr.

Laublingen,
den 28sten Febr. 1754.

ergebenster
M. S. G. Lange.

Neunzehnter Brief,

oder

Pr. N. zu Fr. Antwortsschreiben an Herrn Pastor Lange in Laublingen, bey Gelegenheit der Streitigkeit des Herrn Pastors mit Herrn Magister Lessing, wegen der Uebersetzung des Horaz.

Hochwohlehrwürdiger, Hochgelahrter, Besonders Hochgeehrter Herr Pastor,

Bald könnte es scheinen, als ob ich Ew. Hochwohlehrwürden nicht öffentlich antworten wollte. Sie haben mit der Freundschaft, die unter uns unverändert bleiben wird, ein Schreiben an mich drucken lassen. Es ist den 28. Febr. unterschrieben. Ich habe bis itzt nichts davon erfahren. Ew. Hochwohlehrwürden wissen selbst, daß der Brief, mit welchem Sie mir das gedruckte Schreiben zugesandt haben, den 21ten April aufgesetzt ist. Beyde habe ich erst den 10ten May durch die Post erhalten. Ich weiß, Sie vergeben es mir, daß ich bey diesen Umständen später antworte, als es nach der Unterschrift des ersten Briefes geschehen sollte.

Ich beklage, daß ich Sie in eine Streitigkeit verwickelt gesehen habe, deren Heftigkeit ich im Jahr 1752 vermuthen konnte. Habe ich jemals gewünscht, daß meine Vermuthungen falsch seyn möchten, so ist es diesesmal geschehen. Ich liebe beyde streitende Partheyen. Man darf auch beyde nur kennen, so wird man durch die Gelehrsamkeit und

durch die vielen guten Eigenschaften bewogen, sich beyde zu Freunden zu wünschen. Beyde gönnen mir eine zärtliche Freundschaft. Ich würde also undankbar gewesen seyn, wenn ich nicht nach allem Vermögen gesorgt hätte, Zwistigkeiten zu verhüten, die, wenn sie auch nur kritisch sind, selten ohne Bitterkeit kurze Zeiten dauern können. Der Geist der Unruhe ist der Feind der Wahrheit, und öffentliche Streitigkeiten beunruhigen uns gar zu leicht. Ich stellte mir das Feuer vor, in welches beyde Theile itzt zu meiner Betrübniß gesetzt sind. Es ist wahr, man sieht im Affekt scharf, aber nur auf einer Seite des Gesichtskreises, wenn wir Vollkommenheiten und Fehler im ganzen Umfang sehen sollten. Und wie leicht sehen feurige Geister, ja wie leicht sehen poetische Geister, die in allen ihren Arbeiten mit besonders heftigen Bewegungen zu schreiben gewohnt sind, den Gegenstand im Affekt. Der Dichter lobt und tadelt als ein Dichter, und die Empfindungen von Lob und Tadel weichen im Dichter nicht von seinem Hauptcharakter ab. Itzt dachte ich zwey Dichter, die über Fehler mit einander öffentlich sprechen wollten. Den hitzigen Anfang des einen konnte ich zum Theil aus den Briefen, in welchen mir derselbe nur besonders gemeldet wurde, sehen. Sollte er öffentlich geschehen; so war die Begierde, alles lebhaft, angenehm und überzeugend vorzustellen, dem Dichter natürlich. Um das geneigte Urtheil der Welt zu verdienen, denkt der Dichter mit aller Aufwallung, die ihm sonst Beyfall brachte; tadelt er aber auch zugleich, so ist entweder Er oder der Gegner, und oft sind beyde in einem Zustande, der gefährlich ist: Sein Gegner

zeigt Fehler in dem Angriff, er ist auch ein Dichter, er ist erbittert worden, und er schreibt auch öffentlich. In diese bedenkliche Umstände mußte ich Freunde kommen lassen, und ich hatte es mir alsdenn zuzuschreiben, wenn ich nicht an meinem Theil alles that, um diese öffentliche Streitigkeit zu verhindern.

Erlauben Sie mir, Hochgeehrter Herr Pastor, daß ich nur bey diesem Umstand Ihrer Streitigkeit stehen bleibe. Ich liebe Sie und den Herrn Magister Lessing viel zu sehr, als daß ich mich in eine Beurtheilung der Art des Streits und der Sachen, über welche Sie streiten, einlassen könnte. Ich weiß, daß Sie beyde viel Gelehrsamkeit und Verdienste behalten, wenn Sie auch nie über die Art gedacht hätten, wie Horaz übersetzt werden muß. Ich kann das Gute im Freunde verehren, wenn Er auch noch so verschieden von mir denkt. Ja ich liebe diese Verschiedenheit der Gedanken viel zu sehr, als daß ich sie von meinen Freunden zu entfernen wünschte. Ich habe mir den Grundsatz fest eingeprägt; daß unsere stärkste Ueberlegung nicht allezeit ein gewisser Bürge ist, die Wahrheit zu finden, und itzt schränken mich meine Arbeiten so genau ein; daß ich nicht einmal im Stande seyn würde, meine Gedanken mit der Sorgfalt aufzuschreiben, die mein Gesetz sind, so oft ich etwas drucken lasse, worin ich meine Uebereinstimmung oder die Verschiedenheit von den Gedanken eines andern entdecke. Ich will also bey diesen Vorfällen zum Theil mit dem Horaz denken

Nam neque chorda sonum reddit quem vult manus et mens
Poscenti gravem persaepe remittit acutum
Nec semper feriet quodcunque minabitur arcus.
Verum ubi plura nitent in carmine non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cavit natura.

Ueber einen Fehler muß ich mich nur erklären, den Ew. Hochwohlehrwürden in dem Schreiben an den Herrn Verfasser des gelehrten Artikels in dem Hamburgischen Correspondenten auf meine Rechnung zu schreiben scheinen. Sie sagen auf der 21ten Seite

„Da ich die Correctur nicht selbst gehabt, und „der, der sie hatte, mit wichtigern Verrichtun„gen beschäftiget war (Herr Lessing wird den „Mann wohl kennen, es ist Hr. P. N.) so ist „dieser Fehler eingeschlichen ꝛc."

Es ist wahr, daß ich in den letzten Bogen, nachdem eine zweymalige andere Correctur der Druckfehler vorhergegangen war, den sogenannten Revisionsbogen gelesen habe, weil der Druck nothwendig beschleuniget werden mußte, und Ihnen die Bogen nicht mehr zugesandt werden konnten. Sie hatten gewiß die Billigkeit, von mir bey diesem Geschäfte nicht zu verlangen, daß ich das lateinische mit der Uebersetzung zusammen halten, und wenn ich auch offenbar Recht zu haben glaubte, etwas in ihrer Arbeit ändern sollte. Man lieset eine Seite nach der andern, ohne auf die Uebereinstimmung

der Ueberſetzung mit dem Original zu denken. Hätte ich anſtatt ducentia den Druckfehler ducenta einſchleichen laſſen. Wären Sie dadurch erſt zu der Ueberſetzung bewogen worden; ſo wäre ich ſchuldig. Es iſt aber offenbar, daß in dem 5ten Buch Ode 14. im lateiniſchen Exemplar bey der Ueberſetzung ducentia ſtehet, und daß ich alſo dieſen Fehler nicht begangen habe. Ich denke, daß ich unſchuldig ſeyn werde.

Das Verſehen ſelbſt halte ich bey der Aehnlichkeit der Worte, vor gering. Auch bey verſchiedenen ähnlichen Fehltritten in einer ſo langen Ueberſetzung kann der Ueberſetzer doch Kenntniß der Sprache und der Sachen überflüßig beweiſen. Ich halte eine Ueberſetzung ohne alle Fehler vor unmöglich. Ich ſchreibe es nicht ſogleich der Unwiſſenheit zu, wenn uns die Aufmerkſamkeit bey langen Arbeiten verläßt. Je kleiner der Fehler iſt, und je leichter er durch die Kenntniß der erſten Anfangsgründe der Sprache vermieden werden kann; deſto weniger vermuthe ich, daß ein Mann, der in wichtigern Dingen richtig denkt, welche die erſten Kenntniſſe vorausſetzen, hier unwiſſend geweſen ſey. Es iſt zu ſchwer, mit Gewißheit etwas der Unwiſſenheit zuzuſchreiben, wenn es wahrſcheinlich iſt, daß blos der Mangel einer verſtärkten Aufmerkſamkeit die Urſache ſey. Bey einem Mann von Geſchäften können tauſend Urſachen hieran Schuld ſeyn. Man würde dieſelben ſelbſt vor vollkommen gültig erklären, wenn es nur möglich wäre, daß Er uns dieſelben anführen könnte. Denke ich gleich in verſchiedenen Stücken der Ueberſetzung anders als Ew.

Hochwohlehrwürden: und habe ich gleich gewünscht, daß ich dieselbe, ehe sie gedruckt war, gesehen hätte, um Ihnen meine Gedanken zu sagen; so unterbricht doch dieses die Hochachtung nicht, die Sie verdienen. Ich weiß, mit welcher Sanftmuth Sie mein Urtheil anzuhören pflegen; Ich weiß, daß wir uns in wichtigern Sätzen der Gelehrsamkeit da vereiniget haben, wo wir erst gänzlich unterschieden zu seyn schienen.

Nun kann ich näher zu dem Umstand der Streitigkeit kommen, über welchen ich mich erklären muß.

Zuerst muß ich Ihnen Ihren Herrn Gegner als einen Mann vorstellen, der Sie in vielen Stücken hochschätzt. Sie kennen Ihn von dieser Seite wahrscheinlicher Weise noch nicht. Ich hoffe, daß ich zur Vereinigung der Gemüther etwas beytragen werde (und wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn dieses geschehen könnte) wenn ich Ihnen melde, daß Herr Magister Lessing eine Schrift schon fertig hat, die ohngefähr diesen Titel führt: Hieroglyphice poetarum. Sie ist aus besondern Ursachen, die der Herr Verfasser nicht verhindern konnte, bis itzt nicht gedruckt worden. Ich hoffe, daß es aus dieser guten Absicht mit Erlaubniß des Herrn Magisters geschehen wird, wenn ich Ihnen melde, daß Er mir selbst zu der Zeit, da der Streit am heftigsten war, gesagt hat; daß Er Ihre Horazische Oden am meisten als Exempel angeführt hat, weil Er sie so schön gefunden, die Kunst der Dichter durch Sinnbilder, zu rühren, ungemein zu erläutern. Wenn Er Sie also als Uebersetzer tadelt;

helt; so hält Er Sie doch wenn sie selbst denken vor einen schönen Geist. Er sagt dadurch, daß sie gut denken, wenn Sie ein Original bleiben, und sich verschlimmern, wenn Sie sich erniedrigen, eine Copie zu werden. Hat man nicht jederzeit die Originalgeister am meisten geschätzt? Er spricht Ihnen kleinere Vollkommenheiten ab, und deswegen leugnet Er noch nicht die größern. Er ist ein Mann, der so viel ich Ihn kenne, eine ungemeine Belesenheit, ein gründliches Urtheil und die Freyheit im Denken sehr liebt. Er besitzt diese Eigenschaften selbst in einer reitzenden Vollkommenheit. Er hat es mir nie übel genommen, wenn ich anderer Meynungen gewesen bin als Er. Er hat sich mit einer anständigen Artigkeit vertheidiget, wir haben uns oft vereiniget. Er kann mit großer Klugheit nachgeben. Ich habe nicht die mindeste Ursache, an der Redlichkeit seines Herzens zu zweifeln; vielmehr hat Er mir dieselbe durch verschiedene Proben bewiesen. Seine Gedichte überzeugen uns von seinem glücklichen Genie, und von seiner Einsicht in das Wesen der Dichtkunst. Er liebt mich, wenn ich Ihm gleich verschiedenemal gesagt habe, daß ich wünsche, man möchte die Heftigkeit in allen Streitschriften auf alle Weise vermeiden. Auch in der größten Hitze bemüht er sich die Wahrheit zu finden, und ich glaube, Er sieht sie in einer noch vollkommenern Klarheit, wenn er nicht hitzig ist.

Daß ich in Ew. Hochwohlehrwürden, den redlichen Mann, den Dichter und den Gelehrten beständig hochschätzen werde, wenn ich gleich glaube,

daß der Dichter in kleinen Umständen nicht allezeit ganz genau denken kann, wenn er in der Hitze ist! davon überzeugt Sie unsere fortdauernde Freundschaft und dieser Brief. So glücklich ich auch sonst meinen Aufenthalt in Fr. schätze; so werde ich doch es beständig bedauern, daß ich dadurch den nähern Umgang mit Ihnen, mit dem Hrn. Pr. M. und einigen andern Freunden verliehren muß.

Freunde von diesem Charakter wollte ich vereinigen, nachdem ich von der Absicht des Herrn Magister Lessing durch seinen Brief Nachricht erhielt. Ich glaubte aus den Gründen, die ich im Anfang des Briefes angeführt habe, dazu sehr stark verpflichtet zu seyn. Herr Magister Lessing hat im Vade mecum die Stelle aus meinem Briefe abdrucken lassen, in welcher ich Ihm den öffentlichen Angriff widerrathe, und zugleich meine Meynung sage, daß ich es vor billig halte, daß Er keinen Schaden leide; sondern eine billige Vergeltung vor seine Arbeit bekomme, die Ihm auch sonst ein Verleger geben würde.

Es ist wahr, in freundschaftlichen Schreiben von welchen man nie vermuthet, daß sie gedruckt werden, sieht man mehr auf die Sache als auf den Ausdruck. Es konnte also scheinen, daß der Ausdruck „dergleichen Fehler wären Ew. Hochwohlehr„würden nach meinen Gedanken begreiflich zu ma„chen" Sie beleidigen konnte. Da ich aber dergleichen so wohl bey dem einen Theil als bey dem andern vermeiden will; so muß ich Ihnen nur melden, daß sich der Ausdruck auf die Anzeige der

versprochenen Donatschnitzer bezieht, und daß ich zugleich dadurch den Herrn Magister Lessing ersuchte, nicht blos die Fehler anzuzeigen, sondern zugleich wo es nöthig war, zu beweisen.

Die Antwort auf diesen Brief liegt itzt vor mir. Herr Magister Lessing wünscht S. 94. vom Vade mecum daß ich dieselbe aufbehalten hätte. Ich schätze die Briefe meiner Freunde, auch besonders, wenn sie etwas das die Gelehrsamkeit betrifft, in sich schließen, so hoch, daß nicht leicht einer verloren geht. In dieser Antwort schreibt Er, nachdem Er mir seine Gedanken über eine Anmerkung die ich Ihm bey einem Bogen seiner schon gedruckten Kritik des Gelehrten Lexicons vom Abbot, über Vorschläge von seiner Uebersetzung der spanischen Bücher des Aldrete und Susa, und der lateinischen Uebersetzung des Messias die Er damals angefangen, freundschaftlich eröffnet hatte:

„Auch Ihren Vorschlag wegen der Beurtheilung „über des Herrn Lange Uebersetzung des Ho„raz lasse ich mir gefallen. Ich will, wann Sie „es meynen, ehestens an Ihn schreiben, und „ihm zum Anbisse mit aller Höflichkeit nur hun„dert Donatschnitzer zuschicken. Ich werde sehen „wie Er es aufnehmen wird, und darnach will „ich mich richten."

Aus diesem Entschluß war ich vollkommen gewiß, daß Sie die Anzeige der Fehler die Er entdeckt hatte schriftlich erhalten würden, daß Er meinen Vorschlag als billig einsahe, und daß Er den von mir gethanen Vorschlag wie Er S. 95. des

Vade mecum schreibt ohne Verletzung seiner Denkungsart hätte ergreifen können. Gleichwohl scheint es fast daß Er nicht mehr genau wußte, daß Er mir dieses geschrieben hat. Einige Ausdrücke bringen mich auf diese Vermuthung.

Ich glaubte das Werk würde groß werden, weil nur zum Anfang eine große Anzahl beurtheilt werden sollte. Ich mußte Ihnen also von meinem Vorschlag Nachricht geben, ohne daß ich damit prahlen wollte, daß es mein Vorschlag wäre. Denn durch die Antwort auf denselben ward ich versichert, daß der öffentliche Angriff nicht geschehen würde, und daß der Friede vollkommen hergestellt sey. Hier glaube ich nun, daß Sie in der Hitze des Streits nicht gedacht haben, ob noch ein anderer Fall gedacht werden konnte. Sie schreiben dem Herrn Magister Lessing einen Vorschlag zu, der in seinem Munde zum mindesten geizig gewesen wäre. Aber da ich die Mittelsperson war, so konnte ich wohl einen Vorschlag zum gütlichen Vergleich in der Stille thun, da Er freylich auch eine ganz andere Gestalt gewinnt, wenn man denselben mit veränderten Umständen öffentlich sagt. Sie sind aber deswegen kein Lästerer. Jedermann sieht, daß ich ohne ruhmredig zu seyn, nicht sagen konnte, Herr Magister Lessing wird Sie nicht öffentlich angreifen. Ich bin der Urheber des Vorschlags. Ich meldete Ihnen die Sache, ohne daß es nöthig war weitläuftig zu seyn. Ob sie gleich nicht den von einem Theil angenommenen Vorschlag gut hießen; so war es genug, daß das Versprechen so von einer Seite da war, wäre erfüllt worden. Ich hätte meine

Hauptabsicht erreicht, und um Freunde zu vereinigen keine Kosten gescheut. Herr Magister Lessing weiß, daß ich Ihm nie etwas von der Aenderung meines Antrags geschrieben habe, und also blieb es bey mir fest beschlossen, die Stelle des Verlegers zu vertreten, wenn ich nur den Druck verhindern konnte, von welchem ich die betrübten Folgen voraus sahe, die itzt leider eingetroffen sind. Hier will ich lieber zugeben, daß ich in einem freundschaftlichen Schreiben an Ew. Hochwohlehrwürden von welchem ich nie vermuthen konnte, daß es auch nur Auszugsweise gedruckt werden würde, mich, da mich keine Gefahr auf einige Weise zur Behutsamkeit anrieth, nicht genau genug ausgedruckt habe, als daß ich zugeben sollte, Sie wären ein Lästerer, oder Herr Magister Lessing hätte Sie wie ein Bretteur bedrohet. So viel weiß ich gewiß, daß nach aller Logik (wie Sie meynen) wenn man dieselbe nicht bey einem erhitzten Streit anwendet, aus allem dem, was ich geschrieben haben kann, dieses nicht folgt. Es bleiben immer zwey Fälle übrig, von welchen ich itzt den andern angezeigt habe. Entweder Herr Magister Lessing hat angebothen; oder Er hat das, was Ihm angebothen worden ist, ohne im geringsten sich zu vergehen, gebilligt. Es ist meiner Meynung nach auch ein Unterschied unter dem, was Ew. Hochwohlehrwürden in dem Schreiben an mich, und an den Hrn. Verfasser des gelehrten Artikels in dem Hamburgischen Correspondenten sagen. Mir melden Sie, daß ich Ihnen den Namen nicht gemeldet, wie ich auch aus Vorsichtigkeit für gut hielt. Mir melden Sie, daß Sie nur aus Worten, welche doch

erst genau ausgelegt werden müssen, die ich Ihnen geschrieben habe, geschlossen hätten. Es war also wenigstens zweifelhaft. Und dort hat Herr Magister Lessing es mit Gewißheit alles selbst gethan, S. 25. Aber, liebenswürdiger Freund, deswegen sind Sie weder ein Lästerer noch Verläumder. In der Hitze des Streits ist die menschliche Schwachheit unvermeidlich. Ich beklage, daß Sie in diese Hitze gesetzt werden mußten. Wenn Sie auch meinen Brief damals nicht aus der Erinnerung blos ausgelegt haben; so ist doch die Heftigkeit auf beyden Seiten zu groß gewesen, daß ich den Herrn Magister Lessing für viel zu billig halte, als daß Er es Ihnen bey diesen Umständen, wenn er bedenkt, daß wir uns übereilen können, ohne boshaft zu seyn, niemals zu rechnen werde. Sie und Er sind gerechtfertiget. Höchstens ist es ein Mißverstand und beyde denken zu edel, als daß Sie denselben höher schätzen, als er es verdient, nachdem er erklärt worden.

Ich hoffe, da ich nach meiner Einsicht einem jeden der streitenden Partheyen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, daß dieser Streit geendiget ist; Ich wünsche es mit Sehnsucht. Wer sieht es gern, wenn Freunde streiten?

Darf ich noch um einen Vortheil bitten, der aus dieser Uneinigkeit entstehen kann? Zeigen Sie beiderseits, Geliebte Freunde, der Welt ein Exempel der Großmuth, das wir so sehr selten haben. Verbinden Sie sich beyde, uns den Horaz im Deut-

schen in aller Vollkommenheit, die man erwarten kann, zu liefern. Vielleicht ist die Last dieser Arbeit für die Schultern eines Menschen zu schwer. Ich habe sonst den Vorsatz gehabt, die einzeln übersetzten Oden, die ich theils von andern, theils von den Gliedern der Gesellschaften, die ich in H. versammelt habe, und hier mit mir freundschaftlich verbinde, einzeln drucken zu lassen. Itzt verbietet es das Feld der Wissenschaften, in welchen ich arbeiten muß, dem Schönen der Erkenntniß so viel von den Nebenstunden zu widmen, als hierzu nöthig ist. Verbinden Sie sich also, zärtlich geliebte Freunde, einen Vorsatz in solcher Vollkommenheit auszuführen, die mir unmöglich fallen würde. Bleiben Sie verschiedner Meynung, lassen Sie dieselben besonders drucken. Die Nachwelt wird mit Bewunderung auf Sie sehen. Sie werden eines der seltensten Exempel seyn. Gönnen Sie mir die Freude, daß ich Sie auf diesen Vorschlag gebracht habe. Seyn Sie so großmüthig, Hochgeehrter Herr Pastor, und da Sie diesen Brief zuerst lesen, bieten Sie dem Herrn Magister Lessing dazu die Hand. Ich weiß, Sie thun es, um ein gutes Werk zu stiften, das durch vereinigte Kräfte vollkommner wird, als durch eines einigen. Nehmen Sie mich in Ihre Gesellschaft, wenn ich es verdiene, da ich Sie zuerst darum bitte. Ich weiß, Sie werden sich beyde lieben, wann Sie sich beyde erst von der guten Seite genauer kennen.

Möchte alsdenn dieses Exempel viele aufmuntern, aus heftigen Gegnern zärtliche Freunde zu

werden. Glückliches Weltalter, wenn dieses oft geschieht. Ich bleibe mit einer unveränderten Hochachtung

Ew. Hochwohlehrwürden

Meines besonders Hochgeehrten Herrn Pastors

Frankf. den 13. May, 1754. ergebenster N.

Gotth. Ephr. Lessings

sämmtliche Werke.

v. 18

Literatur und Theologie.

Dritter Theil.

Beiträge zur Literatur.
Erster Theil.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1824.

Vorrede.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Aufsicht mir anvertrauet ist, hat, von ihrer ersten Stiftung an, die Augen der Gelehrten ganz besonders auf sich gezogen. Und mit Recht. Die meisten Bibliotheken sind *entstanden*: nur wenige sind *angelegt* worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, als *Augustus* war, in einer ununterbrochnen Folge von nahe fünfzig Jahren beeiferte.

Die Beweise hiervon sind in der Geschichte nachzusehen, welche von ihr *Burckhard*, einer meiner Vorweser, mit vielem Fleiße zusammengetragen hat.

Dennoch aber ist eben dieses Werk nur wenig geschickt, der Welt einen angemessenen Begriff von ihr zu machen.

Ich meyne dieses nicht blos in Ansehung ihres gegenwärtigen Zustandes; in Ansehung des Anwachses, den sie in den letzten dreyßig Jahren erhalten. Denn wie sehr sich Unseres jetzt regierenden Herzogs Durchlaucht das Recht erworben haben, der zweyte Stifter derselben zu heißen: das hat es freylich nicht melden können. Die Beschreibung dieses glücklichen Zeitpunkts bleibt seinem Fortsetzer aufbehalten.

Sondern Burckhard scheinet überhaupt nicht erwogen zu haben, worauf es bey der Geschichte einer Bibliothek hauptsächlich ankömmt. Nicht darauf, daß man die gleichgültigern Umstände ihrer Entstehung und ihrer allmählichen Vermehrung mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit her erzählet; das wäre höchstens die Genealogie der Bibliothek: sondern darauf, daß man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genutzt habe, daß so viele Bücher mit so vielen Kosten hier zu Hause gebracht

worden. Das allein sind die Thaten der Bibliothek: und ohne Thaten giebt es keine Geschichte.

Denn kaum daß Burckhard noch die wenigen Werke mitnimmt, die Augustus selbst aus dieser seiner Bibliothek, entweder zuerst, oder verbessert, herausgeben lassen. Das weit Mehrere und weit Beträchtlichere, was in Zeiten, die ihm doch viel näher waren, Männer wie Leibnitz, Eckard, Lenfant, Corte, Salig ꝛc. aus ihr geschöpft haben, ist mit dem tiefsten Stillschweigen von ihm übergangen worden. Gleichwohl hätte auch er schon dreist behaupten können, was ich jetzt um so viel sicherer behaupten darf: nämlich, daß in diesem Jahrhunderte schwerlich eine Bibliothek in Europa so viele und so wichtige Beiträge zu so mancherley Theilen der Gelehrsamkeit geliefert hat, als die unsrige.

Wenn ich es nun für meine erste Pflicht hielt, mir von diesen Beiträgen allen eine genaue und so viel möglich eine kritische Kenntniß zu erwerben: so schmeichle ich mir, daß ich in einiger Zeit nicht unfähig seyn

dürfte, den Mangel des Burckhardschen Werks zu ergänzen, und eine Literär-Geschichte derselben bereit zu haben, die in einem vorzüglichern Verstande die Geschichte der Bibliothek heißen könnte. —

Doch was dann? Wird die Welt dadurch viel mehr bekommen, als sie bereits hat? Ein Inventar von Schätzen ist recht gut; aber es ist kein neuer Schatz.

Und ich will es nur bekennen, was von Anfange an mein stolzerer Vorsatz gewesen ist. Mit einem Worte: lieber für die noch künftige Geschichte der Bibliothek neuen Stoff zu brechen; als die Rechnungen von der verflossenen aufzunehmen.

Von der Ergiebigkeit des Grundes war ich aus fremden Erfahrungen hinlänglich überzeugt; und wurde es durch meine eigene um so mehr, als ich an jener Schrift des Berengarius einen so reichhaltigen Anbruch gleichsam zu Tage zu finden, das Glück hatte.

Wenn ich nun für das Weitere dem Rathe der Meisten hätte folgen wollen: so

würde die Abfassung und Bekanntmachung eines vollständigen Verzeichnisses aller handschriftlichen Schätze der Bibliothek, das Beste und Kürzeste gewesen seyn, was ich in Absicht meines Vorsatzes hätte thun können.

Und allerdings wäre dieser Rath recht herrlich und schön, wenn er nicht einen kleinen Fehler mit so manchem andern herrlichen und schönen Rathe gemein hätte. Die Ausführung ist auf der einen Seite, nicht eben sehr nützlich, auf der andern, nicht so recht möglich.

Denn entweder man meynet ein Verzeichniß, welches nichts als die etwanigen Aufschriften der Manuscripte enthält. — Ein solches, kann man sich leicht einbilden, ist längst bey der Bibliothek vorhanden, und braucht nichts, als gelegentlich erweitert und berichtiget zu werden. Die Bekanntmachung desselben durch den Druck aber, dünkt mich, würde am Ende pompöser, als ersprießlich seyn. Sie würde bey den Gelehrten so manche überflüßige Neugierde, so manche eitle Erwartung erregen; sie würde dem Bibliothekar auf ewige Zeiten so manche vergebene Mühe, so manchen Zeitverlust machen, ihn so manchen auf nichts hinaus laufenden Anfragen aussetzen: daß der

daraus erwachsende Nachtheil den Vortheil unendlich überwiegen dürfte.

Oder man meynet ein Verzeichniß, welches bey jedem Manuscripte zugleich mit anmerkt, ob es bereits herausgegeben sey, oder nicht; ob es sonst genutzt worden, oder nicht; ob es genutzt zu werden verdiene, oder nicht. — Ist ein solches Verzeichniß das Werk einiger Jahre? Ist es das Werk eines einzigen Mannes? Und würde ich dieser einzige Mann seyn? —

So schränke sich, wird man sagen, der einzige Mann auf das Wichtigste ein. — Recht wohl. Aber was ist das Wichtigste? Wo findet es sich? Wer zeigt es ihm? Wie gelangt er dazu?

Ohne Zweifel, durch Versuche; durch anhaltenden Fleiß; durch gutes Glück. — Und das ist es, worauf ich kommen wollte.

Ich fange hiermit an, der Welt einige Proben vorzulegen, wie weit es mir noch bis jetzt durch diese drey Stücke gelungen ist, Schätze kundbarer zu machen, die ihre Durchlauchtigsten Besitzer von jeher so gemeinnützig als möglich zu wissen, sich zum Vergnügen

gerechnet haben. Es ziemet mir nicht hier anzuzeigen, in welchem hohen Grade dieſes Lob beſonders dem gegenwärtigen gebühret. Aber verſchweigen darf ich nicht, daß ich Seine ausdrückliche Genehmhaltung und Aufmunterung zu dieſer Arbeit habe. Möchte ſie doch nur auf einige Weiſe der Abſicht entſprechen, in welcher er mich dieſer Genehmigung und Aufmunterung gewürdiget!

Ich habe mich zweyer Wege bedacht, dieſen Wunſch deſto eher zu erreichen.

Der eine iſt: diejenigen Gelehrten um ihren Beytritt zu erſuchen, welchen irgend ein geheimer Vorzug unſerer Bibliothek bekannt geworden. Wolfenbüttel ſelbſt hat ſolcher Gelehrten mehr als Einen. Beſonders haben, wie man weiß, die Herren Knittel und Heuſinger, und den ich zu allererſt hätte nennen ſollen, des Hrn. Geheimen Raths von Praun Excellenz, ſo viele Jahre länger als ich, mit einer ſo viel ausgebreitetern und gründlichern Gelehrſamkeit, als ich mir anmaße, die Schätze derſelben genauer einzuſehen Gelegenheit gehabt. Wenn es dieſen Männern alſo gefällig wäre, mit mir gemeinſchaftliche Sache zu machen: ſo dürften ohne

Zweifel die künftigen Theile meiner Schrift ein ganz anderes Ansehen gewinnen.

Der zweyte Weg geht dahin: daß ich mir die Anfragen zu Nutze mache, welche auswärtige Gelehrte wegen der Bibliothek an mich zu thun für gut finden. Je mehr Anlaß ich dadurch erhalten werde, meine eigene Kenntnisse von ihr auch von solchen Seiten zu erweitern, gegen die ich mich von selbst wohl schwerlich dürfte gewandt haben: desto angenehmer wird es mir seyn. Da ich mich aber ohnehin in keine weitläuftige Privat-Correspondenz einlassen kann: so erlaube man mir, daß ich die wichtigsten derselben hier öffentlich beantworte, und auf diese Weise die Neugierde oder das Bedürfniß eines einzigen, zum Gebrauche Mehrerer verwende.

G. E. Lessing.

Beiträge zur Literatur,

aus der

Wolfenbüttel'schen Bibliothek.

Inhalt.

Seite

1) Berengarius Turonenſis: oder Ankündigung eines wichtigen Werks deſſelben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unbekannt geblieben. 1

Anhang. 184

2) Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger. Erſte Entdeckung. 189

3) Romulus und Rimicius. . . 217

4) Von dem Schickard-Marchtaleriſchen Tarich Beni Adam. . . . 260

5) Die Nachtigall. 282

6) Beantwortete Anfragen. . . 295

7) Marco Polo, aus einer Handſchrift ergänzt und aus einer andern ſehr zu verbeſſern. 313

8) Die Flandriſche Chronike beym Martene und Durand, aus einer Handſchrift ergänzt. 335

9) Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau. 340
10) Des Klosters Hirschau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller. 369

I. Beren-

I.

Berengarius Turonenſis:

oder

Ankündigung

eines wichtigen Werkes deſſelben,

wovon

in der Herzoglichen Bibliothek

zu Wolfenbüttel

ein Manuſcript befindlich,

welches bisher völlig unbekannt geblieben.

1770.

Vorrede.

Den Gelehrten iſt bekannt, daß Hr. Schmid, Profeſſor der Theologie bei dem Carolino in Braunſchweig, unlängſt den Brief des Adelmanns an den Berengarius, aus einer Handſchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon er-

schien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht, mir die Aufsicht über diese Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derselben kennen zu lernen, dadurch ihre erste Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob sie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den ersten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publiko hiermit ankündige.

Wie billig, ertheilte ich dem Hrn. Schmid die erste Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung selbst bestehet nur aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu schreiben Gelegenheit nahm.

Zwar schrieb ich diese Briefe sogleich in der Absicht, von mehrern gelesen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den diese weitere Absicht erfordert hätte.

Ich glaubte sogar, hier sey es allerdings besser, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige; und lieber die Neugierde der Welt, die ein so wichtiges Werk so lange entbehren müssen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als später.

Besonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es fast immer ergeht, wenn man

von der Hand weg ſchreibt. Man wird zugleich zu kurz, und zu lang: man ſagt zugleich zu viel, und zu wenig. Dieſen und jenen ganz kritiſchen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren ſollen; mit gewiſſen Schriftſtellern hätte ich mich bei weitem ſo tief nicht einlaſſen ſollen. Dagegen hätte ich mich bei dem weſentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten, und mehr Beſonderheiten deſſelben mittheilen müſſen.

Doch wenn bei jenen Auswüchſen höchſtens nur einige Bogen verſchwendet worden: ſo iſt dieſem Mangel, durch einige Bogen mehr, leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedies noch gewiſſe Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demſelben ein ſo beſonderes Licht erhalten, und mit demſelben in ſo genauer Verbindung ſtehen, daß ſie einer eigenen Erörterung gewiß ſehr werth ſind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paſchaſius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Leſern nicht zu ſagen.

Was ich inzwiſchen für jetzt liefere, ſo viel oder ſo wenig es iſt, wird doch immer hinlänglich ſeyn, um einen Begriff von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieſes Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich ſehe voraus, wie unendlich verſchieden die Urtheile hierüber ausfallen müſſen. Aber wer erräth auch nicht, welche Urtheile allein entſcheiden können? Unſtreitig nur die Urtheile der Theologen unſerer

Kirche: und unter diesen vorzüglich nur derer, welche die Sache, mehr nach dem Bedürfnisse, als nach dem Tone der Zeit, ermessen können und wollen.

Daß sodann des regierenden Herzogs Durchlaucht die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuscripts ertheilen dürften, glaube ich versprechen zu können. Ein so guter und weiser Fürst ist zu sehr überzeugt, daß auch solche Schätze keine Schätze sind, wenn sie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur möchte ich mich selbst der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte, und begreife sehr wohl, was für ein Unterschied es ist, eine dergleiche Handschrift für sich so und so zu brauchen, und sie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Bestreben dieses zu thun, würde mich zudem mehr Zeit kosten, als ich von meinen andern Geschäften entübrigen kann. Diese mögen wichtiger seyn, oder nicht: es sind doch immer mehr meine Geschäfte. Auch wünschte ich sehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns so zuverlässig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geschehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdiensten ihn einzuführen sich gefallen läßt. Einem solchen, er sey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erste Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er soll zu einer Arbeit willkommen seyn, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Besorgers, zu verstehen gedenke.

I.

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der ſeinen Schriftſteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt ſchicken will. *)

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig iſt, als daß ich nicht, zu völliger Benutzung derſelben, Ihren, oder eines andern würdigen Gelehrten unſerer Kirche Beitritt, auffodern dürfte.

*) Es betraf die Nachweiſung des Aufſatzes vom Doneda (in der Raccolta d'Opusculi scient. e filol. T. XLVI.) in welchem die Zeit, wenn Adelmann mit Tode abgegangen, näher beſtimmt werden ſoll, und mit welchem Herr Prof. Schmid ſeine Ausgabe noch hätte bereichern können.

Die Ergänzung des Adelmanns macht Ihnen als Kritikus Ehre, dem es genug ist, die Ueberreste des Alterthums dem Untergange zu entreißen, ohne sich zu bekümmern, ob sie von großem Nutzen sind, und wem damit am meisten gedienet seyn möchte. Gestehen Sie aber selbst, daß es nicht unsere, sondern die Römische Kirche ist, die Sie darunter am meisten sich verpflichtet haben. Diese hat ungern einen so angesehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verstümmelt aufweisen können; und sie durfte es aus dem Bücherschatze eines Protestantischen Hauses vielleicht am wenigsten erwarten, einen Mangel ersetzt zu sehen, *) wodurch sie nun freilich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebessert und frisch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, das ihr selbst die Beystimmung des Adelmanns kann streitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken, ihn unter seinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen, **)

---

*) Galeardus wandte sich desfalls, außer den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bei Unserer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen seyn: ob es schon freilich mit allen solchen Nachfragen eine sehr mißliche Sache ist.

**) Cat. Test. Vet. lib. XII. p. 1279. Edit. Genev.

und klar iſt es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmanns kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transſubſtantiation ſchlechterdings vorausſezte. Da jedoch Adelmann auch mit keinem Worte ſich gegen dieſen Begriff, welcher der herrſchende geworden war, erkläret; da er zwiſchen dem einen Abwege des Paſchaſius, den die Kirche mit vollem Haufen einſchlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den Berengarius glaubte, keine Mittelſtraße zu erkennen ſcheinet: ſo dürfen wir uns wenigſtens nicht wundern, wenn ihn unſere Gegner für ſich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als ſie uns, thun zu können, jemals einräumen werden.

Es ſey denn auch! Wir können ihnen ſo einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein Freund — kaum verdiente, daß Sie ſich die geringſte Mühe gaben, ihn zu einem Deutſchen zu machen. Er ſey ein Deutſcher, oder ein Wahle, oder was er will, geweſen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeynen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn ſie nur von andern nicht verlangen, daß ſie mit Gutem und Böſem verlangen ihrem Beiſpiele hierin folgen ſollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutſchen machen könnten! — „Den Berengarius? dieſen Ketzer? dieſen

„doppelten Ketzer? Ketzer in seiner Trennung von „der Kirche: Ketzer in seiner Rückkehr zu ihr."

Wäre das auch alles so: nichts destoweniger! Das Ding, das man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eigenen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen wollen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch größer, als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter.

Daß Berengarius in einem solchen Jahrhunderte gelebt, das ist wohl unstreitig. — Also auch: wenn Ihnen die Wahl noch jetzt frei stünde, ob Sie lieber vom Abelmann, oder vom Berengar, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie ihren Fleiß wohl am liebsten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wissen über dieses zu wohl, wie unbekannt noch bis jetzt der wahre Berengarius ist; wie unzuverlässig sich noch bis jetzt von seiner wahren Meynung urtheilen läßt; und wie sehr, auch daher schon, alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdient, was ihn angehet, und dieser Unzuverlässigkeit abhelfen kann.

Berengarius selbst hat alles gethan, um die Nachwelt wegen seiner eigentlichen Lehre nicht

in Zweifel zu laſſen. Er hat ſie in mehr als Einer Schrift vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher in mehr als Einer vertheidiget. Das bezeugt Sigebertus Gemblacenſis. *)

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſätzlich zu vernichten? Wenn die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, als dieſes. Aber da kann man, außer Ihrem Adelmann, — wenn man will — noch einen Lanfrancus, einen Guitmundus, einen Algerus, einen Deoduinus, und wie ſie alle heißen, der verderbenden Zeit zum Trotze, leſen; die ſich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich: denn man hört immer nur Einen ſprechen; und wenn der Andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müſſen aber, ſchon zu des Flacius Zeiten, die Schriften des Berengarius ſo gut

*) Scripsit contra Adelmannum — defendens suam de mysteriis Christi sententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum super hac re scripserunt, scripsit et ipse ad vel contra eos. — De Script. Eccl. cap. 154. in Bibl. Eccl. Fabricii, p. 111.

Zweifel die künftigen Theile meiner Schrift ein ganz anderes Ansehen gewinnen.

Der zweyte Weg geht dahin: daß ich mir die Anfragen zu Nutze mache, welche auswärtige Gelehrte wegen der Bibliothek an mich zu thun für gut finden. Je mehr Anlaß ich dadurch erhalten werde, meine eigene Kenntnisse von ihr auch von solchen Seiten zu erweitern, gegen die ich mich von selbst wohl schwerlich dürfte gewandt haben: desto angenehmer wird es mir seyn. Da ich mich aber ohnehin in keine weitläuftige Privat-Correspondenz einlassen kann: so erlaube man mir, daß ich die wichtigsten derselben hier öffentlich beantworte, und auf diese Weise die Neugierde oder das Bedürfniß eines einzigen, zum Gebrauche Mehrerer verwende.

G. E. Lessing.

Beiträge zur Literatur,

aus der

Wolfenbüttel'schen Bibliothek.

Inhalt.

Seite

1) Berengarius Turonenſis: oder Ankündigung eines wichtigen Werks deſſelben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unbekannt geblieben. 1

Anhang. 184

2) Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger. Erſte Entdeckung. 189

3) Romulus und Rimicius. . . 217

4) Von dem Schickard-Marchtaleriſchen Tarich Beni Adam. . . . 260

5) Die Nachtigall. 282

6) Beantwortete Anfragen. . . 295

7) Marco Polo, aus einer Handſchrift ergänzt und aus einer andern ſehr zu verbeſſern. 313

8) Die Flandriſche Chronike beym Martene und Durand, aus einer Handſchrift ergänzt. 335

9) Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau. 340
10) Des Klosters Hirschau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller. 369

I. Veren-

I.

Berengarius Turonenſis:

oder

Ankündigung

eines wichtigen Werkes deſſelben,

wovon

in der Herzoglichen Bibliothek

zu Wolfenbüttel

ein Manuſcript befindlich,

welches bisher völlig unbekannt geblieben.

1770.

Vorrede.

Den Gelehrten iſt bekannt, daß Hr. Schmid, Profeſſor der Theologie bei dem Carolino in Braunſchweig, unlängſt den Brief des Adelmanns an den Berengarius, aus einer Handſchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon er-

schien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht, mir die Aufsicht über diese Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derselben kennen zu lernen, dadurch ihre erste Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob sie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den ersten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publiko hiermit ankündige.

Wie billig, ertheilte ich dem Hrn. Schmid die erste Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung selbst bestehet nur aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu schreiben Gelegenheit nahm.

Zwar schrieb ich diese Briefe sogleich in der Absicht, von mehrern gelesen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den diese weitere Absicht erfordert hätte.

Ich glaubte sogar, hier sey es allerdings besser, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige; und lieber die Neugierde der Welt, die ein so wichtiges Werk so lange entbehren müssen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als später.

Besonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es fast immer ergeht, wenn man

von der Hand weg ſchreibt. Man wird zugleich zu kurz, und zu lang: man ſagt zugleich zu viel, und zu wenig. Dieſen und jenen ganz kritiſchen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren ſollen; mit gewiſſen Schriftſtellern hätte ich mich bei weitem ſo tief nicht einlaſſen ſollen. Dagegen hätte ich mich bei dem weſentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten, und mehr Beſonderheiten deſſelben mittheilen müſſen.

Doch wenn bei jenen Auswüchſen höchſtens nur einige Bogen verſchwendet worden: ſo iſt dieſem Mangel, durch einige Bogen mehr, leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedies noch gewiſſe Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demſelben ein ſo beſonderes Licht erhalten, und mit demſelben in ſo genauer Verbindung ſtehen, daß ſie einer eigenen Erörterung gewiß ſehr werth ſind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paſchaſius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Leſern nicht zu ſagen.

Was ich inzwiſchen für jetzt liefere, ſo viel oder ſo wenig es iſt, wird doch immer hinlänglich ſeyn, um einen Begriff von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieſes Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich ſehe voraus, wie unendlich verſchieden die Urtheile hierüber ausfallen müſſen. Aber wer erräth auch nicht, welche Urtheile allein entſcheiden können? Unſtreitig nur die Urtheile der Theologen unſerer

Kirche: und unter diesen vorzüglich nur derer, welche die Sache, mehr nach dem Bedürfnisse, als nach dem Tone der Zeit, ermessen können und wollen.

Daß sodann des regierenden Herzogs Durchlaucht die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuscripts ertheilen dürften, glaube ich versprechen zu können. Ein so guter und weiser Fürst ist zu sehr überzeugt, daß auch solche Schätze keine Schätze sind, wenn sie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur möchte ich mich selbst der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte, und begreife sehr wohl, was für ein Unterschied es ist, eine dergleiche Handschrift für sich so und so zu brauchen, und sie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Bestreben dieses zu thun, würde mich zudem mehr Zeit kosten, als ich von meinen andern Geschäften entübrigen kann. Diese mögen wichtiger seyn, oder nicht: es sind doch immer mehr meine Geschäfte. Auch wünschte ich sehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns so zuverlässig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geschehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdiensten ihn einzuführen sich gefallen läßt. Einem solchen, er sey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erste Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er soll zu einer Arbeit willkommen seyn, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Besorgers, zu verstehen gedenke.

I.

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der ſeinen Schriftſteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt ſchicken will. *)

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig iſt, als daß ich nicht, zu völliger Benutzung derſelben, Ihren, oder eines andern würdigen Gelehrten unſerer Kirche Beitritt, auffodern dürfte.

*) Es betraf die Nachweiſung des Aufſatzes vom Doneda (in der Raccolta d'Opusculi scient. e filol. T. XLVI.) in welchem die Zeit, wenn Adelmann mit Tode abgegangen, näher beſtimmt werden ſoll, und mit welchem Herr Prof. Schmid ſeine Ausgabe noch hätte bereichern können.

Die Ergänzung des Adelmanns macht Ihnen als Kritikus Ehre, dem es genug ist, die Ueberreste des Alterthums dem Untergange zu entreißen, ohne sich zu bekümmern, ob sie von großem Nutzen sind, und wem damit am meisten gedienet seyn möchte. Gestehen Sie aber selbst, daß es nicht unsere, sondern die Römische Kirche ist, die Sie darunter am meisten sich verpflichtet haben. Diese hat ungern einen so angesehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verstümmelt aufweisen können; und sie durfte es aus dem Bücherschatze eines Protestantischen Hauses vielleicht am wenigsten erwarten, einen Mangel ersetzt zu sehen, *) wodurch sie nun freilich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebessert und frisch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, das ihr selbst die Beystimmung des Adelmanns kann streitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken, ihn unter seinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen, **)

---

*) Galeardus wandte sich desfalls, außer den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bei Unserer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen seyn: ob es schon freilich mit allen solchen Nachfragen eine sehr mißliche Sache ist.

**) Cat. Test. Vet. lib. XII. p. 1279. Edit. Genev.

und klar iſt es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmanns kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transſubſtantiation ſchlechterdings vorausſetzte. Da jedoch Adelmann auch mit keinem Worte ſich gegen dieſen Begriff, welcher der herrſchende geworden war, erkläret; da er zwiſchen dem einen Abwege des Paſchaſius, den die Kirche mit vollem Haufen einſchlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den Berengarius glaubte, keine Mittelſtraße zu erkennen ſcheinet: ſo dürfen wir uns wenigſtens nicht wundern, wenn ihn unſere Gegner für ſich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als ſie uns, thun zu können, jemals einräumen werden.

Es ſey denn auch! Wir können ihnen ſo einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein Freund — kaum verdiente, daß Sie ſich die geringſte Mühe gaben, ihn zu einem Deutſchen zu machen. Er ſey ein Deutſcher, oder ein Wahle, oder was er will, geweſen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeynen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn ſie nur von andern nicht verlangen, daß ſie mit Gutem und Böſem verlangen ihrem Beiſpiele hierin folgen ſollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutſchen machen könnten! — „Den Berengarius? dieſen ketzer? dieſen

„doppelten Ketzer? Ketzer in seiner Trennung von „der Kirche: Ketzer in seiner Rückkehr zu ihr."

Wäre das auch alles so: nichts destoweniger! Das Ding, das man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eigenen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen wollen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch größer, als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter.

Daß Berengarius in einem solchen Jahrhunderte gelebt, das ist wohl unstreitig. — Also auch: wenn Ihnen die Wahl noch jetzt frei stünde, ob Sie lieber vom Abelmann, oder vom Berengar, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie ihren Fleiß wohl am liebsten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wissen über dieses zu wohl, wie unbekannt noch bis jetzt der wahre Berengarius ist; wie unzuverlässig sich noch bis jetzt von seiner wahren Meynung urtheilen läßt; und wie sehr, auch daher schon, alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdient, was ihn angehet, und dieser Unzuverlässigkeit abhelfen kann.

Berengarius selbst hat alles gethan, um die Nachwelt wegen seiner eigentlichen Lehre nicht

in Zweifel zu laſſen. Er hat ſie in mehr als Einer Schrift vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher in mehr als Einer vertheidiget. Das bezeugt Sigebertus Gemblacenſis. *)

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſätzlich zu vernichten? Wenn die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, als dieſes. Aber da kann man, außer Ihrem Adelmann, — wenn man will — noch einen Lanfrancus, einen Guitmundus, einen Algerus, einen Deoduinus, und wie ſie alle heißen, der verderbenden Zeit zum Trotze, leſen; die ſich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich: denn man hört immer nur Einen ſprechen; und wenn der Andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müſſen aber, ſchon zu des Flacius Zeiten, die Schriften des Berengarius ſo gut

*) Scripsit contra Adelmannum — defendens suam de mysteriis Christi sententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum super hac re scripserunt, scripsit et ipse ad vel contra eos. — De Script. Eccl. cap. 154. in Bibl. Eccl. Fabricii, p. 111.

als aus der Welt gewesen seyn. Man kennet den unverdrossenen Fleiß dieses Mannes, (seinen improbus labor, in jedem Verstande, wie man sagt) mit welchem er alles überall zusammen suchte, was er zu seiner Absicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was jedermann kannte; seine Palinodie auf der Kirchenversammlung zu Rom, unter Nikolaus, dem Zweiten, und die wenigen Stellen, welche aus seiner nachherigen Verdammung dieser Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieses waren denn auch die Beweisstücke alle, auf die man sich in den unglücklichen Sacramentatischen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen, oder von der andern Gemeinde der Protestantischen Kirche des Berengarius, zum Schutz oder zum Trutz, Erwähnung geschah. Ich wünschte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derselben geschehen wäre. Ein Widerruf, den ein vermeynter Irrgläubiger gezwungen unterschreiben muß; einzelne, unzusammenhangende Stellen, die seine Gegner ihren Widerlegungen aus seinen Schriften einverleiben, beweisen wohl, was diese Gegner sich eingebildet, daß dieser Irrgeist geglaubt, beweisen wohl, was sie verlangt, daß er an dessen Statt glauben sollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von beiden, von dem einen so wohl als von dem andern, gleich weit entfernt seyn.

Luther hatte hier kein Arges; er nahm das, was für die wahre Meynung des Berengarius von den Widerſachern deſſelben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transſubſtantiation geneigter blieb, als dem bloßen Tropus, da er ſich überführt hatte, daß dieſe Auslegung mehr mit dem Weſentlichen des Glaubens ſtreite, als jene: ſo bezeigte er ſeinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkannte nicht allein die von dem Pabſt gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, ſondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Widerrufs ſogar mehr, als ſie ſelbſt von manchen Katholiken waren gebilliget worden. *) Berengar ward in ſeinen Augen das Schlimmſte, was er ſeyn konnte, ein Verkäufer der ihm ſo verhaßten Sacramentirer, deſſen Irrthum Carlſtadt und Zwinglius

*) „Darum thun die Schwärmer unrecht, ſowohl als die Gloſſa im geiſtlichen Recht, daß ſie den Pabſt Nikolaus ſtrafen, daß er den Berenger hat gedrungen zu ſolcher Bekenntniß, daß er ſpricht: Er zudrücke und zuriebe mit ſeinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Chriſti. Wollte Gott, alle Päbſte hätten ſo chriſtlich in allen Stücken gehandelt, als dieſer Pabſt mit dem Berenger in ſolcher Bekenntniß gehandelt hat.“ Luthers Bekenntniß vom Abendmahl Chriſti, im Jahr 1528.

blos erneuerten: *) und was Berengarius in Luthers Augen war, das blieb er in den Augen seiner orthodoxen Nachfolger, der Westphale und Selnecker, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir ist unter den ältern Theologen unserer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem Berengarius urtheilt; und dieses ist eben der Flacius, **) der gleichwohl zu seiner bessern Meynung von ihm nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer schlimmern. Arnold könnte ich ihm allenfalls noch beigesellen: aber in dessen Plane war es, sich aller Ketzer anzunehmen.

Hingegen ließen es die, welche sich zur Meynung des Zwinglius bekannten, sich nicht zweimal sagen, daß Berengarius ihr Vorgänger gewesen sey; sie griffen begierig zu, und setzten

*) „Carlstadt erneuerte den greulichen Irrthum Berengarii vom Sakrament des Abendmahls, daß daselbst nur Brod und Wein u. s. w. Aurifaber, im Bericht, was sich mit Luther und seiner Lehre in den Jahren 1524 und 25 zugetragen.

**) Sowohl in seinem Cat. T. Verit. als auch in den Magdeburgischen Centurien, die unter seiner Aufsicht ganz in dem Geiste jenes Werks verfaßt wurden.

sich ganz in den Besitz dieses Mannes. Wer kann es ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angesehen würde; es mußte ihnen lieb seyn, in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufweisen, und dadurch wahrscheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein anderer, als der Glaube der ersten Christen sey. Dabei war Berengarius ein so angesehener, so gelehrter, so scharfsinniger, und von Seiten seines Lebens, selbst nach Zeugnissen seiner Feinde, so untadelhafter Mann gewesen, daß sie im geringsten nichts wagten, sich freiwillig für seine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angesehensten reformirten Theologen, wo sie in ihren dogmatischen, oder polemischen, oder historischen Schriften auf den Berengarius kommen konnten, sich sehr gern bei ihm verweilet, und ihn mit so vieler Geflissenheit, mit so vieler Wärme vertheidiget, daß Lutherische Gelehrte davor warnen zu müssen, nicht umhin zu können glaubten. *)

*) Inter eos, qui Historiam Berengarii consignarunt, circumspecte et caute legendi sunt Reformati, quandoquidem id agunt, ut purgent Berengarium, speciosaque defendant, quorsum refero Joannem Episcopum Dunelmiensem. Fechtius de Origine et superstitione Missarum, App. II. de Concomitantia Sacr. p. 1024. Es ist Johann Cosin,

Nur endlich, zu Anfange dieses Jahrhunderts, hätte leicht die Wagschalen für den Berengarius umschlagen können. Außer verschiedenen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handschriften nach und nach bekannt machten, die aber mit seiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung stehen, brachten nämlich Martene und Durand eine von dem Berengarius selbst aufgesetzte Verhandlung von der, unter Gregorius dem Siebenten, im Jahr 1078 seinetwegen gehaltenen Kirchenversammlung, aus einem Manuscripte zu Gembloux an das Licht. *) Hatte man bis dahin

---

Bischof zu Durham, den Hecht namentlich anführet, und dessen Historia Transsubstantiationis Papalis zu Bremen 1678 nachgedruckt worden. Er hätte aber eben sowohl einen Myrnäus, Forbesius, Usserius und zwanzig andere nennen können, welche Tribbechovius ohne Zweifel in Gedanken hatte, wenn er schrieb: Haec de certamine Berengarii non mea, sed Historicorum fide docere volui, cum viderem, ex Reformatis non paucos apposito verborum colore, obscuratis aliquibus, nonnullis etiam silentio pressis, nimis dubiam et incertam reddidisse Berengarii Historiam. De Doctoribus Scholasticis, cap. VI.

*) Acta Concilii Romani, sub Gregorio

wohl noch gezweifelt, ob überhaupt Berengarius unter nur gedachtem Pabſte nochmals perſönlich zu Rom verdammet und zum Widerrufe gezwungen worden: *) ſo ſahe man nun nicht allein aus dieſer eigenen Schrift des Berengarius, daß ſolches allerdings geſchehen, ſondern man ſehe auch zugleich wie es geſchehe und daß es ungefähr eben ſo damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher, unter Nikolaus dem Zweiten, zuging. Berengarius ließ wiederum die Furcht über ſich Meiſter werden, und bequemte ſich wiederum ſeinen Feinden: kaum aber war er auch wiederum in ſeinem Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und ſchriftlich be-

---

VII. in causa Berengarii conscripta, cum ipsius postea recantatione; ex Ma. codice Gemblacensi. Tomo IV. Thes. novi Anecdot. p. 99.

**) Conciliorum rhapsodus, ex Blondo et Sabellico tradit, sub Gregorio septimo, alteram revocationem fuisse factam a Berengario, quem in Pontificia sententia mortuum esse fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus. Flacius Cat. Test. Verit. l. c. p. 1274. Doch war auch durch den Ungenannten, deſſen Aufſatz de Berengarii Haeresiarchae damnatione multiplici, P. Fr. Chifletius herausgegeben hatte, die Sache ſchon ſo ziemlich außer Zweifel geſetzt.

zeugte, wie fest er noch an seiner Lehre hange, und wie wenig ein abgedrungener Eid auch dieses-mal auf ihn wirken könne und solle. Indem er dieses bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, seine Lehre selbst abermals in ihr richtiges Licht zu setzen; und es ist klar, daß besagte diese Schrift daher das einzige Authentische enthält, was wir überhaupt bis jetzt davon haben.

Aber wie lautet dieses? Es lautet so, daß die Herausgeber, Martene und Durand, ihm von seiner Ketzerei ein Großes erlassen zu müssen glaubten. Sie erklärten: aus den klaren Worten des Berengarius sowohl, als aus der Nachsicht selbst, mit welcher die Kirche bei allen den wiederholten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwidersprechlich, daß Berengarius nur in einem einzigen Punkte sich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transsubstantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle, geläugnet und bestritten habe. *) Eben dieses Urtheil war auch bereits vom

*) Ex hoc loco et ex superius dictis patet, Berengarium realem, ut ajunt, Christi praesentiam admisisse in Eucharistia, sed transsubstantiationem praesertim eum negasse, id quod probat multisque exemplis demonstrat noster Mabillonius in praefat. ad Saeculum VI. Bened. Tomo II. l. c. p. 107.

vom Mabillon gefället und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nämliche Manuscript zu Gembloux genutzt und, wenn ich seine Worte recht verstehe, gar zu erst entdeckt hatte. *)

Ist nun aber dieses; hat Berengarius die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle geglaubt und bekannt; hat er seine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unserer Kirche bestritten wird: so ist klar, daß, wenn er darum schon nicht ein Genosse unseres Glaubens muß gewesen seyn, er doch ganz gewiß auch der Mann nicht seyn kann, den die Reformirten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neuesten reformirten Theologen zu wenig belesen, um zu wissen, ob sie dem ungeachtet fortgefahren, den Berengarius zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß Clericus nicht säumte, dem Urtheile des Martene und Durand zu widersprechen, **) und zu zeigen suchte, daß aus den

*) Hoc scriptum olim inveni in Bibliotheca Gemblacensi, quae ante paucos annos, non levi reipublicae literatiae detrimento, incendio consumpta est. Praef. Tom. I. Saeculi VI. Act. Ord. Bened. p. 16.

**) Bibliotheque anc. et moderne T. XV. p. 306.

Worten des Berengarius noch lange nicht folge, was sie daraus folgern wollen. Da, wo Clericus dieses thut, bekennet er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beim Mabillon damals noch nicht gelesen habe; aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er sie nachher gelesen, und irgendwo sonst umständlicher darauf geantwortet hat.

Von allem diesem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu sagen wissen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unserer Theologen bei diesem Vorfalle, und ich bin sogleich, wo ich seyn will.

Unsere Theologen verhielten sich, bei dieser anscheinenden Möglichkeit, ihren verschieden denkenden Brüdern einen so angesehenen Vorfechter abzuspannen, sehr gleichgültig. Ich will nicht sagen, ob sie in solchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig sind; ob sie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, sich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darin vorgegangen. Ich will nicht sagen, ob sie ein für allemal gegen den Berengarius zu sehr eingenommen waren, als daß sie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltsinne gegen das Alterthum, und von dieser Abneigung gegen einen Namen, mit dem sie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hatten, gleich weit entfernt gewesen seyn. Aber sie überlegten, ohne Zweifel, das es sich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu schwächen, ohne sich selbst dadurch zu verstärken.

Bey der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und des Blutes Chriſti im Abendmahle finden, außer dem päbſtiſchen Mißglauben, noch ſo viel andere heterodoxe Vorſtellungen Statt: und Impanation, Conſubſtantiation, Aſſumtion, Augmentation ſind der geſunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transſubſtantiation ſelbſt. Wenn Berengarius ſich von dieſem Irrwege entfernet hatte: wer konnte ihnen ſagen, ob er ſich nicht auf einem von jenen verloren; geſetzt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis geſtürzet wäre? Hierüber gewiß zu ſeyn, reichte auch das noch lange nicht zu, was Martene und Durand von ihm bekannt gemacht hatten: und ſo ließen ſie den Mann ſtehen, wo er nun ſchon einmal ſtand, von deſſen völliger Lauterkeit ſie doch nicht überzeugt ſeyn konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerei ähnlicher geſehen haben, als einem Angriffe von ernſtlichen Folgen. Nur hätte Mosheim ſich eines Verdachtes enthalten ſollen, der den Berengarius allzu ſehr erniedriget. Weil Mosheim zugeben wollte, daß die wahre Meynung des Berengarius nicht deutlich genug erhelle: ſo bedachte er ſich zugleich eines Grundes von dieſer Undeutlichkeit, und fiel unglücklicher Weiſe gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der ehrliche Name eines Mannes, der das Anſehen haben will, ſich allgemeinen Irrthümern zu widerſetzen, am gewiſſeſten ſcheitert. Er vermuthete nämlich, Berengarius habe mit

Fleiß seine Meynung so dunkel und zweideutig vorgetragen, damit sie nicht allzu greulich scheinen möge. *)

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius diesen Verdacht verdienet? Etwa damit, daß seine Feinde die ausführlichsten seiner Schriften unterdrückt haben? Oder will man sagen, damit, daß er schwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verläugnen?

Das sey fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir

*) Nescio, an de vera ejus hodie sententia satis aperte constet. Sunt qui praeter Figuram corporis et sanguinis domini nil esse in sacra coena, hominem disputasse perhibent, sunt qui exploratum putant esse, quod crediderit, corpus et sanguinem vere exhiberi. Quidquid ejus restat, id multum habet barbariei et obscuritatis, neque statim legenti sensus apparet vocabulorum, quae adhibuit, scholasticorum. Nec fortassis errabit, qui consulto Berengarium sententiam, ne nimis atrox videretur, occultasse ac ambigue proposuisse, conjecerit. Institut. Hist. Eccles. lib. III. p. 555.

uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht, zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfodert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: da hingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist.

Weil Berengarius schwach war: muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen seyn? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der, bei drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben; und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler seyn, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

Ich wüßte kaum etwas Schlechteres, als einen solchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen gewesen seyn könne,

ist dessen, den er trifft, und dessen, der ihn hegen konnte, gleich unwürdig. Auch ist es dem bescheidenen Mosheim nur selten widerfahren, so voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie sagen, wenn es bei dem allen dennoch mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl eben so voreilig vertheidigen, als Mosheim argwohnen.

Nur diesesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwidersprechlichsten Beweis in Händen. Und das eben ist die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Was meynen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein Werk des Berengarius, ein umständliches, ausführliches Werk, welches allem Ansehen nach sein wichtigstes Werk gewesen ist; daß so ein Werk, dessen kein Mensch gedenkt, von dessen Wirklichkeit sich niemand träumen lassen; daß so ein Werk, von dem solcher Dinge sonst sehr kundige Männer so gar behaupten, daß es nie existiret habe, auf dessen Nichtseyn eben diese Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufführen: was meynen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein solches Werk noch vorhanden, daß es hier bei Uns, unter den ungedruckten Schätzen der hiesigen Fürstlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund, als Ihr Adelmann, der Ihnen unter eben diesen Schätzen so glücklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben: auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen. Und doch iſt es, wie ich ſage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen ſelbſt das *Ερμης κοινος* zu: denn Sie ſind es, Ihr Adelmann iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte.

II.

Ich habe Ihnen keine vergebliche Freude verurſacht, und ich will ſogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wiſſen, daß Lanfrancus unter den Gegnern des Berengarius den erſten Platz einnimmt. Berengarius war auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nikolaus dem Zweiten gezwungen worden, das Anathema über ſeine Meynung zu ſprechen, und eine Glaubensformel zu unterſchreiben, welche hernach ihren Platz unter den Decretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen ſeiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geſchrieben hatte. Er entſagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er ſeine abgeſchworne Meynung zugleich aufs neue vertheidigte. Dieſe Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit großem Beifalle von der Kirche aufgenommen ward und noch jetzt als ein

Hauptwerk in den Eucharistischen Streitigkeiten betrachtet wird. Es ist sehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den sämmtlichen Schriften des Verfassers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern dergleichen großen Sammlungen, gedruckt und wieder gedruckt worden. Sie kennen es, und wissen, was für Lobsprüche nicht allein die Theologen der Römischen Kirche ohne Ausnahme, sondern auch einige der Unsrigen, daran verschwendet haben. Es ist nichts geringeres, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendsten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehört, oder irgendwo gelesen, daß Berengarius gleichwohl auf dieses niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie sich erinnern, gerade das Gegentheil davon gelesen zu haben. Insbesondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrtengeschichte von Frankreich schreiben, ausdrücklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelassen; ja sie nehmen an, daß die Vorsehung sich eben dieser Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholastiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, sie schreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz sicherlich zu. *)

*) Wenn sie von den verschiedenen Schriften reden,

Die gutherzigen Väter! Wenn die Bekehrung des Berengarius eben ſo wahr iſt, als dieſe

---

in welchen Berengarius ſeine Meynung vorgetragen, ſo ſagen ſie: Ecrits au reste qui furent mis au poudre par le docte Lanfranc son illustre adversaire, du vivant même de Berengar, qui les laissa sans replique. Wenn ſie die Zeit beſtimmen wollen, um welche Lanfrancus ſein Werk geſchrieben, ſo muthmaßen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone: Il y a tout sujet de croire, que Dieu se servit de ce même écrit, pour ouvrir les yeux et toucher le coeur à cet infortuné Scolastique. Il y trouva effectivement tout ce qui étoit necessaire pour le convaincre de sa mauvaise foi, de ses alterations, ou falsifications même à citer les pères, de ses autres artifices pour soutenir et repandre ses erreurs, de sa fausse dialectique, de sa perfidie, de ses parjures, de ses propres contradictions. Il y trouva de plus une réfutation complete de toutes ses objections prétendues triumphantes, et la croiance commune de l'eglise établie d'une manière invincible. Und wenn ſie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegen ſetzte, ſo behaupten ſie gerade zu: Ces deux Ouvrages

Veranlassung, die sie ihr geben, so mögen die Canonici St. Martini zu Tours ja fleißig fortfahren, auf seinem Grabe das Ex profundis anzustimmen. Ich bedaure, daß so viel schöne Figuren, so viel treffliche Schlüsse, als Don*** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geschichte die Feder geführet hat) anwendet, für nichts und wieder nichts angewendet seyn sollen. Ich bedaure, daß sein frommer Eifer gegen jeden vermessenen Ergoteur, der ihm seine gute Meynung von der Schrift des Lanfrancus streitig machen will, nicht Vernünfteleien und Schlüssen, die er verachtet, sondern dem Augenscheine und der Sache selbst, leider wird weichen müssen.

Denn mit seiner Erlaubniß: eben das Manuscript, welches ich Ihnen ankündige, ist die Antwort des Berengarius auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift seines Lanfrancus! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrscheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe? —

Aber Sie wollen wissen, wie ich zu dieser

---

fermerent la bouche à notre Ergoteur, et furent les principaux instruments que Dieu emploia pour le ramener à la foi catholique. Dépuis cette époque il garda un profond silence. — — Histoire literaire de France, T. VIII. p. 208. 212. 213.

Entdeckung gekommen? und wie es möglich gewesen, daß sie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den ersten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, sondern, wie ich es schon genannt habe, ein Fund ist. Man entdeckt, was man sucht: man findet, woran man nicht denkt. Ich war dabei, mir, meiner jetzigen Bestimmung gemäß, die Manuscripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloßen Verzeichnissen geschehen kann. Ich hatte meine Ursachen, warum ich mit den so genannten Weissenburgischen, deren Geschichte Ihnen ungefähr aus dem Burkhard bekannt seyn wird, *) anfangen wollte. In dem festen Vorsatze, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von außen Tractatus de Coena Domini et Transsubstantiatione neuerlich beschrieben war. Ungefähr die nämliche Aufschrift, de Coena Domini praesertim de Transsubstantiatione, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb, auf den untersten Rand des ersten Blattes gesetzt. Ihr Adelmann war mir noch im frischen Gedächtnisse; und da die Handschrift eines mit seinem Briefe so verwandten Inhalts mir, dem Alter nach, seinen Zeiten sehr nahe zu kommen schien: so können Sie leicht denken, ob sie meine Neugier weniger

*) Hist. Bibl. Augustae Parte I. p. 256.

reizte, als eine andere. Um in der Geschwindigkeit alles davon zu wissen, was andere schon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Catalogen. *) Doch in diese fand ich mehr nicht

*) Leibnitz, zu dessen Zeiten die Weissenburgischen Manuscripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erste Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, sagt: (de Nummis Gratiani, Op. T. IV. Pr. II. p. 253.) Plerique scripti sunt temporibus Carolingiorum, et ne dubites, extat in uno Catalogus ipse antiquus Bibliothecae Monasterii, addito nomine Abbatis, ubi hi ipsi bona ex parte recensentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati. Es war natürlich, daß ich also auch diesen Catalogus aufsuchte, welcher sich hinter dem Augustinus de Concordia Evangelistarum (Nro. 30.) befindet. Doch sobald ich sahe, daß der Abt, unter welchem er geschrieben worden, Folmarus sey, der bereits 1043. mit Tode abgegangen, so fiel es von selbst weg, das Manuscript des Berengarius darin zu erwarten. Wer sonst diesen Catalogus zu kennen wünscht, den verweise ich auf des Ungenannten Seriem Abbatum Monasterii Weissenburgensis beim Schannat (Vint. litt. Coll. I. p. 8.) wo er, nur wenig verschieden, eingerücket ist. Die darin benannten

eingetragen, als was jene Aufschriften besagen; blos mit dem Zusatze, Anonymi. Dieser Zusatz selbst machte mir schlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen: angenommen nämlich, daß man nur denjenigen Schriftsteller einen Anonymus nennen sollte, der sich vor seinem Werke nicht allein nicht genannt, sondern auch in dem Werke selbst alles sorgfältig vermieden hat, was seine Person verrathen könnte. Das Beste, was ich mir also versprach, war, einen namlosen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paschasius aufs Reine bringen helfen. Doch fing ich an zu blättern; und das erste, was mich zu etwas wichtigerem vorbereitete, war die Rasur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte diesen radierten Namen gar bald für Ioannes Scotus; und welcher wichtigere Name hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle, aus diesen Zeiten, aufstoßen können? Sein Buch über diesen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden ist, oder eben so unerkannt, wie Be-

---

Werke, ausgenommen was eigentlich Kirchenbücher sind, finden sich fast alle hier; bis auf wenige, unter welchen, leider, die drei Bände eines deutschen Psalters sind. Dafür aber sind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu gekommen, welche das Kloster, ohne Zweifel erst nach dem Abt Folmar, angeschafft hatte.

rengarius, in irgend einer Bibliothek stehet, ist verloren: aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerlei zu brauchen stünden. Zugleich fiel mir sehr häufig, bald ein Inquis tu, bald ein Inquio ego in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemisch sey. Das war mir um so viel lieber; und nun fing ich mit Ernst an zu lesen. Doch kaum hatte ich einige Blätter gelesen, und dabei mich in Vlimmers Sammlung *) mit umgesehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes Tu Lanfrancus, und dieses Ego Berengarius wären. Kurz, ich fand, was ich gesagt habe: ein Werk, worin Berengarius dem Lanfrancus Schritt für Schritt folget, und auf jedes seiner Argumente und Einwendungen nach der nämlichen Methode antwortet, welche sein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nämlich, daß er erst die eigenen Worte desselben anführet, und sodann seinen Bescheid ausführlich darauf ertheilet.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu sagen hätte, werden Sie zum Theil aus der nähern Beschreibung des Manuscripts ermessen. Es gehöret, wie ich bereits erwähnt habe, zu den Weissenburgischen Manuscripten, welche der erste

*) De veritate corporis et sanguinis Je. Ch. in Euch. sacra Authores vetusti. Lovanii 1561. 8vo.

große Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs August erhielt. Ihm, und seinem Conring, dessen Urtheil er über jede beträchtliche Handschrift zu Rathe zog, die Ihm in den letzten Jahren seines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl schwerlich unerkannt geblieben seyn. So lange sich Leibnitz der Bibliothek annahm, hatte er sein vornehmstes Augenmerk auf die Geschichte: und eben so hingen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nutzten, oder ihr vorstanden, ihrem Hauptstudio viel zu emsig nach, als daß sie außer ihrem Wege nach Abentheuern hätten umher schauen sollen. Das Manuscript selbst ist auf Pergament, und macht einen mäßigen Band in klein Quart, und hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Ansehen, noch in dem eilften, längstens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, geschrieben zu seyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geschehen, daß eine spätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darin zu verbessern und zu füllen sollte gefunden haben. Doch hat auch diese spätere Hand noch alle Merkmahle des zwölften Jahrhunderts. Das schlimmste ist dieses, wovon Sie vielleicht aus der schwankenden Angabe des Titels schon etwas besorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloße ohne Absicht verwüstende Zeit an dieser Verstümmelung Ursache ist; sondern, daß Vorsatz mit dabei gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leser, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeischießen lassen. Vielleicht hat man es auch vor

einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu besorgen hatte, dadurch in Sicherheit setzen wollen: man hat die kenntlichsten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beiden Absichten reimet sich der besondere Umstand sehr wohl, dessen ich schon gedacht habe: daß nämlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchstaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieser Vorsorge, das Werk eines Erzketzers, es sey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung desselben mir aufgesparet bleiben können.

Doch noch eins scheinet hierzu fast nothwendig! Dieses; es müssen sonst keine Abschriften von diesem Werke des Berengarius mehr vorhanden seyn, die Unsere muß die Einzige seyn, die sich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verstümmelung, erhalten: oder man müßte annehmen, daß noch jetzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch jetzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo so etwas im Verborgenen stecke, und es mit gutem Fleiße im Verborgenen ließen.

Dieses zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt seyn; und mehr als Ein Umstand könnte sogar dazu berechtigen. Zum Exempel: schon Labbe und De Roye haben angezeigt, daß die erste Schrift des Berengarius, auf welche sich

die

die Widerlegung des Lanfrancus beziehet, in der Königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden ſey. *) Lanfrancus führet nur einzelne Stellen daraus an, bekennet aber, daß in dem Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehöre, Berengarius ſeine Dornen mit Roſen unterflochten habe. **) Wie kömmt es, dürfte man fragen, daß uns keine von dieſen Roſen aus dem vollſtändigen Werke jemals mitgetheilet worden? Martene, Mabillon, und ihres gleichen, haben ſo viel unnützes Zeug aus Handſchriften an das Licht gebracht: warum haben ſie dieſem vollſtändigen Werke des Berengarius nicht eben den Dienſt erwieſen? Wenn ich mich recht erinnere, ſo bekennet Mabillon ſogar, an einem Orte, der mir jetzt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz geleſen: aber was er darin geleſen, wüßte ich nirgends bei ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es leſen können: und die mehr belobten Benediktiner hätten es leſen müſſen, da wenigſtens ihnen nicht unbekannt ſeyn konnte, daß die Treue, mit welcher Lanfrancus

*) Hist. liter. de France, T. VIII. p. 225.

**) Nec ad omnia responsurus sum, quia spinis rosas interseris, et albis atque nigris coloribus phantasma tuum depingis, quaedam etiam dicis, quae nihil pertinent ad propositum quaestionis. Cap. II. p. 232. Edit. Dach.

die einzeln Stellen behandelt, vom Oudinus und andern in Zweifel gezogen werden. *)

Auch kommen in mehrern Bibliotheken Frankreichs und Italiens Handschriften unter dem Namen des Berengarius vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den sie vor der Welt führen, besagt. Verschiedene heißen Confessio oder Recantatio Berengarii: **) und so ganz gewiß ist es doch wohl nicht, daß es die bloßen aus wenig Zeilen bestehenden Bekenntnisse oder Widerrufe wären, die Berengarius auf den Kirchenversammlungen ablegen und unterzeichnen müssen.

Nur um zwei dergleichen Handschriften, die sich aber in Brittischen Bibliotheken befinden, hat sich der einzige Oudinus näher bekümmert. Die eine ist die, welche das Dreifaltigkeitskollegium zu Dublin besitzt, unter dem Titel, Berengarius de Sacramento altaris, welchem das Verzeichniß beifüget, daß sie von einer Handschrift bei den Jesuiten zu Löwen copiret worden. Die andere ist die, welche Cave aus dem Verzeichnisse des Collegii zur ehernen Nase in Oxford anführet, und Disputationes Berengarii cum Lanfranco de praesentia Christi in coena benennet wird.

---

*) Comment. de Script. Eccl. antiq. T. II. p. 631.

**) Beim Montfaucon in der Biblioth. Bibliothecarum Mptorum nachzusehen.

Doch aus der Abſchrift, welche Oudinus durch Basnagen von erſterer erhielt, erkannte er, daß es kein Werk des Berengarius, ſondern der Traktat eines Ungenannten de Euchariſtia ſey, den ſchon Cellotius herausgegeben. Und eben ſo verſichert er von der andern, daß ſie eigentlich nichts vom Berengarius, wohl aber die Widerlegung des Lanfrancus enthalte, mit deren Worten des zweiten Capitels, Patres redarguis incurrisque etc. ſie anfange, weil die erſten Blätter verloren gegangen.

Wenn indeß, zufälliger Weiſe, von der letztern Handſchrift zu Oxford Oudinus, oder wer ſie ſonſt für ihn in Augenſchein nahm, gerade weiter nichts zu leſen ſich die Mühe genommen hätte, als die Anfangsworte, die er für Worte des Lanfrancus erkannte: ſo dürfte eine nochmalige genauere Beſichtigung nicht ganz unnöthig ſeyn. Denn es wäre möglich, daß, der Worte des Lanfrancus ungeachtet, womit das verſtümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des Lanfrancus, ſondern ein Werk des Berengarius, wäre, und zwar das nämliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nämlich ſchon angemerkt, wollte Berengarius ſeinem Gegner in deſſen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog ſeyn ſoll: und indem er alſo, Stelle für Stelle, den Lanfrancus, durch ein Inquis tu, redend einführt: ſo hätte es ſich ſehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer ſolchen Stelle angefangen, an welchem auch dort die Wuth,

es sey der Zeit, oder der Barbarei, oder des frommen Eifers zuerst ermüdete.

Doch dem allen sey, wie ihm wolle. Genug, so weit wir die ungedruckten Schätze der vornehmsten Bibliotheken in Europa bis jetzt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unsere Fürstliche an dem wieder erkannten Werke des Berengarius ein Kleinod besitzet, dessen sich keine andere rühmen kann, ja dessen gleichen auch nur, sowohl an Seltenheit, als an innerm Werthe, ihnen allen schwer seyn möchte, uns entgegen stellen zu können.

III.

Ist unser Berengarisches Werk einzig: so kann es ja wohl nicht anders, als den höchsten Grad der Seltenheit haben.

Doch, was Seltenheit? wenn es nichts als Seltenheit wäre. Ich getraue mir zu behaupten, daß der nützliche Gebrauch, der sich davon machen läßt, nahe so groß ist, als seine Seltenheit.

Und gesetzt nun auch, daß es zu weiter nichts dienen könnte, als die zuversichtlichen Benediktiner unwiderbringlich abzuweisen, die uns das Buch

des Lanfrancus so gern als ein unwiderlegt gebliebenes Buch, als ein Buch anschwatzen möchten, durch welches die Bekehrung des Berengarius vornehmlich mit bewirket worden: wäre es denn auch schon dann nicht wichtig genug? Wie viele alte Schriften treten denn noch jetzt an das Licht, durch die dergleichen partheyische Verkleider der historischen Wahrheit augenscheinlich zu Schanden gemacht werden?

Die sogenannte Bekehrung des Berengarius beruhet auf so unerheblichen Zeugnissen, und sie ist an und für sich selbst so unwahrscheinlich, so unbegreiflich, daß, wenn sie auch auf ungleich gültigern Zeugnissen beruhte, ich mir dennoch die Freiheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von diesem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz seiner eigenen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren, dreißig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther seyn müssen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte seine ganze Seele so umgekehret werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit

zu seyn aufhörte? — Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen. Denn wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn diese nie auszurotten, sondern höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie wiederum auf uns zurück stürzen, eben wenn uns ein anderer Feind die Waffen entrissen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen sie bedienten? Nein, nein; einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünschet, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unserer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbst erworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bei denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todbette, wahr seyn, mit welchen man jeden kleinmüthigeren Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen; aber von keinem

Berengarius. Ein Berengarius ſtirbt ſicherlich, wie er lehrte; und ſo ſterben ſie alle, die eben ſo aufrichtig, eben ſo ernſtlich lehren, als er. Freilich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch ſchrecklicher iſt als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heuchelei müſſen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm ſo lange zuſetzen, bis ſie ihm ein Paar zweideutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke ſich blos die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig ſterben zu können. —

Allerdings bedarf eine ſo befremdende Erſcheinung in der menſchlichen Natur, als die endliche Bekehrung eines Berengarius geweſen wäre, auf alle Weiſe ausſtaffiret zu werden, wenn ſie auch nur der Allerblödſinnigſte glauben ſoll; und ich bedauere die Männer, die es für ihre Pflicht halten, dergleichen fromme Geſpenſter ausſtaffiren zu helfen. Nur müſſen dieſe Männer es denn auch nicht übel nehmen, wenn ein anderer es gleichfalls für ſeine Pflicht hält, ihre Ausſtaffirungen wieder abzureißen, und das Ding zu zeigen, wie es iſt; ſie mögen darüber zum Geſpötte werden, oder nicht.

Es iſt faſt unglaublich, was für ſeltſame Wendungen die guten Benediktiner nehmen, was für Verdrehungen ſie ſich erlauben, was für Armſeligkeiten, die ſie bei jeder anderen Gelegenheit gewiß verachtet hätten, ſie ſich zu Nutze machen, um es nur ein wenig wahrſcheinlich heraus zu bringen, daß Berengarius durch das Werk des

Lanfrancus bekehret worden. Alles, wie man leicht sieht, kömmt hierbei auf die Zeit an, wenn Lanfrancus dieses Werk geschrieben: und die gemeine Meynung hierüber taugte in ihren Kram ganz und gar nicht. Wenn Berengarius unter Gregorius dem Siebenten, im Jahre 1079, nochmals widerrufen; und wenn er auch von diesem Widerrufe nochmals rückfällig geworden: so muß nothwendig Lanfrancus erst nach diesem Jahre geschrieben haben, oder er war es nicht, welcher den Berengarius bekehren half, wenn der jemals bekehret worden. Und nun, wie fangen sie es an, zu erweisen, daß Lanfrancus wirklich nicht früher geschrieben? Es verlohnet der Mühe, sie nach der Länge selbst zu hören.

„Wegen der Zeit, wenn Lanfrancus „(schreiben sie in dem Leben desselben) *) sein „Werk verfertiget, ist man sehr uneinig. Die „Chronike der Abtey zu Bec **) sagt, daß es im „Jahre 1053 geschehen sey: welches ein offenbarer „Irrthum ist; weil die Schrift des Berengarius, „welche Lanfrancus darin widerlegt, wenn sie „früh erschienen, erst sechs Jahr nachher kann erschienen seyn. Don Mabillon, nachdem er „über diesen Punkt ein wenig veränderlich gewesen,

*) T. VIII. p. 279.

**) Chronicon. Beccense in Append. ad Opera Lanfranci, Paris. 1648. fol. p. 2.

„entſchloß ſich endlich für 1069. *) Ueberhaupt „kömmt man darin überein, daß der Verfaſſer noch „Abt in dem Kloſter des heil. Stephanus zu Caen „geweſen, als er ſein Buch herausgegeben. Doch „die, welche für dieſes allgemeine Datum ſind, „das acht bis neun Jahre in ſich faßt, gründen „ſich einzig und allein auf die Meynung, nach „welcher man vorausſetzt, daß es eben das näm„liche Werk geweſen, welches Lanfrancus von „Canterbury aus, an den Pabſt Alexander „den Zweiten ſchickte, und von welchem er ſelbſt „ſaget, daß er es noch als Abt verfertiget habe. **) „Eine Vorausſetzung, die ſehr zweideutig, ich will „nicht ſagen, gänzlich falſch iſt: und zwar aus „folgenden Gründen."

„Die Schrift, welche Lanfrancus an be„nannten Pabſt ſchickte, war zwar wirklich gegen „den Berengarius; aber ſie heißt doch nur ein „bloßer Brief: Epistolam quam Berengario „Schismatico, dum adhuc Cadomensi coeno„bio praeessem, transmisi, Paternitati ves„trae — transmittere curavi. Man gebe ſich „die Mühe, die Ausdrücke dieſer Stelle des Lan„francus eigentlich zu erwägen. Die Rede iſt „von einem Briefe, den er aus Caen an den ab-

*) Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti T. IX. p. 633. ibid. Praef. §. 57. Annal. Ord. S. Bened. lib. 63. T. V. §. 46.

**) Lanfranc. Ep. 5. p. 303.

„trünnigen Berengarius geschrieben. Reimt „sich diese Vorstellung wohl mit dem Begriffe, den „wir von seinem Tractate von dem Leibe und „Blute des Herrn wider diesen Ketzer, haben, und „den der Verfasser selbst Liber Scintillarum über„schrieben hatte? Würde ihn Lanfrancus wohl „dem Pabste unter einem andern Titel übersendet „haben, als den er ihm selbst gegeben? Wenn „man es nicht erweisen könnte, daß Lanfran„cus außer seinem Tractate vom Abendmahle, „auch noch andere Schriften gegen Berengarius „ausgehen lassen, so dürfte man allenfalls noch „eher zu der Voraussetzung, die wir hier widerle„gen berechtigt seyn. Aber Sigebertus, ein „zeitverwandter Schriftsteller, versichert mit aus„drücklichen Worten, *) daß außer diesem Tractate, „den er sehr sorgfältig bezeichnet, Lanfrancus „mehr als Einen Brief wider seinen Gegner ge„schrieben, und die Irrthümer desselben mit vielem „Nachdrucke darin widerlegt habe: Scripsit in„vectivas contra Berengarium Turonen„sem epistolas, refellens scripta ejus; worauf „Sigebertus insbesondere den Tractat unsers „Erzbischofes vom Abendmahle sehr genau beschreibt. „Nichts kann klärer seyn, als das Zeugniß dieses „Schriftstellers; auch ist es hinlänglich, die Vor„aussetzung zu vernichten, die man gemeiniglich „wegen der vom Lanfrancus an den Pabst „Alexander überschickten Schrift zu machen

*) De Script. Eccles. cap. 155.

„pflegt. Es war nicht ſein Tractat vom Abenmahle, „der bis auf uns gekommen iſt; ſondern es war „einer von den erſten Briefen, die er über den „nämlichen Gegenſtand, wie wir geſehen, an den „Berengarius geſchrieben hatte, und deſſen „uns die Unfälle der Zeit beraubet haben.“

„Was das eigentliche Datum des Tractats an„belangt, von welchem wir hier handeln, ſo muß „ſolches aus dem zweiten Kapitel deſſelben genom„men werden. Lanfrancus redet daſelbſt von „dem, was unter der Regierung Gregorius des „Siebenten zu Rom wegen des Berenga„rius verhandelt worden, und führet von Wort „zu Wort das ganze Glaubensbekenntniß an, wel„ches dieſer Archidiaconus, auf der, im Februar „1079 gehaltenen Kirchenverſammlung, ſechs Jahre „nach dem Tode des Pabſt Alexanders, un„terzeichnet hatte. Folglich kann Lanfrancus „ſelbſt dieſes höchſtens nur in dem nämlichen, oder „etwa dem folgenden Jahre geſchrieben haben, in „welches die Bekehrung des Berengarius fällt, „zu der das Werk des Lanfrancus, wie an„derwärts von uns bemerkt worden, das Seinige „gar wohl beigetragen haben mochte. Doch der „Ort, auf den wir dieſes Datum gründen, wird „in verſchiedenen Handſchriften, und in den nach „denſelben beſorgten Ausgaben vermißt; ob er ſich „ſchon in den Ausgaben von 1540, 1648 und „1677 befindet. Was kann hieraus folgen? So „viel, ſagt man, folge hieraus, daß Lanfran„cus, der dieſen ſeinen Tractat geſchrieben, als „er noch Abt zu Caen geweſen, ihn nach der Zeit

„müsse wieder übersehen, und mit dem vermehret „haben, was sich unter Gregorius dem Sie„benten zugetragen. Allein so schließen, heißt „mehr errathen wollen, als schließen. Weit natür„licher ist es, daß die Lücke durch Unachtsamkeit „eines Abschreibers entstanden ist. Es brauchte nur „Einer den Fehler begangen zu haben, und er kann „sich in mehreren Manuscripten finden, die näm„lich nach seinem gemacht worden. Der Beispiele „von dergleichen Lücken sind unzählige." —

„Sollte sich mit dem allen ein Vernünftler „(Ergoteur) finden, der unserer Meynung zu wi„dersprechen, dieses als einen Grund anführen „wollte, daß man sonach keine Ursache absehen „könne, warum es Lanfrancus an die zwanzig „Jahre verschoben habe, die Schrift des Beren„garius zu widerlegen: so dürfen wir nur wie„derum fragen, warum er, nach der gemeinen „Meynung, es gleichwohl zehn Jahre verschoben „hätte? Wenigstens erhellet aus seinen Worten „selbst, daß er es nicht eher als nach dem Tode „des Kardinals Humbertus gethan, folglich „doch erst ganze fünf Jahre nachher, als Beren„garius seine Schrift ausgehen lassen. Man „dürfte sehr verlegen seyn, eine kathegorische Ursache „von dieser Verzögerung anzugeben. Nur die, „welche wir anführen können, ist sehr natürlich, „und gründet sich auf Facta. Lanfrancus, der, „wie Siegebert versichert, die Irrthümer des „Berengarius schon mehr als einmal bestritten „hatte, sahe, daß andere Schriftsteller, wie Du„randus, Abt zu Troarn, wie Eusebius

„Bruno, Biſchof zu Angers, auch vielleicht „wie Guitmundus, und wer ſie ſonſt waren, „ihnen ſehr einleuchtende Schriften entgegen ſetzten. „Er hoffte, daß Berengarius endlich dadurch „zum Stillſchweigen gebracht, und dieſe ärgerliche „Streitigkeiten geendet werden ſollten. Als er „aber eines Theils bemerkte, daß ſich noch niemand „angelegen ſeyn laſſen, die Schmähungen abzuleh„nen, mit welchen dieſer Ketzer den Kardinal „Humbertus angegriffen hatte, und andern „Theils ſehen mußte, daß er ſeine falſche Lehre „durch die Schrift erneuere, in der er auch dem„jenigen Bekenntniſſe, welches er 1079 unterſchrie„ben hatte, entſagte: ſodann entſchloß ſich Lan„francus, nicht ſowohl dieſe, als vielmehr „das ältere Werk des Berengarius gegen ſein „erſtes zwanzig Jahre vorher unterſchriebenes Be„kenntniß, zu widerlegen. Warum er ſich aber „lieber an dieſes, als an jenes Werk halten wollte, „kam wohl daher, weil beide die nämlichen Spitz„findigkeiten und Trugſchlüſſe enthalten, in dem „erſtern aber ſich die ſchimpflichſten Vorwürfe befin„den, deren wegen er den Humbertus und „die Römiſche Kirche rächen wollte. Indem alſo „Lanfrancus ſeine Waffen gegen die erſte „Schrift des Berengarius richtete, ſo gelang „es ihm nicht allein, dieſen ſeinen Vorſatz zu er„reichen, ſondern auch die eine Schrift ſowohl als „die andere zu widerlegen. Mit Einem Worte, „eine Gelegenheit mußte Lanfrancus haben, „wider den Berengarius zu ſchreiben. Die „Bekanntmachung der 1059 ausgefertigten Schrift „deſſelben, war dieſe Gelegenheit nicht, indem er,

„wie andere Critici wollen, wenigstens fünf, wo „nicht gar zehn Jahre verstreichen ließ, ehe er dar„auf antwortete. Sondern die Schrift von 1079 „schaffte ihm diese Gelegenheit, und setzte ihn gleich„sam in die Nothwendigkeit, seinem Gegner den „Mund zu stopfen.' Wir haben uns bei diesem „Punkte der Kritik vielleicht ein wenig zu lange „aufgehalten: aber allgemein angenommene Vor„urtheile machen es öfters nöthig, daß man sich „umständlich einlassen muß, um sie desto gewisser „aus dem Wege zu räumen."

„Diesem Grundsatze zu Folge, erlaube man „uns also nur noch eine einzige Anmerkung, die „mit zur Bestätigung unserer bisher dargethanen „Meynung dienen kann. Seitdem Lanfrancus „zum Bischof erhoben war, hatte er dem Studio „und Gebrauche der weltlichen Wissenschaften gänz„lich entsagt. *) Dieses versichert er uns selbst; „und ohne Zweifel muß man auch die Dialektik „darunter begreifen, als die einen Theil derselben „ausmacht. Hiermit vergleiche man nun, was er „von dem Gebrauche dieser Kunst in seinem Werke „wider den Berengarius sagt, dem er vorwirft, „daß er in Ermangelung gültiger Beweisstellen „seine Zuflucht zu ihr nehme. **) Lanfrancus „bekennet, daß er seines Theils in Dingen, welche „die Religion betreffen, keinen Gefallen an den

*) Epist. 55.

**) Cap. 7.

„Regeln der Dialektik habe, weil er nicht gern „scheinen wollen, sich mehr auf sie, als auf die „Wahrheit selbst, und auf das Ansehen der hei„ligen Väter zu verlassen. Sogar wenn der Ge„genstand des Streits von der Beschaffenheit wäre, „daß er sich durch diese Regeln am leichtesten aus „einander setzen lasse, bemühe er sich, sie so viel „möglich zu verstecken, indem er sich gleichgelten„der Ausdrücke bediene. Aus der Beschreibung, „welche Siegebert von des Lanfrancus Aus„legungen der Briefe Pauli macht, hat man ge„sehen, daß er sich der nämlichen Enthaltsamkeit „von dieser Kunst bei weitem nicht beflissen, als „er nur noch Abt war. Folglich muß er schon „Erzbischof gewesen seyn, als er die Schrift gegen „den Berengarius aufsetzte, die uns noch von „ihm übrig ist; ob er sich schon darin keinen an„dern Titel, als den Titel eines katholischen Christen „von Gottes Barmherzigkeit, giebt."

So viel halb wahres, so viel falsches auch in dieser langweiligen Stelle ist, so würde es doch schwer fallen, sie, ohne unser Manuscript, auf eine schlechterdings befriedigende und unwidersprechliche Art zu widerlegen. Denn alles, was man dagegen sagen könnte, würde doch die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufheben, die nur alsdann in keine Betrachtung mehr kömmt, wenn man ihr das Wirkliche entgegen stellen kann. Ich würde daher zwar nur meine Zeit verschwenden, wenn ich, mit Zurückhaltung des alles entscheidenden Augenscheines, Vermuthungen blos mit Vermuthungen bestreiten wollte. Aber dennoch kann ich mich auch

nicht enthalten, wenigstens über ein Paar Punkte, ohne Rücksicht auf meinen stärkern Hinterhalt, einige Anmerkungen zu machen.

1. Woher weiß es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus selbst sein noch vorhandenes Buch wider den Berengarius Liber Scintillarum überschrieben habe? Es sey immer wahr, daß Bromton in seiner Chronike *) es unter diesem Titel anführet. Aber da in keiner von den Handschriften, aus welchen es hernach abgedruckt worden, die geringste Spur davon muß anzutreffen gewesen seyn, als in welchen es schlecht weg Liber de Corpore et Sanguine Domini geheißen: so könnte ja gar wohl eine so spielende Aufschrift, das Buch der Funken, der witzige Einfall eines spätern Mönches seyn. Daß mehrere Abschreiber diesem Buche des Lanfrancus einen Titel nach ihrem Gutdünken gegeben, bestätiget auch das Exempel der heil. Diemude beim Petz, **) die es Conflictus Lanfranci contra Berengarium benannte. Andere haben es Dialogus geheißen. Aber bei dem allen kömmt ihm doch schlechterdings keine Benennung mit mehrerm Rechte zu, als die Benennung eines Briefes, die ihm Lanfrancus selbst in seinem Schreiben an den Pabst Alex-

*) Historiae Angl. Script. p. 952.

**) Thes. Anecd. T. I. Prf. p. 21. §. 37.

Alexander giebt. Denn, iſt es denn nicht wirklich ein Brief? eine ſchriftliche Anrede eines Abweſenden? Kann die Stärke oder Weitläuftigkeit deſſelben machen, daß es ein Brief zu ſeyn aufhöret? Lanfrancus hätte ſeine Schrift mit der gewöhnlichen Briefformel angefangen, *) und er ſollte Bedenken getragen haben, ſie gegen den Pabſt einen Brief zu nennen?

2. Müßten wir es denn aber ſchlechterdings dem Bromton auf ſein Wort glauben, daß die noch vorhandene Schrift des Lanfrancus gegen den Berengarius, von dem Verfaſſer ſelbſt, Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: warum müßten wir ihm nicht ebenfalls auf ſein Wort glauben, daß Lanfrancus dieſes ſo überſchriebene Werk als Prior der Abtey zu Bec verfertiget habe? Denn beides ſagt er in der nämlichen Stelle, ſo zu reden, mit dem nämlichen Zuge der Feder: Lanfrancus Beccensis Prior tonantem librum contra Berengarium edidit, quem Scintillarum intitulavit. Kann, dieſen Worten zu Folge, das Buch, welches Lanfrancus an den Pabſt Alexander ſenden mußte, nicht deſſelben noch vorhandene Schrift wider den Berengarius ſeyn, weil dieſe Liber Scintil-

*) Lanfrancus misericordia Dei Catholicus, Berengario Catholicae Ecclesiae adversario.

larum überschrieben gewesen: so kann ja, eben diesen Worten zu Folge, die nämliche Schrift nicht unter Gregorius dem Siebenten abgefaßt seyn, welches der Benediktiner doch mit aller Gewalt behaupten will, als unter dessen Regierung Lanfrancus längst nicht mehr Prior zu Bec, sondern bereits Erzbischof zu Canterbury war. Aber, was das vornehmste ist, wo sagt denn Bromton, daß eben das noch vorhandene Buch des Lanfrancus wider den Berengarius Liber Scintillarum betitelt gewesen? In den angeführten Worten sagt er es doch wahrlich nicht. Der Benediktiner selbst beruft sich so nachdrücklich auf das Zeugniß des Siegebertus, daß Lanfrancus mehrere Bücher gegen den Berengarius geschrieben. Nun wohl; wir müssen ihm zugeben, daß nach diesem Zeugnisse das Buch wider den Berengarius, welches Lanfrancus an den Alexander schickte, nicht eben das noch vorhandene muß gewesen seyn; daß es ein anderes gewesen seyn kann. Muß er aber nicht hinwiederum zugeben, daß nach eben dem Zeugnisse, dieses noch vorhandene Buch auch nicht nothwendig dasjenige seyn muß, welches Liber Scintillarum überschrieben gewesen? Denn warum könnte es kein anderes gewesen seyn, das diesen Titel geführet? Kann es aber ein anderes gewesen seyn, wo bleibt sein Schluß? Ja, es muß ein anderes gewesen seyn, wenn das Ansehen des Bromton überhaupt etwas gelten soll. Das noch vorhandene Buch ist augenscheinlich eine geraume Zeit nach dem Tode des Kardinals Humbertus geschrieben; da sogar die Schrift des Berengarius, die es widerlegen

soll, erst nach diesem Tode aufgesetzt zu seyn scheinet. Nun starb Humbertus 1063: und wann Lanfrancus in diesem Jahre nicht schon Abt von St. Stephanus zu Caen war, so ward er es doch wenigstens. Folglich kann er sein noch vorhandenes Buch gegen den Berengarius, als Prior zu Bec nicht geschrieben haben, und das Buch der Funken, welches er in dieser Würde schrieb, muß ein anderes gewesen seyn. Ja, ich glaube sogar nicht unwahrscheinlich angeben zu können, welches andere Buch es gewesen. Sie erinnern sich, das Lanfrancus von sich selbst erzählet, er sey auf der Kirchenversammlung zu Rom unter Leo dem Neunten, welches die erste war, die gegen den Berengarius gehalten ward, fast selbst in den Verdacht gekommen, daß er der Meynung des Berengarius zugethan sey. Der Pabst habe ihm also befohlen, sich zu rechtfertigen, ein Bekenntniß seiner Orthodoxie abzulegen, und die allgemeine Lehre der Kirche, nicht sowohl durch Gründe der Vernunft, als durch Beweisstellen aus der Schrift und den Vätern, zu erhärten. Dieses habe er denn auch gethan, und den Beifall der ganzen Versammlung erhalten. *) Wenn man nun annehmen darf, daß dieses nicht blos mündlich geschehen, sondern daß Lanfrancus sein Bekenntniß,

*) Post haec praecepit Papa, ut ego surgerem, fidem meam exponerem, expositam plus sacris authoritatibus, quam argumen-

seine Erörterung der katholischen Lehre, entweder vorher oder nachher, auch schriftlich werde aufgesetzt haben: so dürfte ein solcher Aufsatz vielleicht am ersten, es sey von ihm selbst oder von andern, mit dem Titel des Buchs der Funken seyn belegt worden. Denn, wie gesagt, es sollte vornehmlich eine Sammlung einzelner von dort und da zusammengetragener Beweisstellen, gleichsam also einzelner Funken seyn, aus welchen sich die leuchtende Flamme der Wahrheit erzeuge. Hingegen einen Tractat so zu benennen, wie der noch vorhandene des Lanfrancus ist, in welchem man einen Gegner Punkt für Punkt widerlegen, und die ganze streitige Materie, nach allen Gründen für und wider, erschöpfen will, würde so abgeschmackt seyn, daß man sich schwerlich bereden könne, es sey von dem Verfasser selbst geschehen. Auch war es insbesondere als Titel zu diesem Tractate, daß ich ihn, in dem Vorhergehenden, für den witzigen Einfall eines spätern Mönchs erklärte.

3. Es ist sehr seltsam, mit dem Benediktiner anzunehmen, daß Lanfrancus ganze zwanzig Jahre angestanden haben sollte, den Berengarius förmlich zu widerlegen, und daß er, als er

---

tis probarem. Itaque surrexi, quod sensi dixi, quod dixi probavi, quod probavi omnibus placuit, nulli displicuit. Cap. IV. p. 234. Edit. Dach.

sich endlich dazu entschlossen, sich lieber dabei an die allererste, längst vergessene Schrift desselben hätte halten wollen, als an die allerneueste. Aber noch seltsamer ist die Beschönigung, daß Lanfrancus doch auch, nach der gemeinen Meynung, wenigstens fünf, wo nicht gar zehn Jahre seine Widerlegung verzögert habe. Als ob zwanzig und zehn und fünfe, alles Eins wäre? Und worauf gründet sich denn nun auch diese Beschönigung? Woher hat es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus, auch nur fünf Jahre verstreichen lassen? Es ist wahr, Lanfrancus hat erst nach dem Tode des Hubertus, das ist, nach 1063 geschrieben, und Berengarius hatte bereits im April 1069 zu Rom widerrufen. Das macht freilich fünf Jahre; aber muß denn darum auch gleich im Jahre 69 Berengarius seinen Widerruf öffentlich zurückgenommen, und die Schrift, in welcher er es that, allen bekannt gemacht haben? Wer hat dem Benediktiner das gesagt? Ist es nicht vielmehr höchst wahrscheinlich, daß die Klugheit dem Berengarius angerathen, vorher den Tod sowohl des Pabstes als des Kardinals abzuwarten, die ihn zu dem Widerrufe gezwungen? Auch ergiebt sich aus mehr als Einem Umstande, daß er diesem Rathe der Klugheit wirklich gefolget. Nikolaus starb 1061, und Humbertus das zweite Jahr darauf. Von 59 bis 63 ist kein Jahr verflossen, in welchem nicht zu Rom, oder in Frankreich, ansehnliche Kirchenversammlungen gehalten worden. Aber auf keiner wurde des Berengarius und seiner erneuerten Ketzerei gedacht. Nur erst in dem nämlichen 63sten Jahre, fand

man auf der Kirchenversammlung zu Rouen wieder für nöthig, die Schlüsse der Kirche gegen den Berengarius und seine Anhänger zu wiederholen. Ja, wie ich schon angemerkt, die Worte des Berengarius selbst, mit welchen er des Humbertus in seiner Schrift gedachte, scheinen nicht von der Art, daß sie von einem noch lebenden Kardinale gesagt worden. *) — Scriptum Humberti Burgundi, quem fecerant Romae Episcopum Cardinalem, quod scripsit contra catholicam veritatem, quod inferius patebit, ut cogeretur ex illo Berengarius quasi profiteri errorem ineptissimi Burgundi. Ich denke, nur von einem Todten spricht man in diesem lange nachher erzählenden und freimüthigen Tone. Vielleicht schien auch sonst diese Zeit dem Berengarius vorzüglich bequem, einen so kühnen Schritt zu thun, als die öffentliche Zurücknahme seines Widerrufs war. Die oberste Gewalt der Kirche war getheilet; zwei zugleich, und mit mächtigen Unterstützungen herrschende Päbste sicherten ihn vor der Tyrannei des einen und des andern. Honorius der Zweite, oder vielmehr die Kirchenversammlung zu Basel, die ihn erwählte, hatte sogar alle Thathandlungen und Schlüsse seines Vorgängers, Nikolaus des Zweiten, für null und nichtig erklä-

*) Apud Lanfrancum p. 2. Edit. Vlimmerii.

tet,*) als worunter die Verdammung des Berengarius und ſeiner Lehre nothwendig begriffen war. Indeß will ich den Einfluß, den dieſer letztere Umſtand auf den Berengarius gehabt haben kann, für nichts als eine Vermuthung geben: genug, daß aus den übrigen ſattſam erhellet, daß die Schrift des Berengarius ſchwerlich vor 1063 bekannt geworden. Und nun kann ſie Lanfrancus ein, zwei, drei Jahre darauf beantwortet haben: wer will das beſtimmen? Nur daß er bis 69 ſollte damit verzögert haben, das iſt wenigſtens daraus nicht zu ſchließen, woraus es Mabillon ſchließen will.**) Es iſt wahr, Lanfrancus ſchickte ſeine Widerlegung nicht eher, als 70 oder 71, an den Pabſt Alexander; aber nicht darum, weil ſie nicht eher fertig war, ſondern darum, weil ſie der Pabſt nicht eher verlangt hatte. Oder ſchickte etwa jeder Mönch, der ein Buch geſchrieben hatte, ein Exemplar ſofort an den Pabſt? Alexander ohnedies verfuhr mit dem Berengarius ſehr ſäuberlich;***) es ſey

*) Fr. Pagi Brev. T. II. p. 386. Harduini Acta Concil. T. VI. Par. I. p. 117.

**) Annal. Bened. lib. XIII p. 19.

***) Litteris eum satis amice praemonuit, ut a Secta sua cessaret, nec amplius sanctam Ecclesiam scandalizaret. Anonymus Chifletianus apud. Hard. T. VI. Concil. P I. p. 1015.

nun, weil er ihn für so irrgläubig nicht hielt, oder weil er in der Verfassung war, alles gern zum Freunde zu behalten, was nur immer sein Freund seyn wollte. Dieses wissen wir noch jetzt: warum sollte es nicht auch damals Lanfrancus gewußt haben? Und wußte er es, so wird er sich gewiß nicht übereilt haben, sein heftiges verketzerndes Buch eher an den gelinden Pabst zu senden, als er es ausdrücklich von ihm verlangte.

4. Gleichwohl, wird man sagen, geschieht doch in dem Buche des Lanfrancus des Widerrufs, zu welchem sich Berengarius auch unter Gregorius dem Siebenten gebracht sahe, nicht allein Meldung, sondern dieser Widerruf selbst ist von Wort zu Wort daselbst eingerückt. Wie wäre das möglich, wenn nicht Lanfrancus nachher erst geschrieben hätte? — Durch die unbesonnene Interpolation eines Abschreibers, antworte ich, war es möglich; und man sollte sich schämen, diese hier läugnen zu wollen. Doch, was ich in dem Einen Manuscripte für eingeschoben erkläre, erkläret der Benediktiner in den andern Manuscripten für ausgelassen. Wie wird das zu entscheiden seyn? Ich sollte meynen, daß hier sehr vieles schon auf die Anzahl der Manuscripte ankomme. Eingeschaltet hat sich die streitige Stelle nur in einem einzigen Manuscripte gefunden; nämlich in dem, nach welchem Franciscus Quadratus das Werk des Lanfrancus herausgab: ausgelassen aber, in allen übrigen. Welches ist nun wahrscheinlicher? Dieses, daß von der einzigen Handschrift, in welcher die Stelle ausgelassen war, alle übrige Ab-

ſchriften genommen worden? oder dieſes, daß die Eine verfälſchte Abſchrift glücklicher Weiſe ohne weitere Abſchrift geblieben? Die Ausgabe des Quadratus erſchien zu Rouen 1540; und Quadratus bildete ſich feſt ein, daß er das Werk des Lanfrancus zuerſt an das Licht brächte. — Novum, ſagt er in der Zueignungsſchrift, dixi propter eos, qui vel Desiderii Erasmi, vel nescio cujus opera hoc jam editum esse mentiuntur, certe non extat. Gleichwohl war es keine Lüge, daß, zwar nicht Erasmus, ſondern Johann Sichardus ihm bereits zuvorgekommen war. Dieſe Ausgabe des Sichard iſt zu Baſel 1528 in Octav gedruckt, und mit dem Philaſtrius verbunden, den dieſer um mehrere alte Schriftſteller verdiente Mann gleichfalls zuerſt drucken ließ. Er hatte beider Handſchriften in einer alten Bibliothek zu Trier entdeckt; und in der von dem Werke des Lanfrancus fand ſich die ſtreitige Stelle nicht. Da indeß dem Quadratus ſein Vorgänger ſo völlig unbekannt geblieben war, ſo konnte ihm ſo leicht kein Argwohn darüber beifallen, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er alles drucken ließ, wie er es vor ſich hatte. Nur dem Dacherius, der die geſammten Werke des Lanfrancus 1648 herausgab, iſt es zu verargen, daß er dem Quadratus die Ehre der erſten Ausgabe beſtätigte, da er doch wußte, daß überall, wo der Tractat des Lanfrancus ſonſt abgedruckt war, von mehr gedachter Stelle nicht die geringſte Spur zu ſehen ſey. Dieſes hätte ihn ja wohl eine andere Quelle müſſen vermuthen laſſen; und indem er dieſer nachgeforſcht, würde

ihm Sichard nicht haben entgehen können. Denn obschon auch Vlimmer, nach dem Quadratus, eine Ausgabe von dem Buche des Lanfrancus 1561 besorgt hatte, in welcher sich die Stelle gleichfalls nicht befindet: so konnte Dacherius darum doch nicht glauben, daß man in allen den großen Sammlungen, in welche das Buch des Lanfrancus aufgenommen worden, dem einzigen Vlimmer gefolgt sey. Denn einige derselben sind früher, als Vlimmers Ausgabe; z. E. das *Μικροπρεσβυτικον* von 1550 und die Orthodoxographa von 1555, bei welchen beiden man nur allein der Sichardschen Ausgabe kann nachgegangen seyn, da man in ihnen Gregorius den Siebenten an dem zweifelhaften Orte eben so wenig erwähnt findet, als beim Sichard. Kurz, Dacherius hatte sehr unrecht, sich an den einzigen Quadratus zu halten, und indem er den Text desselben allen übrigen vorzog, gleichsam den Grund zu den verführerischen Unwahrheiten zu legen, welche dem Benediktiner in der Folge darauf zu bauen beliebte. Denn glauben Sie ja nicht, daß die drei Ausgaben von 1540, 1648 und 1677, in welchen er sagt, daß sich die Stelle vom Gregorius befinde, drei wirklich verschiedene Ausgaben sind. Die von 1540 ist das Original des Quadratus; die von 1648 ist die Sammlung des Dacherius, der jenem blindlings folgte; und die von 1677 ist der Abdruck in dem 18ten Bande der Bibl. Max. Patrum, in welcher man eben so blindlings sich an den Dacherius gehalten hat: so daß man überall auf den leidigen Quadratus zurückkömmt. Ich gebe es zu, daß

die Ausgabe des Sichard höchſt ſelten iſt. Auch die größten Bücherkenner, wenn ſie ja etwas von ihr wiſſen, haben nur einen ſehr verwirrten Begriff davon, welches ich Ihnen mit dem Beiſpiele des Fabricius beweiſen könnte. *) Aber den

*) Liber Lanfranci contra Berengarium primum editus est a Francisco Careó sive Quadrato, Beccensi Coenobita, recusus cum Philastrio, Basil. 1528, 1551. 8. et cum Paschasii Ratberti libro per Guil. Ratum, Rothomag. 1540. 8. Fabr. Bibl. med. et inf. Latinit. libr. XI. Es iſt kaum möglich, daß Fabricius eine einzige von allen dieſen Auflagen kann ſelbſt geſehen haben. Denn falſch iſt es, daß die Ausgabe des Quadratus die erſte iſt. Falſch iſt es, daß das Buch des Lanfrancus mit dem Philaſtrius wieder aufgelegt worden: eben dieſe Auflage iſt die allererſte des Sichards. Falſch endlich iſt es, daß ein Guil. Ratus 1540 zu Rouen den Lanfrancus herausgegeben: eben dieſe Ausgabe von Rouen und benanntem Jahre iſt die Ausgabe des Quadratus, und Guil. Ratus heißt nur der, welchem ſie Quadratus zuſchrieb. Ich kann nicht begreifen, woher dieſe Verwirrung entſtanden. Denn eine bloße Verwirrung kann es doch nur ſeyn; ob ich ſie ſchon auch von

Dacherius kann das noch lange nicht entschuldigen. Er hatte doch sonst sechs bis sieben gedruckte Ausgaben vor sich, und außer diesen, wie er selbst bekennet, noch drei Manuscripte, welche alle der Interpolation des Quadratus widerstritten. Was hätte dieser einzige gegen so viele bei ihm vermögen sollen? Zwar will er sich durch die Vermuthung rechtfertigen, daß Lanfrancus vielleicht selbst die Stelle in nachfolgenden Zeilen eingeschoben, um sein Buch desto vollständiger zu machen. *) Aber wo ist der Verfasser, der sein

---

Herrn Hamberger wiederholt finde. Zuverlässige Nachrichten, Th. III. S. 805.

*) Deinde collato Tractatu ad tria Ms. Bibliothecarum Regiae, Beccensis et Petavianae, nec non ad omnes, quae ocurrerunt editiones, cum ejuscemodi professionis ne vel minima syllaba legeretur, magis augebatur suspicio: Nihilo tamen secius additamenta esse quae protulimus, non est cur affirmemus, quandoquidem adjecisse ea B. Lanfrancum, elaborasseque ut amplior atque emendatior foret libellus, vero simillima est ratio; quod et solent plerique auctores saepiuscule opera a se edita sub incudem revocare. Dacherius ad Lectorem.

Buch auf Unkoſten aller Ordnung, alles Zuſammenhanges, alles geſunden Menſchenverſtandes, mit einer einzigen Nachricht vermehren wollte, die man bey ihm gar nicht ſucht? Und daß dieſes hier der Fall wäre, wird jeder empfinden, der ſich die Mühe nehmen will, die erſten zwey Kapitel in einem Striche zu leſen. Ein anderes wäre es, wenn noch ſonſt Spuren der Umarbeitung und Vermehrung in dem Texte des Quadratus ſich fänden. Allein keine einzige, als dieſe, und eine ſo unförmliche: das iſt ſchlechterdings unglaublich. Dennoch, wie beſcheiden iſt noch Dacherius in Vergleich mit dem Benediktiner, dem Lanfrancus nicht blos ſo verwirrt ergänzt, ſondern gleich Anfangs geſchrieben haben ſoll! Iſt es möglich, daß dieſer Mann, auch nur den Anfang des Werks, mit Aufmerkſamkeit kann geleſen haben?

5. Denn endlich: was erhellet aus dieſem Anfange unwiderſprechlicher, als daß Lanfrancus nicht in England geſchrieben? Lanfrancus wirft dem Berengarius vor, daß er ihm ausweiche, ihn vermeide, daß er ſich mündlich mit ihm nicht einlaſſen, kein freundſchaftliches Geſpräch über die ſtreitige Materie, unter Zuziehung frommer und einſichtsvoller Schiedsrichter, mit ihm eingehen wolle. Si divina pietas cordi tuo inspirare dignaretur, quatenus respectu ejus, atque animae tuae mecum loqui velles, locumque opportunum in quo id competenter posset fieri, salubri deliberatione eligeres: multum fortasse tibi, procul dubio autem iis consuleres, quos decipis. — — Sed quia ele-

gisti pravitatem, quam semel imbibisti, clandestinis disputationibus apud imperitos tueri; palam autem atque in audientia sancti Concilii orthodoxam fidem non amore veritatis, sed timore mortis confiteri: propterea refugis me, refugis religiosas personas, qui de verbis tuis ac meis possint ferre sententiam. Nun frage ich einen jeden, läſſet ſich ſo ein Vorwurf einem Manne machen, den Land und Meer von uns trennen? Berengarius flohe den Lanfrancus: alſo mußten ſie doch einander noch leicht treffen können? Berengarius wollte an dem dritten Orte mit dem Lanfrancus nicht zuſammen kommen: wie iſt das? ſollte der Archidiaconus zu dem Biſchofe nach England, oder wollte der Biſchof zu dem Archidiaconus nach Frankreich kommen? Thorheit! Berengarius und Lanfrancus mußten nothwendig noch in benachbarten Provinzen des nämlichen Landes leben; und über die See, aus einem Lande in das andere, macht man dergleichen Einladungen und Verweiſe nicht. —

Ich ſollte glauben, mein Freund, dieſer letzte Grund allein überwiege alle Sophiſtereien des Benediktiners. Und doch, wie geſagt, getraute ich mir nur wenig mit ihm, und allen vorhergehenden, gegen einen Mann auszurichten, dem das ſicherſte Zeichen der hiſtoriſchen Wahrheit dasjenige zu ſeyn ſcheinet, was ſeiner Religion am meiſten Ehre macht. In der Ueberzeugung, daß, wenn die Dinge ſich ſchon nicht ſo, wie er ſagt, wirklich zugetragen hätten, ſie ſich dennoch ſo hätten zutra-

gen sollen, würde er mich Einen unerträglichen Ergoteur über den andern heißen, und es käme darauf an, wie viele Leser ihm sehr Unrecht geben würden, da es die Schwachheit der meisten ist, mehr Gefallen an dem Aufbauen, als an dem Niederreißen zu finden.

Gut also, daß auf dieses Spiegelgefecht nichts ankömmt, und der Benediktiner sich in ein ernsthafteres nun wohl schwerlich einlassen dürfte. Er wird schwerlich noch behaupten wollen, das Berengarius die Schrift des Lanfrancus ohne Antwort gelassen: denn hier ist die Antwort. Er wird schwerlich uns noch bereden wollen, daß Berengarius durch die Schrift des Lanfrancus bekehret worden: denn die Antwort des Berengarius enthält so wenig eine Billigung seines Gegners, daß dieser Gegner vielmehr darin so eingetrieben wird, daß allem Ansehen nach nicht Lanfrancus, sondern Berengarius das letzte Wort behalten. Doch, das letzte Wort! Als ob nur der immer Recht hätte, der das letzte Wort behält.

Noch weniger, denke ich, wird der Benediktiner (oder, wenn der nämliche nicht mehr am Leben, einer von seinen Ordensbrüdern, der die Ehre ihres gemeinschaftlichen Werkes retten zu müssen glaubte), darauf bestehen wollen, daß dem ungeachtet Lanfrancus erst unter Gregorius dem Siebenten müsse geschrieben haben. Denn warum sollten sie ein elendes Einschiebsel noch länger

vertheidigen wollen, da sie doch die Hauptsache, welche sie damit zu erhalten gedachten, aufgeben müssen? Zwar beharret man oft auf der Behauptung solcher unbedeutender Umstände um so viel hartnäckiger, je weniger man sich blos geben will, daß man sie Anfangs, nicht sowohl ihrer eigenen Evidenz wegen, als nur zum Behuf eines andern zu erschleichenden Punkts von größerer Wichtigkeit, behauptet habe. Und auch auf diesen Fall versiehet mich unser Manuscript mit Gründen, ihm zu begegnen.,

Denn wie kann Lanfrancus sein Buch erst unter Gregorius dem Siebenten geschrieben haben, da des Berengarius Widerlegung dieses Buches weit früher geschrieben ist? Hiervon aber fallen überall die unwidersprechlichsten Beweise in die Augen. Fürs Erste gedenkt Berengarius seines letzten Widerrufs unter genanntem Pabste mit keinem Worte; er entschuldiget sich blos wegen des ersten, zu dem man ihn, unter Nikolaus dem Zweiten, gezwungen hatte; und unmöglich hätte er jenen so gänzlich mit Stillschweigen übergehen können, wenn er bereits geschehen gewesen wäre, wenn ihm Lanfrancus denselben sogar mit vorgeworfen hätte. Zweitens: Berengarius beruft sich namentlich mehr als Einmal auf den Kardinal Hildebrand; folglich war Hildebrand noch nicht Gregorius der Siebente, und Berengarius mußte dieses noch unter der Regierung Alexanders des Zweiten schreiben. Drittens:

tens: Berengarius nennt den Lanfrancus ſelbſt durchgängig Monachum; eine Benennung, die dem Lanfrancus nur bis 1070 zukommen konnte, und die ihm, auch noch als Biſchof zu ertheilen, die gröbſte Beleidigung geweſen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuſcripte ſelbſt verſchiedene Stellen mitzutheilen, aus welchen dieſe Data erhellen. Jetzt merke ich überhaupt nur noch an, daß, dem allen zu Folge, der Zeitraum zwiſchen 63 und 69 fallen muß, in welchem Berengarius zuerſt geſchrieben, Lanfrancus ihn widerlegt, und erſterer auf die Widerlegung geantwortet haben kann. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verfloſſen ſeyn: denn ſo Schlag auf Schlag ließen ſich die gelehrten Streitigkeiten im eilften Jahrhunderte ohne Zweifel noch nicht führen, als wir ſie jetzt, im achtzehnten, geführt zu ſehen gewohnt ſind.

IV.

Wenn es Nugae sind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, so sind es doch Nugae aus der Klasse derer, quae seria ducunt: und das muß mich entschuldigen. Eine handgreiflich untergeschobene Stelle sey eine noch so klägliche Nichtswürdigkeit: das, wozu man diese Stelle brauchen will, ist wenigstens keine Nichtswürdigkeit.

Denn übersehen Sie nur den ganzen Weg des Benediktiners; von wannen er ausgehet, und nach welchem Ziele er fortschreitet. Wenn die Stelle des Lanfrancus, schließt er, nicht untergeschoben ist, so hat Lanfrancus viel später geschrieben; hat er viel später geschrieben, so kann er wohl gar den Berengarius bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, so hat er ihn gewiß bekehrt; und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transsubstantiation, bekehret, so ist es bloße Hartnäckigkeit von mir, und von Ihnen, und von uns allen, wenn wir uns nicht gleichfalls durch seine Gründe bekehren lassen.

Aber, wird man sagen, so schloß vielleicht nur ein einziger Benediktiner; so schloßen höchstens nur diejenigen Benediktiner, die gemeinschaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhalten

wird: diese billigen dergleichen Fechterstreiche eben so wenig, als sie deren bedarf.

Nun wohl: so wollen wir alle die kleinen Vortheile, die unser Manuscript gegen unbefugte Partheigänger an die Hand giebt, für nichts rechnen, und zu wichtigern Dingen kommen.

Mit Einem Worte, mein Freund, ich verspreche Ihnen nichts geringeres, als die Aufklärung und Berichtigung der gesammten Berengarischen Händel, in einem Grade, welcher schwerlich mehr zu erwarten stand. Sowohl die eigentliche Meynung des Berengarius, als die verschiedenen Wege, welche man einschlug, diese Meynung in ihm zu unterdrücken, wohin vornehmlich die gegen ihn gehaltenen Kirchenversammlungen gehören, nebst der räthselhaften Nachsicht, die er bei allen seinen anscheinenden Rückfällen fand: alles das sollen Sie in einem schlechterdings neuen Lichte erblicken, welches Ueberzeugung und Befriedigung auf den geringsten Umstand verbreitet.

Aber erlauben Sie mir, was ich Ihnen von der eigentlichen Meynung des Berengarius aus dem Manuscripte mitzutheilen habe, noch fürs erste bei Seite zu setzen. Ich halte es für schicklicher, bei dem blos Historischen anzufangen, und Ihnen, nach der Zeitordnung, nicht unerhebliche Erörterungen über folgende besondere Stücke vorzulegen: als nämlich, 1) über die erste Anklage des Berengarius bei dem Pabste; 2) über die Zeit, wenn

Berengarius seine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen; 3) über die erste wider ihn zu Rom unter Leo dem Neunten 1050 gehaltene Kirchenversammlung; 4) über die Kirchenversammlung zu Vercelli, des nämlichen Jahres; 5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs des Ersten, gleichfalls von diesem Jahre; 6) über die zu Tours von 1055; und endlich 7) über die zu Rom, von 1059, unter Nicolaus dem Zweiten, als der nähern Veranlassung der zwischen dem Lanfrancus und Berengarius gewechselten Streitschriften.

Alles, was wir von diesen Dingen bisher gewußt haben, schreibt sich, wie bekannt, fast einzig und allein aus der Schrift des Lanfrancus her. Selbst der zeitverwandte Anonymus, dessen Aufsatz de Berengarii damnatione multiplici Chifletius herausgegeben hat, ist nichts als der oft wörtliche Kopist des Lanfrancus, bis er auf den allerletzten Widerruf des Berengarius, unter Gregorius dem Siebenten, kömmt, welchem er selbst beigewohnet haben will. Da ich nun gesagt, daß Berengarius in unserm Manuscripte dem Lanfrancus Schritt für Schritt folge: so können sie leicht erachten, das er auch die historischen Umstände nicht werde vorbeygegangen seyn, die dieser seinen ersten Kapiteln eingeflochten. Aber hier ist es, wo ich die Klage über die Verstümmelung wiederholen muß, welche das Manuscript erlitten. Es fängt nur wenige Zeilen vorher an, ehe Berengarius

auf die Worte ſeines Gegners kömmt, Cur ergo scriptum hoc magis Humberto ascribis quam tibi, quam Nicolao, quam concilio, quam omnibus ecclesiis, quae illud cum reverentia susceperunt? welche ſich bey dem Lanfrancus zu Ende des zweyten Kapitels, in der Ausgabe des Dacherius auf der 283ſten Seite, befinden. Was alſo Berengarius auf alles vorhergehende geantwortet, iſt verloren. Wie viel deſſen geweſen, iſt nicht leicht zu beſtimmen: aber daß es von Wichtigkeit geweſen, iſt wohl unſtreitig, und theils aus dem Inhalte des Lanfrancus, theils aus den eigenen nachfolgenden Beziehungen des Berengarius darauf, zu unſerm Leidweſen ſattſam zu ermeſſen. Indeß, was würde es helfen, dieſen Verluſt viel zu bejammern? Was weg iſt, iſt weg: laſſen Sie uns nur das, was wir noch haben, deſto ſorgfältiger brauchen. Und hiermit zur Sache!

---

1. Von der erſten Anklage des Berengarius bei dem Pabſte.

Wenn wir uns um denjenigen bekümmern, welcher die beſondere Meynung des Berengarius zuerſt zu einer öffentlichen Angelegenheit der allgemeinen Kirche gemacht hat, um ſeinen erſten Ankläger bei dem Pabſte: ſo finden wir zwar, daß

Lanfrancus selbst es weder läugnen wollen noch läugnen können, daß Er gewisser Maßen dafür anzusehen sey. Um jedoch allen Argwohn irgend eines persönlichen Hasses gegen den Berengarius von sich abzulehnen, und sich, nicht sowohl in dem Lichte eines verhaßten Anbringers, eines vorsetzlichen Ketzermachers, als vielmehr eines blos leidenden Werkzeuges erblicken zu lassen, dessen sich die Vorsicht dabei bedienen wollen: so erzählt er den Verlauf folgender Gestalt. *) „Berengarius, sagt er, habe einen Brief über das Abend-

*) Tempore sancti Leonis Papae, delata est haeresis tua ad apostolicam sedem. Qui cum Synodo praesideret, ac resideret secum non parva multitudo Episcoporum, Abbatum, diversique ordinis a diversis regionibus religiosarum personarum, jussum est in omnium audientia recitari, quas mihi de Corpore et Sanguine Domini literas transmisisti. Portitor quippe earum legatus tuus me in Normannia non reperto, tradidit eas quibusdam clericis; quas cum legissent, et contra usitatissimam Ecclesiae fidem animadvertissent, zelo Dei accensi quibusdam ad legendum eas porrexerunt, plurimis earum sententias verbis exposuerunt. Itaque factum est, ut non deterior de te quam de me fuerit orta suspicio, ad quem videlicet

mahl an ihn, nach der Normandie, geſchrieben: weil er (Lanfrancus) aber allda gleich nicht gegenwärtig geweſen, ſo ſey der Brief verſchiedenen Geiſtlichen in die Hände gerathen, welche ihn geleſen und den anſtößigen Inhalt weiter bekannt gemacht hätten. Er ſey darüber in den Verdacht gerathen, als ob er es wohl ſelbſt mit dem Berengarius, es ſey aus bloßer Freundſchaft, oder aus Ueberzeugung, halte: und dieſer Verdacht habe ſich ſogar in Rom verbreitet, als der Brief ihm von einem Geiſtlichen aus Reims dahin nachgebracht worden. Der Pabſt habe davon gehört; und weil

---

tales literas destinaveris, putantibus multis me fovere ac favere quae a te dicerentur, vel gratia qua te diligerem, vel fide qua re vera ita esse non dubitanter tenerem. Igitur cum a quodam Remensi clerico Romam perlatas recitator legeret, intellecto quod Joannem Scotum extolleres, Paschasium damnares, communi de Eucharistia fidei adversa sentires, promulgata est in te damnationis sententia privans te communione sanctae Ecclesiae, quam tu privare sancta ejus communione satagebas. Post haec praecepit Papa, ut ego surgerem, pravi rumoris a me maculam abstergerem, fidem meam exponerem etc. Cap. IV. p. 234. Edit. Dach.

er eben ein Concilium um sich versammelt gehabt, so sey der Brief öffentlich verlesen, und die darin geäußerte Meynung einmüthig verdammt worden; er selbst aber habe, auf päbstlichen Befehl, auftreten und die reine Lehre der Kirche, zu seiner eigenen Rechtfertigung, dagegen erhärten müssen."

Was nun den Brief selbst anbelangt, welcher alle das Unheil angestiftet haben soll: so hat Lanfrancus nicht für gut befunden, ihn uns mitzutheilen. Aber Dacherius hat, aus einer Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Paris, einen Brief des Berengarius an den Lanfrancus bekannt gemacht, welchen er für den nämlichen hält. *) Er ist so kurz, und jedes Wort desselben verdienet in Absicht dessen, was ich darüber zu sagen habe, erwogen zu werden, daß ich ihn gar wohl hier ganz einrücken kann, und muß.

FRATRI LANFRANCO BERENGARIUS.

Pervenit ad me, Frater Lanfrance, quiddam auditum ab Ingelranno Carnotensi, in quo dissimulare non debui ammonere dilectionem tuam. Id autem est, displicere, tibi, immo haereticas habuisse sententias Joannis

*) In Notis et Observ. ad vitam Lanfranci p. 22.

Scoti de Sacramento altaris, in quibus dissentit a suscepto tuo Paschasio. Hac ergo in re si ita est, Frater, indignum fecisti ingenio, quod tibi Deus non aspernabile contulit, praeproperam ferendo sententiam. Nondum enim adeo sategisti in scriptura divina cum tuis diligentioribus. Et nunc ergo, Frater, quantumlibet rudis in illa scriptura vellem tantum audire de eo, si opportunum mihi fieret, adhibitis quibus velles, vel judicibus congruis, vel auditoribus. Quod quamdiu non fit, non aspernanter aspicias quod rico. Si haereticum habes Joannem, cujus sententias de Eucharistia probamus, habendus tibi est haereticus Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, ut de caeteris taceam.

Dem Dacherius sind, in seiner Meynung von diesem Briefe, die gelehrtesten Männer der katholischen Kirche ohne Bedenken gefolgt. De Roye schloß so: aus dem Briefe, welcher auf dem Concilio vorgelesen ward, ersahe man, daß Berengarius dem Johannes Scotus beitrete, daß er den Paschasius verdamme, und daß er einen andern Glauben von dem Abendmahle habe, als den gemeinen Glauben der Kirche; diese drei Punkte sind auch aus gegenwärtigem Briefe zu ersehen; folglich ist dieser jener, und jener dieser. Coffartius billigte diesen Schluß, und bestätigte ihn noch durch die Vergleichung mit einer Stelle aus dem Briefe des Berengarius an den Ascelinus, die freilich sehr entscheidend

ist. *) Ich übergehe den Du Pin, **) und andere, welche gleich ihm die Entdeckung des Dacherius stillschweigend billigen, indem sie dieselbe nutzen.

Der einzige Mabillon erkannte hierbei eine Schwierigkeit, die allerdings so groß ist, daß man sich wundern muß, wie sie von allen seinen Vorgängern hat können übersehen werden. Wenn nämlich schon die vom De Roye und Coffartius angeführten Merkmahle eintreffen, so ist doch noch ein anderes, und gerade das wichtigste Merkmahl übrig, welches auf den vom Dacherius bekannt gemachten Brief schlechterdings nicht passen will. Ich meyne den Verdacht, welcher aus dem Briefe des Berengarius wider die Rechtgläubigkeit des Lanfrancus selbst, soll entstanden seyn. Einen solchen Verdacht, sagt Mabillon, hat der gegenwärtige Brief dem Lanfrancus nicht zuziehen können, weil ausdrücklich darin gesagt wird, daß Lanfrancus der Meynung des Berengarius nicht gewesen, und daß er sie sogar als ketzerisch verworfen habe. Folglich, urtheilet Mabillon, müsse es ein anderer Brief gewesen seyn, welcher in dem Concilio verlesen worden; und dieses sey ohne Zweifel der frühere gewesen,

*) Conciliorum T. XII. p. 1430.

**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 7.

welcher den Lanfrancus in der Normandie nicht gefunden. *)

Nun iſt zwar das letztere ganz ohne Grund. Denn aus den Worten des Lanfrancus erhellet im geringſten nicht, daß Berengarius zweimal an ihn, während ſeiner Abweſenheit aus der Normandie, geſchrieben habe, ſondern der Brief, welcher ihn in der Normandie nicht fand, iſt eben der, welcher von da nach Reims geſchickt, und von Reims ihm nach Rom gebracht wurde; wie

*) Ante has literas Berengarius ad Lanfrancum alias, ut videtur, priores perferendas tradiderat cuidam nuntio, qui, Lanfranco in Normannia minime reperto, eas aperuit, et quibusdam legendas praebuit. Hinc, ut sunt proni ad sinistra judicia mortales, non deterior de Berengario ipso, quam de Lanfranco orta opinio, quasi hic eadem cum illo sentiret, quod praedictae epistolae convenire non potest, in qua Lanfrancus a Berengario dissentire aperte dicitur: adeoque necesse est, alias admittere Berengarii ad Lanfrancum priores literas, in quibus amice cum eo de suo errore agebat. Mabillon Act. Sanctorum Ord. Bened. Saec. XI. Part. II. Praef. §. 13.

solches eben der Benediktiner, mit welchem ich mich in meinem Vorigen herumgestritten, sehr wohl zeiget. *) Aber dem ungeachtet bestehet der Einwurf des Mabillon in aller seiner Stärke: und entweder ist es nicht wahr, daß Lanfrancus selbst durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden, oder der Brief, durch welchen er es ward, ist nicht der, welchen wir vor uns haben.

Daß Mabillon sich lieber an die letzte Folge halten wollte, als an die erste, ist natürlich. Wie hätte er die erste mit der Verehrung reimen können, die er gegen einen Heiligen seiner Kirche zu haben schuldig war? Der heilige Mann sagt es ja selbst, daß seine eigene Orthodoxie durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden: wie sollte nicht alles wahr seyn, was so ein heiliger Mann sagt?

Und dennoch ist es nicht wahr! Es war ein bloßer Vorwand, den dem Lanfrancus zu brauchen beliebte: und Berengarius unterläßt nicht, diesen Vorwand in unserm Manuscripte geradezu für das, was er war, für eine Lüge, zu erklären. Denn freilich war der vor uns liegende Brief eben der, der in dem Concilio verlesen worden. Berengarius hatte ihn seiner Antwort ganz eingerückt. Leider zwar auf den ersten Blättern, welche verloren gegangen. Aber dem ungeachtet

*) Hist. lit. de la Fr. T. VIII. p. 265.

erhellet aus dem, was er in der Folge davon ſagt, unwiderſprechlich, daß wir uns unmöglich irren können, wenn wir den Brief bei dem Dacherius für den nämlichen, und für ſo authentiſch halten, als ob er aus den verlornen Blättern ſelbſt genommen wäre. Eben das alſo, wodurch er dem Mabillon verdächtig werden wollen, iſt das, was ihn am allerkenntlichſten machen muß. Mabillon ſagt, daß durch dieſen Brief Lanfrancus ſelbſt unmöglich in Verdacht gerathen können; eben dieſes ſagt auch Berengarius von dem, welchen er eingerückt hatte: folglich iſt es gewiß, daß ſie beide einen und eben denſelben meynen.

Hier ſind die Stellen aus dem Manuſcripte ſelbſt, welche das gut machen werden, was ich geſagt habe. Es iſt, wie Sie wiſſen, überall Lanfrancus, mit dem Berengarius redet.

„Quod meum ad te scriptum sententias habuisse de corpore et sanguine Domini dicere voluisti, indignissime tua veridicitate scripsisti, quia nullas de corpore tibi Christi et sanguine sententias in scripto illo proposui, quod ut manifestum fiat, ad scriptum illud, quod jam scripto isti inserui, qui voluerit recurrat.“

Und nicht weit darauf:

„Saepius me de falsitate tua scriptum tuum compellit, ut loquar. Qua enim

fronte scribere potuisti suspicionem contra te de meo ad te scripto potuisse oriri? Admonebat te scriptum illud meum, praeproperam contra Joannem Scotum te tulisse sententiam, et ut de eo mecum agere dignareris secundum scripturas. Nec sani ergo capitis fuit, aliquid contra te suspicari de scripto illo, in quo ego reprehenderam, quod omnes, ut scribis, te fecisse approbabant. Denique legat scriptum illud qui voluerit, et nihil constantius reputare valebit, quam non potuisse oriri de te suspicionem, quae de me orta fuerat per scriptum illud."

Ich fürchte nicht, aus diesen Stellen das geringste mehr geschlossen zu haben, als die dürren Worte besagen. Noch weniger fürchte ich, daß man den ganzen Umstand für zu unerheblich halten werde, als daß er eine so besondere Erörterung verdiene. Wenigstens fürchte ich dieses von denen nicht, welche wissen, was für Kleinigkeiten es öfters sind, die gerade das meiste Licht auf den Charakter eines Mannes werfen. Hat aus dem Briefe des Berengarius kein Verdacht gegen den Lanfrancus entstehen können: so ist auch keiner daraus entstanden. Ist keiner daraus entstanden, und Lanfrancus versichert es dem ungeachtet: so wissen wir nun schon, was der gute Mann damit will. Der Kniff muß alt seyn unter den Ketzermachern; und sie müssen sich sehr wohl dabei zu befinden glauben: denn so alt er ist, so üblich ist er unter ihnen noch. Immer wollen sie

die grauſamen Anklagen, durch welche ſie ihres Nächſten Ehre und Wohlſtand und Leben in die äußerſte Gefahr ſetzen, für nichts als unumgängliche Selbſtvertheidigung gehalten wiſſen. Ohne dieſe würden ſie gern geſchwiegen, es gern ihrem Gott nur in der Stille geklagt haben, wie ſehr ſeine heilige Wahrheit gekränkt und verläſtert werde: aber ihr eigener guter Leumund wird darüber verunglimpft; ihr eigener Glaube, deſſen Licht ſie vor aller Welt leuchten zu laſſen ſo verbunden ſind, wird darüber verdunkelt: nun müſſen ſie auftreten, und müſſen reden, und müſſen vor Gott und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden, ſie die Irrthümer ihres ihnen ſonſt ſo lieben Nächſten, ihres Bruders in Chriſto, finden.

Es wäre ſchlimm, wenn aus der folgenden Unterſuchung über die Zeit,

2. wann eigentlich Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen,

die Heuchelei des Lanfrancus noch ſchwärzer und verhaßter erſcheinen ſollte.

Der Brief des Berengarius war kurz vor, oder während der Kirchenverſammlung geſchrieben, welche zu Reims in den letzten Monaten des

Jahres 49 gehalten wurde: denn er ward dem Lanfrancus, welcher sich mit darauf befand, dahin nachgeschickt. Lediglich auf diesen Brief ward denn auch der Steller desselben, in dem nächstfolgenden Jahre, zu Rom und Vercelli verdammt. Lanfrancus sagt zwar, daß zu Vercelli die Lehre des Berengarius der Kirchenversammlung vorgelegt worden, welches aus dem bloßen Briefe nicht wohl geschehen können, und daher andere authentische Schriften sollte voraussetzen lassen. Allein, was Berengarius dem Lanfrancus hierauf, in unserm Manuscripte antwortet, ist höchst merkwürdig; nämlich:

„Quod sententiam meam scribis Vercellis in consessu illo expositam: dico de rei veritate et testimonio conscientiae meae, nullum eo tempore sententiam meam exposuisse, quia nec mihi eo tempore tanta perspicuitate constabat, quia nondum tanta pro veritate eo tempore perpessus nondum tam diligenti in scripturis consideratione sategeram.“

Was meynen Sie? Wenn wir einer so feierlichen Versicherung glauben dürfen; — und ich wüßte nicht, warum wir nicht dürften? — wenn es wahr ist, daß in dem Jahre 50 schlechterdings kein Mensch die Lehre des Berengarius vortragen können, weil er sie noch selbst nicht aufs reine gebracht hatte, weil er sich noch selbst um den Gegenstand derselben so genau nicht bekümmert hatte, als ihn die Verfolgungen, die er nachher darüber

darüber erdulden mußte, zu thun nöthigten: wie wird es um die ſtehen, welche ſo zuverläſſig wiſſen wollen, daß er weit früher angefangen habe, ſeine Ketzerei zu verbreiten und ihr durch Ueberredung und Beſtechung Anhänger zu verſchaffen?

Ich übergehe die elende Fabel, daß Berengarius eine beſondere Neigung zur Heterodoxie ſchon als Schüler des Biſchofs Fulbert zu Chartres verrathen habe, und daß der ſterbende Fulbert ihn nicht vor ſeinen Augen leiden wollen, weil er einen Teufel ihm nachtreten geſehen. Wenn das geringſte davon wahr wäre, ſo würde ſein geweſener Mitſchüler, Ihr Adelmann, gewiß nicht unterlaſſen haben, in ſeinem Briefe es ihm vorzuhalten. Einigen Schriftſtellern zu Folge, ſoll Adelmann das auch wirklich gethan haben, und Natalis Alexander ſchreibt ausdrücklich: Saepe adolescentem petulantis ingenii et ad novitates propensi Praeceptor sanctissimus hortabatur, ne a via regia, hoc est ab Apostolica fide et SS. Patrum doctrina deflecteret, ut Adelmannus testatur in Epistola ad ipsum data. *) Aber wie muß dieſer Mann geleſen haben? Sie haben den Brief des Adelmann gewiß aufmerkſamer geleſen, und wiſſen, daß die Ermahnung des Fulbert, auf dem ein-

*) Diss. select. ad Hist. Eccles. Saeculi XI. et XII. prima, art. 1.

mal gebahnten Wege zu bleiben, seinen Schülern überhaupt, nicht aber dem Berengarius insbesondere, gegolten. Hätte sie die geringste besondere Beziehung auf den Berengarius gehabt: so würde, wie gesagt, Adelmann sicherlich sich dieses Vortheils gegen ihn da nicht begeben haben, wo er ja wohl eines ganz besondern Eindruckes fähig gewesen wäre.

Auch bei dem Baronius brauche ich mich nicht zu verweilen, nach welchem Berengarius durch seine Ketzerei bereits im Jahre 1035 Unruhen soll erregt haben. Denn daß dieses falsch sey, haben Natalis Alexander und Ant. Pagi aus eigenen anderweitigen Nachrichten des Baronius gezeigt; und es ist nur zu verwundern, wie Basnage dem Baronius so blindlings nachschreiben können. *)

Aber Pagi selbst nimmt dafür das Jahr 45 an, in welchem die Ketzerei des Berengarius zuerst ausgebrochen sey; und gründet sich desfalls nicht sowohl auf die Zeugnisse verschiedener Geschichtschreiber, an deren Genauigkeit sich noch wohl zweifeln ließe, als vielmehr auf die mit diesen Zeugnissen übereinstimmende Berechnung, welche sich aus dem Briefe des Adelmann anstellen läßt. Und diese ist es, welche hier in nähere Erwägung gezogen zu werden verdienet.

*) Hist. de l'Eglise T. I. p. 1396. §. 10.

Sie erinnern ſich, daß man aus den Worten des Adelmann, Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor, ſchließen zu dürfen glaubt, daß er noch der Schule zu Lüttich vorgeſtanden, als er ſeinen Brief an den Berengarius geſchrieben. Sie erinnern ſich, daß man als unſtreitig annimmt, Biſchof zu Brescia ſey er in dem Jahre 48 geworden. Hieraus würde nun freilich folgen, daß auch der Brief längſtens in dieſem Jahre, wo nicht noch vorher, geſchrieben worden; und da es in demſelben ſo gar heißt, daß bereits zwei Jahre vorher der Ruf von der irrigen Lehre des Berengarius dem Adelmann zu Ohren gekommen; ſo würde eben ſo unſtreitig weiter folgen, daß Berengarius ſchon gegen 45 damit Aufſehen gemacht habe. Wäre nun aber dieſes, wie würde es um ſeine Verſicherung ſtehen, daß vor 50 keinem Menſchen ſeine wahre Meynung bekannt geweſen? Müßte er nicht entweder hiermit die Unwahrheit geſchrieben haben, oder leichtſinnig genug geweſen ſeyn, eine Lehre zu behaupten und auszubreiten, die er ſelbſt noch nicht hinlänglich unterſucht hatte?

Ich denke nicht, daß eins von beiden nothwendig folgt. Er kann gar wohl vor 50 eine Meynung geäußert haben, welche den blinden Anhängern des Paſchaſius ärgerlich war. Aber es war bis dahin nicht ſowohl ſeine eigene Meynung, als die Meynung des Scotus. Denn ſo viel Uebergewicht als damals auch ſchon die Lehre des

Paschasius mochte gewonnen haben: so war sie doch noch durch keinen Schluß der Kirche für die einzig wahre erkannt worden. Die Lehre des Scotus war noch unverworfen; und es mußte einem jeden Gliede der Kirche noch frei stehen, sich für die eine oder für die andere zu erklären. Auch thut Berengarius in dem Briefe an den Lanfrancus selbst weiter nichts, als daß er, zu Folge dieser Freiheit, den Lanfrancus vor Uebereilung und eigenmächtiger Verdammung eines Mannes warnet, in welche die unsträflichsten Väter der Kirche mit verwickelt werden könnten.

Sie werden sagen: „alles das, so befriedigend es auch immer seyn möge, könne doch nur für den Brief des Adelmanns befriedigen; aber diesen Brief habe Berengarius nicht ohne Antwort gelassen; beträchtliche Fragmente von dieser Antwort wären vorhanden; und diese Fragmente wenigstens widersprächen der angezogenen Versicherung ihres Verfassers, daß bis zur Kirchenversammlung zu Vercelli, sie selbst eingeschlossen, niemand von seiner Meynung hinlänglich unterrichtet gewesen; angesehen in diesen Fragmenten im geringsten nicht von der Meynung des Scotus, sondern von der eigenen Meynung des Berengarius die Rede sey, die er sowohl durch Schlüsse, als durch Stellen aus den Vätern zu behaupten suche."

Recht; Sie setzen nämlich voraus — Doch ehe ich es vergesse! Es ist ohne Zweifel ein bloßes

Versehen Ihres Setzers, oder Abschreibers, mein Freund, daß nur gedachte Fragmente, in Ihrer Ausgabe, als ein einziges fortlaufendes Fragment gedruckt worden. Martene und Durand hatten sie nicht nur in bloßen Absätzen drucken lassen, sondern die Absätze selbst noch durch die Worte Idem infra von einander getrennt: und diese Worte sind es, welche ich ungern bei Ihnen vermisse. Nicht so wohl deswegen, weil man ohne sie nun leicht einen Zusammenhang suchen möchte, wo keiner seyn soll: als vielmehr deswegen, weil ohne sie dem Leser so leicht nun nicht eine Frage beifallen kann, die nicht so ganz für die lange Weile seyn dürfte. Nämlich die: das Manuscript, aus welchem Martene und Durand ihre erste Ausgabe besorgten, enthielt es ebenfalls nur die mitgetheilten Fragmente aus der Antwort des Berengarius? oder enthielt es diese Antwort ganz? Wenn gleichfalls nur die mitgetheilten Fragmente; warum sagte man uns das nicht deutlich? Wenn die Antwort ganz: warum erhielten wir sie nicht ganz daraus? Was für Recht hatten diese Benediktiner, das Uebrige zu unterdrücken? In welchem Verdachte müssen uns solche Unterdrückungen bestärken? Ich habe diese unangenehme Saite schon einmal berühren müssen. *) Nun wäre es leicht möglich, daß das, was sie so zurückgehalten, gänzlich aus der Welt wäre: denn das Manuscript, welches sie brauchten, wird ohne Zweifel zu Gem-

*) In dem zweiten Briefe, oben S. 33.

blou mit verbrannt seyn. Aber wieder in das Geleise. —

Sie setzen, sage ich, voraus, — daß, wenn man das Datum eines Briefes wisse, man in dem Dato der Antwort nicht eben sehr weit fehlen könne; daß also, wenn der Brief des Adelmanns vor 48 geschrieben worden, die Antwort des Berengarius wohl schwerlich erst 50, und später, werde erfolgt seyn. Gleichwohl, so natürlich diese Voraussetzung ist, so muß sie doch hier einem unstreitigern Beweise nachstehen. Der Brief des Adelmanns mag geschrieben seyn, wenn er will: die Antwort des Berengarius ist gewiß erst nachher geschrieben, als er mit dem Lanfrancus bereits in Streit gerathen war. Dieses ist aus den Worten unwidersprechlich: Adversarii ergo, vulgus, et cum vulgo insanientes, Paschasius, Lanfrancus et quicumque alii ita causam intendebant; panem et vinum, per corruptionem vel absumtionem sui, in particulam carnis Christi sensualiter transire et sanguinis. Wie hätte Berengarius des Lanfrancus hier, und auf solche Weise, gedenken können, wenn er nicht bereits jenen Brief an ihn geschrieben gehabt hätte, vor welchem er noch kaum wußte, wie sehr abgeneigt Lanfrancus von der bessern Meynung des Scotus sey? Hatte er aber jenen Brief bereits geschrieben: so ist seine Antwort an den Adelmann auch zuverlässig später, als die Kirchenversammlung von Vercelli, in welcher man ihn wegen einer Meynung verdammte, von der, wie er versichert, noch kein

Menſch wiſſen konnte, ob es ſeine Meynung ſey, oder nicht. Nur durch dieſe, und die kurz vorhergegangene Römiſche Kirchenverſammlung, lernte Berengarius ſelbſt den Lanfrancus erſt recht kennen; und wenn er einige Monate vorher noch zweifelte, ob es auch wahr ſey, was ihm Ingelrannus aus Chartres von deſſen Geſinnungen erzählt hatte: ſo wird er ihn gewiß nicht noch früher zu dem blödſinnigen, raſenden Pöbel gerechnet haben, wie er in der Antwort an den Adelmann thut.

Ob nun aus dem ſo beſtimmten ſpätern Dato dieſer Antwort, auch auf das ſpätere Datum des Briefes ſelbſt, müſſe zurückgeſchloſſen werden, will ich nicht zu entſcheiden ſuchen. Geſetzt, es müßte: ſo würde höchſtens nur das Jahr, wenn Adelmann Biſchof zu Brescia geworden, dadurch zweifelhaft werden. Denn jeder andere Grund, warum Adelmann nicht nach der Verdammung des Berengarius zu Vercelli könne geſchrieben haben, iſt ſo viel als keiner. Man fragt z. E. ob er ihn auch wohl ſodann noch sancte Frater angeredet haben würde? Sancte nun wohl nicht; als welches Sie ſelbſt für den Zuſatz eines Abſchreibers erkennen: aber Frater doch ohne Zweifel. Denn Frater nennet ihn ja auch Aſcelinus in einem Briefe, der ſicherlich nach den erſten Kirchenverſammlungen geſchrieben war, die den Berengarius verdammet hatten.

Und ſo, dächte ich, wäre die Verſicherung des

Berengarius, von welcher die Rede ist, gegen alle ihr entgegen stehende Behauptungen gerettet. Nun setze ich noch einen positiven Umstand hinzu, der es schlechterdings unglaublich macht, das Berengarius schon vor 50 als ein Ketzer bekannt gewesen.

Nämlich; wenn es nicht wahr ist, was Berengarius von sich versichert, daß die Kirchenversammlung zu Vercelli von seiner Meynung über das Abendmahl nichts wissen können, weil er noch selbst keine gehabt, die er sein eigen nennen können; wenn es im Gegentheil wahr ist, daß schon lange vorher der Ruf von seiner Ketzerei sich nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien, und sogar in Deutschland, wie Adelmann sagt, verbreitet: wie kam es, daß sie auf keiner frühern Kirchenversammlung gerüget ward? Wie kam es, daß besonders auf der zu Reims, bei welcher Leo der Neunte selbst zugegen war, ihrer nicht im geringsten gedacht ward? Man sage nicht, daß die mit andern Dingen beschäftiget gewesen. In dem Eingange ihrer Verhandlungen, welche Baronius bekannt gemacht, heißt es ausdrücklich, daß auch de quibusdam haeresibus, quae in eisdem pullulaverant partibus, die Rede seyn sollen; und bei Anführung der von ihr gefaßten Schlüsse heißt es wiederum: Et quia novi Haeretici in Gallicanis partibus emerserant, Papa eos excommunicavit, illis additis qui ab eis aliquod munus vel servitium acciperent, aut quodlibet defensionis patrocinium illis impen-

derent. *) Es hat auch an Gelehrten, der Römischen Kirche selbst, nicht gefehlt, welche wohl empfunden, wie schließend das Stillschweigen dieser Kirchenversammlung zu Reims sey. Boulaus ist nahe daran, den ganzen Schluß zuzugeben: und die einzige Wendung, mit welcher er ihm noch auszuweichen glaubt, ist so gezwungen, daß man ihr seine Verlegenheit dabei nur zu sehr ansieht. **) Cum in actis, sagt er, concilii Remensis nulla videatur facta fuisse mentio Berengarii, credibile est tum nondum plane doctrinam illam extra scholas prodisse, aut si quid de ea relatum est, Leonem noluisse agitari, ne si corruptissimis Ecclesiasticorum temporibus illa quaestio publice moveretur, plurimos inveniret fautores praesertim in Francia, ubi disciplina plurimum elanguerat. Dieser Bedenklichkeit, welche er dem Leo leihet, sie möchte nun zu billigen seyn oder nicht, widerspricht Lanfrancus selbst, wenn er mit deutlichen Worten sagt, daß die Ketzerei des Berengarius erst nach der Kirchenversammlung zu Reims dem Pabste zu Ohren gekommen, als er das Jahr darauf ein neues Concilium zu Rom um sich versammelt gehabt. Leo wollte sie also zu Reims nicht vertuschen: sondern er hatte schlechterdings

*) Hard. Concil. T. V. P. I. p. 1002 et 1007.

**) Hist. Univers. Paris. T. I. p. 416.

von ihr noch nichts gehört, und das erste, was er davon erfuhr, erfuhr er aus dem Briefe an den Lanfrancus. Hierdurch wird auch alle Vermuthung abgeschnitten, ob sich nicht unter den zu Reims verdammten Ketzereien, deren keine eigentlich benennet wird, die Ketzerei des Berengarius wirklich mit befunden. Denn wenn sie schon in den geschriebenen Verhandlungen nicht namentlich vorkommen müssen: so hätte sie doch namentlich müssen verdammt seyn; und auch dann hätte Lanfrancus nicht sagen können, daß sie erst das Jahr darauf zu Rom vor den Päbstlichen Stuhl gebracht worden, und die Gelegenheit dazu der eigene Brief des Berengarius gegeben habe.

Kurz; so gewiß es ist, daß in diesem Briefe nichts vorgekommen, wodurch Lanfrancus selbst verdächtig werden können: eben so gewiß möchte nun wohl auch erhellen, daß der nämliche Brief das erste und einzige war, was Berengarius zur Zeit noch über die streitige Materie geschrieben hatte. Gleichwohl aber diese erste und einzige Schrift, in welcher nichts bestimmt wird, in welcher blos zu einer vertrauten Unterredung eingeladen wird, in welcher blos, bis zu deren Ausgange, vor übereilten und stolzen Entscheidungen gewarnet wird; — gleichwohl diese freundschaftliche, bescheidene, schmeichelnde Schrift so hämisch zu einer förmlichen Anklage zu machen! o heiliger Lanfrancus! wenn du dir das erlauben konntest, — bitte für mich nicht!

Das war es denn auch, wodurch ich besorgte,

daß das Betragen des Lanfrancus noch ſchwärzer erſcheinen dürfte. Aber ich komme

3. auf die Kirchenverſammlung zu Rom, unter Leo dem Neunten,

nun ſelbſt; und wenn ja zur Entlarvung des Heuchlers noch etwas gefehlt hat, ſo wird es ſich hier finden.

Als Lanfrancus zu Rom war, wohin ihm der Brief des Berengarius nachgeſchickt ward, was machte er daſelbſt? was waren ſeine Verrichtungen damals zu Rom? Dieſe Frage iſt mehrern eingefallen, als mir; und die meiſten antworten darauf: das wiſſen wir nicht. Nur hier und da hat es einer zu errathen geſucht, der vielleicht fühlte, daß es für den Lanfrancus doch wohl gut wäre, wenn man es wüßte, um auch hierdurch einem Verdachte vorzubeugen, den er ſelbſt ſo gern von ſich ablehnen wollen.

De Roye wollte uns glauben machen, Lanfrancus ſey damals in Angelegenheiten ſeines Herzogs zu Rom geweſen; nämlich des Herzogs Wilhelm von der Normandie, welcher eine zu nahe Blutsverwandte geheirathet hatte, und darüber mit ſammt ſeinem Lande in den Päbſtlichen Bann gerathen war. Eine verwirrte Stelle in der Chronik von Bec hatte, ohne Zweifel, den De Roye verführt. Aber ſchon Du-

bois, *) und nachher Coffartius, **) haben ihn desfalls widerlegt; und es ist unläugbar, daß jene Angelegenheit unter Nikolaus dem Zweiten sich ereignet. Zu ihrem Behufe that Lanfrancus eine zweite Reise nach Rom; und hier ist nicht von seiner zweiten, sondern von seiner ersten die Rede.

Mein Benediktiner konnte in diesen Fehler nicht fallen. Um jedoch auch den Lanfrancus nicht das erstemal nach Rom reisen zu lassen, blos um wieder zurückreisen zu können, hat er eine andere Muthmaßung erhascht, die ihn so glücklich und sicher dünkt, daß er sie ganz in dem Tone einer ausgemachten Wahrheit vorträgt. ***) „Der „Brief des Berengarius," sagt er, „wurde nach „der Normandie geschickt, wo er aber den Lan-

*) Lanfrancus hoc anno Romam venerat, et inter plures monachos, qui aderant Concilio, astitit. Nondum ille Beccensis Abbas erat, qua vero occasione Romam venerit, haud dixero. Certe non interdicti Nortmanniae causa perrexisse Romam certum est, cum ea causa non ad Leonem IX. sed ad Nicolam PP. pertineat. Dubois Hist. Eccles. Paris. T. I. p. 670.

**) Coleti Conciliorum, T. XI. p. 1428.

***) Hist. lit. de la Fr. T. VIII. p. 265.

„francus nicht fand. Lanfrancus hatte ſich „auf das Concilium nach Reims verfügt, welches „im Anfange des Octobers 1049, unter dem eige„nen Vorſitze Pabſt Leo des Neunten, gefeiert „ward. Dieſes iſt ein Factum, welches allen Ge„ſchichtſchreibern des Lanfrancus entwiſcht iſt, „gleichwohl ganz natürlich aus dem folget, was „Lanfrancus ſelbſt in dem dreizehnten ſeiner „Briefe erzählt. Er berichtet uns darin ausdrück„lich, daß er ſich in dem Gefolge dieſes Pabſtes „befunden, als er auf ſeiner Rückreiſe durch Loth„ringen die Kirche zu Remiremont eingeweihet. „Und ſeht, (voilà!) das war die wahre Urſache „ſeiner erſten Reiſe nach Rom, die bis auf dieſen „Augenblick unbekannt geblieben."

Und ſeht, das iſt wieder ein Freundſchaftsſtück, wie es nur immer ein todter Benediktiner von einem lebendigen erwarten kann! Ich will dem ſinnreichen Manne die Marſchroute, die er dem Lanfrancus nachzeichnet, nicht ſtreitig machen; er ſcheinet ihm nicht unglücklich nachgeſpürt zu haben: Lanfrancus mag immer von Bec nach Reims, von Reims nach Remiremont, und von Remiremont weiter mit dem Pabſte nach Rom gereiſet ſeyn. Aber wenn wir wiſſen, wie er gereiſet iſt, wiſſen wir darum auch, warum er gereiſet iſt? Die Einweihung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reiſe mit anſahe. Aber die Abſicht ſeiner Reiſe konnte ſie doch gewiß nicht ſeyn. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bei der Einweihung einer Kirche in Lothringen zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas

dabei zu thun gehabt: warum von da nicht wieder nach Hause, in sein Kloster? Warum weiter mit dem Pabste nach Rom? Die Wahrheit zu sagen, ich weiß schon nicht, was Lanfrancus auf dem Concilio zu Reims zu thun gehabt. Er war noch nicht Abt von Bec. Wenn er also nicht eigene Angelegenheiten daselbst hatte: im Namen seines Klosters brauchte er nicht da zu seyn.

Aber wie, wenn er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? wenn diese eigene Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des Berengarius gewesen wären? Wie, wenn wir annähmen, er habe den Brief des Berengarius schon zu Bec erhalten; er habe sich sogleich entschlossen, seine Anklage auf diesen Brief zu gründen; er sey damit nach Reims auf das Concilium gereiset, aber zu Reims habe er nicht für gut befunden, damit heraus zu rücken, es sey nun, weil er unter der daselbst versammelten Geistlichkeit zu viele bemerkt, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus, als Paschasius hielten, oder weil ihm Berengarius selbst noch zu nahe war, zu geschwind selbst bei der Hand seyn könnte, sich mündlich zu vertheidigen; er sey also von Reims dem Pabste nachgefolgt, in der Versicherung, mit einem Pabste eher fertig zu werden, als mit einem Concilio; er habe nach Rom den Brief sich nachbringen lassen, mit allerlei darüber ausgesprengten ihm selbst nachtheiligen Auslegungen; er selbst habe unter der Hand zu Rom über diesen Brief des Redens und des Aergernisses so viel zu machen gewußt, bis endlich der Pabst davon gehört, bis

der Pabſt ihm ſelbſt eine Erklärung darüber abgefodert, und ſo die erſte Flamme ausgebrochen? Wie wenn wir dieſes annähmen? Wäre es denn ſo etwas ganz unerhörtes, daß der zuerſt Feuer geruſen, welcher das Feuer ſelbſt angelegt? Und was darf man ſich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertappt hat? —

Erwarten Sie indeß nicht, daß ich dieſen Plan von Verfolgung und Tücke mit Stellen aus unſerm Manuſcripte belegen werde. Dergleichen hätten müſſen bald im Anfange vorkommen, welcher verloren gegangen. Aber dafür habe ich einen andern Gewährsmann aufzuſtellen, welcher hier wohl noch glaubwürdiger iſt, als Berengarius ſelbſt. Es iſt der eigene Biograph des Lanfrancus, Milo Criſpinus, der kurz nach dem Lanfrancus in dem nämlichen Kloſter zu Bec lebte.

Man fragt, und zerfragt ſich, in welcher Abſicht Lanfrancus das erſtemal nach Rom gereiſet; man antwortet bald das, bald jenes, bald gar nichts: und wie? Hat man denn auch ſchon ſeinen Biographen darüber vernommen? Oder ſoll das Zeugniß deſſelben nichts gelten? Hat dieſes Zeugniß noch niemand bemerkt? Oder hat es niemand bemerken wollen? Was ſagt Milo Criſpinus? *) Lanfrancus iterum Romanum

*) Cap. III. p. 5. Edit. Dach.

Papam adiit, nämlich in obgedachter Angelegenheit seines Herzoges, jam enim antea Romam petierat causa cujusdam clerici nomine Berengarii, qui de Sacramento altaris aliter dogmatizabat quam Ecclesia tenet. Kann etwas ausdrücklicher gesagt werden? Romam petierat causa Berengarii! Heißt das etwa nur: auch beschäftigte ihn in Rom die Sache des Berengarius? Oder heißt es nicht unwidersprechlich: er reisete eigentlich darum hin? Es ist wahr, kurz darauf scheinet Milo Crispinus sich zu widersprechen, wenn er von eben derselben ersten Angelegenheit des Lanfrancus zu Rom sagt: at tum forte Lanfrancus ad urbem profectus erat. Aber wer versichert uns, wo sich dieses forte herschreibt? Sollte dieses einzige Wort, welches sehr leicht eingeschoben seyn kann, eine vollständige Enunciation, welche es nicht seyn kann, Lügen strafen? Und wenn es sich auch von dem Crispinus selbst herschriebe: so könnte es doch für weiter nichts, als eine unschickliche Einlenkung angesehen werden, um die Sache nunmehr, so viel möglich nach dem eigenen Sinne und mit den eignen Worten des Lanfrancus zu erzählen.

Ich habe kurz vorher einer verwirrten Stelle in der Chronik von Bec gedacht, welche ohne Zweifel den De Roye verführt habe. Sie lautet so: *)

Qua-

*) Edit. Dach. p. 3.

Quapropter (nämlich ebenfalls in Abſicht, ſeinen Herzog von dem Päbſtlichen Banne zu befreien) Lanfrancus Romam adiit, quamvis iturus esset occasione cujusdam haeretici Berengarii: et tunc praesidebat Leo octavus: et etiam ut ageret pro Duce Normannorum et uxore ejus. Igitur locutus est cum Papa Nicolao, et ostendit quod ejus sententia, videlicet interdictum, eos tantum gravabat etc. Handgreiflicher Unſinn, in Verwirrung, oder vielmehr Zuſammenſchmelzung zweier Päbſte und Zeiten! Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß die mit Curſiv gedruckten Worte eine Gloſſe ſind, die von dem Rande in den Text gekommen, wo es vielleicht geheißen: quam jam adierat semel occasione haeretici Berengarii; oder was Sie ſonſt für Chronikenlatein dafür ſetzen wollen. Und gleichwohl würde die Stelle auch ſo, wie ſie jetzt geleſen wird, noch mit dem Zeugniſſe des Criſpinus übereinſtimmen. Denn können Sie das Quamvis iturus esset occasione Berengarii anders verſtehen, als: „Er reiſet in Angelegenheiten ſeines Herzogs nach Rom, ob er ſchon ohnedies auch des Berengarius wegen dahin gereiſet ſeyn würde?"

Erſt alſo ſage man mir, warum beide dieſe Zeugniſſe nicht gültig ſeyn können, ehe man von mir weitere Beweiſe verlangt, daß Lanfrancus in der ausdrücklichen Abſicht nach Rom gereiſet, um den Berengarius der Ketzerei anzuklagen.

Setzen Sie dieses aber auch, wenn Sie wollen, als ganz unglaublich bei Seite, und betrachten Sie nur das übrige Betragen des Lanfrancus. Es sey, daß es der bloße Zufall war, welcher den Brief des Berengarius vor den Pabst brachte; es sey, daß Lanfrancus wirklich selbst darüber in einen Verdacht gerieth, den er durch die nachdrücklichste Vertheidigung der gegenseitigen Lehre zu vernichten, sich gemüßiget sahe: hätte man darum so weit gehen sollen, daß man nicht allein die Lehre des Scotus, sondern zugleich die Lehre des Berengarius verdammte, und nicht allein die Lehre verdammte, sondern zugleich mit eins den, der sie hegte, ohne die geringste Abmahnung, in den Bann that? Hätte dieses Lanfrancus zugeben sollen? Wer hätte mehr Recht gehabt, sich dawider zu setzen, als er? Wen würde man gewisser gehört haben, als ihn, wenn er sich dawider gesetzt hätte? Die Lehre des Scotus für irrig zu erklären, dazu mochte der Pabst immer Stoff und Macht haben. Das Buch lag da, worin Scotus diese Lehre behauptet hatte. Nach den Gründen, auf welche er sie gebauet, konnte er gerichtet werden. Aber woher wußte man denn, wie viel, oder wie wenig Berengarius von dieser Lehre annahm? Woher wußte man, daß er das, was er davon annahm, nicht mit andern und bessern Gründen unterstütze, als bey dem Scotus sich fanden? Aus dem Briefe an den Lanfrancus konnte man das wahrlich nicht wissen, und andere schriftliche Belege waren nicht vorhanden. Doch zugegeben, es habe sich aus dem Briefe allerdings ersehen lassen, daß seine Lehre in allen Stü-

cken die Lehre des Scotus ſey. Wohl, ſo konnte man freylich die eine in der andern verdammen; aber auch weiter nichts als die Lehre verdammen: und Berengarius ward zugleich excommunicirt! Wenn das nicht übereilt, wenn das nicht grauſam war: ſo iſt es nie in der Welt etwas geweſen. Denn, wie ſchon geſagt, die Lehre des Scotus war noch nie von der Kirche verworfen worden; und niemand konnte alſo geſtraft werden, weil er ihr bisher angehangen. Sollte ſie von nun an verworfen ſeyn: ſo konnten nur die fürs erſte mit Strafe bedrohet werden, die ihr weiter anhangen würden. Aber Berengarius ward nicht erſt bedroht, er ward Knall und Fall beſtraft: und eines Irrglaubens wegen beſtraft, der noch nie für einen erkläret worden. War hier der Geiſt der Unterweiſung und der Zucht, oder der Geiſt der Verfolgung und der Rache geſchäftig?

Sie können ſich leicht einbilden, daß Berengarius auch noch in unſerm Manuſcripte die bitterſten Klagen über dieſe ſchreiende Ungerechtigkeit führet. Wollen Sie hören?

„Quod promulgatam dicis in me damnationis sententiam, sacrilegae sancto illi tuo Leoni notam praecipitationis affigis. Injustum enim esse praescribunt tam humana jura quam divina, inauditum condemnari. Contra quod Spiritus sanctus, *maledicent illi, et tu benedices*; et b. Augustinus in libro de Verbo Do-

mini, *infusta vincula solvit justitia;* et b. Gregorius in quadam Homilia, *ipsa hac*, inquit *ligandi ac solvendi potestate se privat, qui hanc non pro subditorum moribus, sed pro suae voluntatis motibus exercet.* Maxime cum me Leo ille accersisset, donec certum fieret, utrum praesentiam ejus adire suffugerem, suspendenda fuit sententia, ut re vera cognosceret, quod falsissimum habet scriptum tuum, quaenam ego communi fidei adversa sentirem, ubi indignum te facis, ut jam dixi non semel, quod communem fidem communem dicis errorem. Exspectandum inquam fuerat, ut per me verbis audiret aut scriptis, quae ego in Johanne Scoto approbarem, quae in Paschasio, Corbeiensi Monacho, condemnarem.

Doch wer kann sich alles das nicht selbst denken? Lieber will ich Ihnen eine Stelle abschreiben, welche den Charakter Leo's des Neunten näher kennen lehrt. Denn freilich spielte der Pabst hier noch immer eine wichtigere Rolle, als Lanfrancus selbst. Wenn Lanfrancus hämtückisch genug war, eine so ungerechte Verdammung, so viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben: was mußte das für ein Pabst seyn, der sie ergehen ließ? Gerade so einer, wie er dazu nöthig war: menschengefällig, leichtsinnig, ungewiß mit sich selbst,

jedem Winde auf ihn ſtoßender Meynungen und Rathſchläge nach allen Seiten, zu allen Stunden, beweglich und richtbar. Zwar gehöret die Stelle, welche ihn ſo zeigt, eigentlich zu dem folgenden Concilio von Vercelli. Doch da ich von dieſem ohnedies genug zu ſagen habe, und ſie eben ſowohl der Schlüſſel von dem Concilio zu Rom iſt: ſo will ich ſie hier einrücken. Machen Sie ſich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu leſen, wovon die Geſchichtſchreiber der Kirche nur kaum murmeln. — Lanfrancus iſt ſtolz auf den allgemeinen Beifall, welchen ſein Vortrag bei dem Concilio erhalten habe; und hierauf antwortet ihm Berengarius:

„Dicens omnibus placuisse, quasi necessario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apostolici, et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis adfuisse scripsisti, Episcopus Vercellensis avunculo suo, Nobilium Papiae cuidam, sponsam suam publico flagitio abstulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Episcopi vesaniam zelo Domini suscitaverat corda. Nobilis ille Papiensis illatam sibi a Nepote sponsae praereptae injuriam ad Episcopos, ad apostolicum Leonem illum saepe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Episcopi flagitio obtinuerat. Sed

audito, quod affuturus esset Papa ille Vercellis, quae pertinerent ad Christi jura quantopere acturus, in multam spem respiraverat, quod tot Episcoporum, tot egregiarum personarum, tanto omnium conventu, saltim tunc a non animadvertenda tanta Apostolicus prohiberetur injuria. Spe ista ductus, conventui illi Vercellico Papiensis ille non defuit, nobilium conjugatorum, qui aderant, ad expostulandam injuriam suam zelum facile comparavit. Sed quanti istud? Apostolicus apud adulterum Vercellensem illum hospitium accepit, regalibus adulteri sumptibus per dies non paucos exceptus est, eadem domo, eodem non dubitans participare convivio, cum interim Papiensis pro illata sibi a Nocte injuria, foris, intus, in ecclesia, in congressibus omnia tentaret, omnibus, si forte apud Apostolicum pro tanto adulterio obtinerent, molestus esse non desisteret. Nihil effecit, etiam intacta ejus causa remansit. Nihilominus Papa idem, cum fuisset a quibusdam admonitus, quod faceret contra ecclesiasticas rationes, reordinare Episcopos et Presbyteros in Vercellensi illo concilio, a regia illa sua sede consurgens, omnes qui circum sedebant in medio positus

postulavit, Dominum pro eo, quod reordinasset, ut sibi indulgeretur orare. Et id quidem recte: sed tamen quanta laboraret indigentia pleni, quanta ageretur levitate, quam omni circumferretur vento doctrinae, paucis post diebus excursis, manifestum dedit. Romam enim reductum objurgatione adorti sunt hi, quorum consilio reordinationes fecerat, cur Vercellis contradictoribus illis ad non reordinandum cessisset; in errorem rediit, atque post ad voluntatem eorum, qui Romae fuerunt, maxime Humberti illius tui, reordinavit Episcopum Redonensem, Magnum nomine, Episcopum Lemovicensem incertum, cognomento Cabreolum, Abbatem quoque Rodonensem, nomine Pireneum, quos pro eo nominatim inserui, quia noti mihi erant et mecum de eo, quod Romae gestum fuit, ipsi egerant, ne quis me putet de opinione, non de rei veritate scripsisse. Nec de Papa illo Leone maledicendi voto haec refero, cum audierim ex Evangelio, *neque maledici regnum Domini possidebunt;* sed ut probabilius fiat eis, qui haec forte legerint, quod tanti facit illum Papam scriptum tuum, non de rei veritate, sed de mea tibi calumnia processisse. —

Es sind zwei verschiedene Punkte, welche in dieser Stelle dem Pabste zur Last fallen, und deutlich zeigen, was für ein schaler, leerer, veränderlicher Mann er gewesen, quanta indigentia pleni laboraverit, wie es Berengarius in seinem barbarischen, aber oft nachdrücklichen Lateine ausdrückt, und zu welcher ärgerlichen Nachsicht gegen das Laster ihn Menschengefälligkeit und kleine Bedenklichkeiten vermögen können. Der erste betrifft das Verbrechen des Bischofs zu Vercelli, und der zweite die Reordination.

Der Bischof zu Vercelli hieß Gregorius; und daß es keine aus der Luft gegriffene Verläumdung sey, was Berengarius hier von ihm erzählt, davon gewähret Hermannus Contractus die Versicherung, bei welchem es unter dem Jahre 1051 heißt: Post Pascha item Dominus Papa Leo synodum Romae collegit, ubi inter alia Gregorium Vercellensem Episcopum propter adulterium cum vidua quadam, avunculi sui sponsa, admissum, et perjuria perpetrata absentem et nescientem excommunicavit: quem tamen non multo post Romam venientem, satisfactionemque promittentem, officio priori restituit. Das Verbrechen ist bei beiden das nämliche; und auch das, was sie von dem Betragen des Pabstes sagen, kann sehr wohl bei einander bestehen. Berengarius sagt weiter nichts, als daß der Pabst, während seiner Anwesenheit zu Vercelli, seinem strafbaren, aber freigebigen und prächtigen Wirthe durch die Finger gesehen: Hermannus hingegen sagt, daß er ihn das

Jahr darauf excommuniciret habe. Vielleicht, weil ihm zu Rom auch wegen dieſer Nachſicht Vorwürfe gemacht worden, und der beleidigte Theil von ſeinen Klagen nicht abſtand. Genug, daß die Beſtrafung ſelbſt, da der Verbrecher ſo bald und ſo leicht Gnade fand, nur zum Scheine ergangen zu ſeyn ſcheint, und Berengarius alſo, wenn er auch Nachricht davon gehabt hätte, als er das ſchrieb, immer berechtiget geweſen wäre, ſie für ſo gut als keine anzuſehen. Aber bewundern Sie einmal, wie ſehr man das Zeugniß des Hermannus Contractus, ohne Zweifel, weil es das einzige war, zu entkräften und zu verfälſchen ſich nicht geſchämet hat! Was man, nur aus dem Hermannus, wiſſen konnte, das findet man bei dem Ughellus folgender Maßen erzählt: *) Cum sequenti anno Romae idem Leo Pontifex Concilium agitasset, Vercellensem Gregorium apud Patres, adulterii, aliorumque scelerum dicunt fuisse expostulatum, absentemque anathemate percussum; verum latae sententiae certiorem factum illico Romam advolasse, objectaque crimina diluisse. Wenn Hermannus ſagt, der Biſchof habe Genugthuung verſprochen, — und dieſe verſpricht man doch nicht anders, als nachdem man ſich ſchuldig erkannt: mit welcher Stirne hat man das in eine gänzliche Rechtfertigung wegen der vorgeworfenen Verbrechen verwandeln können? Zwar freilich, es

*) Italia sacr. T. IV. p. 775.

war ein Italienischer Bischof: und wer wird in einer Italia sacra so etwas auf einen Italienischen Bischof kommen lassen?

Was es für Bewandniß mit der Reordination habe, ist Ihnen bekannt. Der Streit darüber war eine Folge von den Bemühungen, welche die Päbste anwandten, der eingerissenen Simonie zu steuern. Dabei fragte sich nämlich, ob diejenigen, welche von Bischöfen ordiniret worden, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt, für gehörig ordinirt zu halten wären, oder aufs neue ordiniret werden müßten? Schon unter Clemens dem Zweiten war die Sache dahin entschieden worden: Ut quicumque a Simoniaco consecratus esset, in ipso Ordinationis suae tempore non ignorans Simoniacum, cui se obtulerat promovendum, quadraginta nunc dierum poenitentiam ageret, et sic accepti Ordinis officio ministraret. *) Aber unter Leo dem Neunten kam sie aufs neue in Bewegung; und aus der Erzählung des Berengarius sehen Sie, wie schlecht Se. untrügliche Heiligkeit sich dabei zu nehmen wußte. Petrus Damiani, darf man wohl sagen, half endlich durch sein Buch, Gratissimus, den Zwist beilegen. Sie kennen dieses Buch; aber wenn Sie darin gelesen, **) quod

*) Pet. Damiani Gratissimus, cap. 35.

**) Praef. ad Heinricum p. 425. Edit. Lugd. 1623.

crescente fluctuationis ambiguo eatenus sit processum, ut nonnullos constet Episcopos a Simoniacis ordinatos Clericos denuo consecrasse: ſo hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß der Pabſt ſelbſt ſich unter dieſen ketzeriſchen Biſchöfen befunden. Damiani hatte daher wohl Urſache, ſo leiſe als möglich zu treten, und die Demuth, die Unterwürfigkeit, mit der er ſeine Meynung vorträgt, dürfte die Lobſprüche des Baronius ſo recht nicht verdienen; beſonders da man ohnedies weiß, daß Leo der Neunte nicht immer die beſte Meynung von ihm unterhielt, wie einer ſeiner eigenen Briefe bezeuget. *) Doch was lenket Baronius nicht alles der unumſchränkten Gewalt, der nie unterbrochenen Unfehlbarkeit des Pabſtes zum Beſten? Sie werden es nun ſchwerlich, ohne den Mund zu verziehen, leſen können, wie viel Mühe er ſich giebt, auch in dieſer Sache allen Argwohn der Ungewißheit und Unentſchloſſenheit von dem Pabſte zu entfernen. **) Denn das

*) Epistolarum ad summos Pontf. III.

**) Ad annum 1052. Non id quidem factum inscitia tanti Pontificis — at quoniam complures inventi sunt ex Ecclesiae filiis, qui zelum habentes, sed revera non secundum scientiam, — sanctissimus Pontifex consultius esse duxit pacifice rem agere, tractu temporis, lento gradu morbo mederi, quam non absque periculo ferro praecidere quod erat infirmum.

heißt doch wahrlich etwas mehr als bloße Nachsicht gegen die Irrenden, wenn man sich Ihnen durch die That selbst zugesellet, und das durch eigene Ausübung bekräftiget, was man nur nicht mit Gewalt auszurotten das Ansehen haben will. Gut, daß Berengarius seine Erzählung nur auch mit Umständen beglaubiget hat, die allen Argwohn unterdrücken, daß er vielleicht falsch, oder nicht sattsam unterrichtet gewesen. Er nennet sie mit Namen, die der Pabst, uneingedenk seines reuigen Bezeugens zu Vercelli, auf Anliegen des Humbertus, zu Rom wiederum reordinirte; er hat sie selbst gekannt, und hat alles aus ihrem eigenen Munde vernommen. Der erste war ein Bischof von Rennes, Namens Magnus. Es muß der nämliche seyn, welcher bei dem Sammarthanis *) unter dem Namen Mainus oder Maino vorkömmt, und von 1036 bis 57 den Bischöflichen Stuhl besessen hat. Der zweite war ein Bischof von Limoges, dessen eigentlichen Namen Berengarius nicht wußte, dessen Zuname aber Capreolus war. Nach Maßgebung der Zeit wird es wohl Iterius oder Hicterius gewesen seyn, aus der Familie des Chobots, welcher 1052 erwählt ward; und es könnte seyn, daß selbst aus dem Hicterius oder Icterius, das man für stößig genommen, der Zuname Capreolus entstanden wäre. Der dritte war ein Abt zu Redon, welches auf Lateinisch Roto-

*) Gallia Christ. T. III. p. 922.

num oder Regidonum heißt; Berengarius ſchreibt ſeinen Namen Pireneus, und bei dem Sammarthanis *) findet man ihn Permeſius geſchrieben.

Ich will mich bei Dingen, die außer unſerm Wege liegen, nicht aufhalten. Es iſt mir hier blos um den Charakter des Pabſtes zu thun, welcher ſo unbeſonnen ſeyn konnte, den Berengarius unverhörter Sache zu verdammen; und dieſer erhellet ſo, daß er keines weitern Commentars bedarf. Ich eile vielmehr,

4. auf die Kirchenverſammlung zu Vercelli

zu kommen, und ich bin verſichert, daß hier Ihr Erſtaunen um ein großes zunehmen werde.

Basnage meynet, man habe es bald merken müſſen, wie widerrechtlich man auf dem Concilio zu Rom verfahren: und dieſen Fehler gut zu machen, habe der Pabſt das Concilium zu Vercelli ausgeſchrieben, auf welches der beklagte und bereits verdammte Berengarius perſönlich vorgeladen worden. Laſſen Sie uns dieſe Vermuthung annehmen, weil ſie doch zu Niemands Nachtheil

*) T. IV. p. 179.

gereicht, und nun sehen, wie trefflich die Absicht, des gut zu machenden Fehlers erreicht worden.

Lanfrancus ist wiederum der Einzige, von welchem wir die Nachrichten von diesem Concilio zu Vercelli entlehnen müssen. Und wie lauten diese? — Es wird gut seyn, wenn Sie seine eigenen Worte ins Gedächtniß fassen, weil sich Berengarius in den Stellen, die ich aus dem Manuscripte deshalb anführen muß, darauf beziehet, Dehinc, schreibt er, in Verfolg der oben aus ihm genommenen Nachricht von dem Concilio zu Rom, *) declarata est synodus Vercellensis, ad quam vocatus non venisti. Ego vero praecepto ac precibus praefati Pontificis usque ad ipsam synodum secum remansi. In qua in audientia omnium, qui de diversis hujus mundi partibus illuc convenerant, Joannis Scoti liber de Eucharistia lectus est, ac damnatus, sententia tua exposita est, atque damnata, fides sanctae Ecclesiae, quam ego teneo, et tenendam astruo, audita, et concordi omnium assensu confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos se esse dixerunt, volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt. Ab hac sententia nunquam discessit sanctus Leo in omnibus conciliis suis, seu quibus ipse suam praesen-

*) S. 70. in der Note.

tiam exhibuit, seu quae per legatos suos in diversis provinciis congregari instituit.

Was Sie da geleſen, finden Sie in allen ſiebentauſend Büchern, in welchen des Berengarius und dieſer Kirchenverſammlung zu Vercelli Erwähnung geſchieht, getreulich nachgeſchrieben. Kein einziges ſagt Ihnen etwas mehr, oder etwas anders; und es iſt allerdings ein höchſt melancholiſcher Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Ausſage eines einzigen falſchen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getroſt, nicht auf immer! Ich freue mich die Beiſpiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verläumdungen einem empfindlichen Geiſte minder ſchrecklich machen, deſſen ſtärkſte Triebfeder die Ehre iſt. Zwar ſollte, beſonders der Freund der Wahrheit, ſich edlerer Triebfedern bewußt ſeyn: aber die edelſten können nicht immer die wirkſamſten ſeyn; und beſſer, daß das Rad auch durch unreines Waſſer umgetrieben wird, als daß die Maſchine ganz ſtille ſteht.

Wir wollen Stück für Stück vornehmen. Das erſte und hauptſächlichſte iſt unſtreitig dieſes, daß Berengarius, dem ausdrücklichen Befehle ungeachtet, perſönlich in Vercelli zu erſcheinen, dennoch nicht erſchienen iſt. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, ſich ſeinem Richter darzuſtellen, Nachtheiliges zu ſchließen gewohnt iſt, iſt auch wider ihn geſchloſſen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hatte nun noch weit

tumultarischer, noch weit illegaler seyn können, als das zu Rom gewesen war: sein Ausbleiben macht es rechtsgültig und billig.

Berengarius läugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet zweierlei, warum er diese Vorladung nicht befolgt. Wenn ihn das erste nur entschuldigen könnte; so ist es gewiß, daß ihn das andere entschuldigen muß.

„Ich bin," sagt er, „nach Vercelli gefodert worden; aber Niemand hatte Recht, mich dahin zu fodern. Kein Geistlicher bei uns hat nöthig, außer seiner Provinz vor Gericht zu erscheinen. Meine Freunde also nicht allein, sondern selbst ansehnliche Männer der Kirche widerriethen es mir, mich zu stellen." Es versteht sich, daß es die Vorrechte der Französischen Kirche sind, auf die sich Berengarius hierbei bezieht, und über die man schon damals alle Ursache hatte, so eifersüchtig als möglich, zu halten. Denn es war allerdings schon ein großer Eingriff in diese Vorrechte, daß Leo das Jahr vorher sich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuschreiben, und in Person demselben vorzusitzen, ohne sich zu bekümmern, ob der König der Feyerung beitreten wolle oder nicht. Fleury, und andere, haben sehr Unrecht, es blos einem bösen Gewissen beizumessen, warum sowohl verschiedene vornehme Layen, als verschiedene von den ersten Geistlichen, dem Könige riethen, dieses Concilium zu hintertreiben. Ein böses Gewissen kann bei einigen derselben der Antrieb

trieb geweſen ſeyn, einen dergleichen Rath zu ertheilen; aber der König ſelbſt mußte doch wohl andere Befugniſſe haben, den Rath anzunehmen. Daß ſich der Pabſt an die Vorſtellungen des Königs, das Concilium wenigſtens aufzuſchieben, nicht kehrte, war um ſo viel ſchlimmer; und der darauf folgende zweite Verſtoß, den er ſich mit dem Berengarius erlaubte, bewies genugſam, daß er überhaupt die Freiheiten der Galliſchen Kirche nicht kannte, oder nicht kennen wollte. Die insbeſondere, worauf es dem Berengarius ankam, werden Sie bei dem Pithou und ſeinem Commentator, dem Dupuy, ausführlich feſt geſetzt, und durch hiſtoriſche Beiſpiele, aus ſpätern und neuern Zeiten, beſtätiget finden: *) ſo daß ich mich nicht genugſam verwundern kann, wie ſogar keinem einzigen Schriftſteller, meines Wiſſens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Pabſt gehabt, einen Franzöſiſchen Geiſtlichen aus ſeiner Provinz, aus ſeinem Lande, in ein fremdes Land vor ſich zu fordern? und ob denn dieſer ſo ungebührlich citirte Geiſtliche nothwendig erſcheinen müſſen? ob er wohl erſcheinen dürfen? Daß Lanfrancus, ein Italiener von Geburt, an alles das nicht dachte, oder wenigſtens that, als ob ſich nicht daran denken laſſen könne, iſt mir begreiflich. Aber daß auch nie ei-

*) De l'édit. de Lenglet du Fresnoy, p. 46.

nem Franzosen der Gedanke eingekommen, das Ausbleiben des Berengarius aus diesem Gesichtspunkte zu rechtfertigen, wenigstens als verzeihlich vorzustellen, das läßt sich nicht anders, als aus einem alles überwiegenden Abscheu gegen Ketzer und Ketzerei erklären. Mag doch das eine und das andere verdammt seyn, wie es will: wenn es denn nur verdammt ist!

Und das war das Erste, wovon ich gesagt, daß es den Berengarius entschuldigen könnte. Doch der rechtschaffene Mann braucht nicht immer die Entschuldigung, die er brauchen könnte; besonders läßt er gern von den eigenen Vorrechten nach, die ihm als Glied irgend einer Gesellschaft zustehen, wenn er durch diese Entäußerung Wahrheit und Tugend befördern kann. In solchen Angelegenheiten ist ihm jeder Richter sein Richter, sobald er sich, ohne Vorurtheil von ihm gehört zu werden, versprechen darf.

Man kann wohl nicht sagen, daß sich dieses auch Berengarius ganz gewiß zu versprechen hatte; gleichwohl war er bereit, es darauf ankommen zu lassen. Nichts konnte ihn zwingen, sich vor einen Pabst zu stellen, wenn es auch ein noch so würdiger gewesen wäre: alles widerrieth ihm, sich vor einen zu stellen, der ihn ungehört schon vorläufig verdammt hatte. Aber dennoch wollte er der Würde die Ehrfurcht nicht entziehen, deren sich der, welcher sie bekleidete, verlustig gemacht hatte: er wollte sich stellen. Nur vor sich selbst durfte er es zu thun nicht wagen; er mußte höhere Er-

laubniß dazu haben, und keine geringere, als des Königs selbst. Er macht sich auf, diese zu suchen; er kömmt nach Paris; und — was meynen Sie, daß ihm geschieht? Sie meynen, daß ihm der König eine dem Ansehen seiner Kirche so nachtheilige, dem Berengarius selbst so gefährliche Erlaubniß versagte? So mitleidig grausam war der König nicht. Und wohl, daß er es nicht war! Als ob, würde es doch nur jetzt heißen, sich dergleichen Verweigerungen nicht einleiten, nicht erschleichen ließen! Rathen Sie besser. — Berengarius kömmt nach Paris, und — wird ins Gefängniß geworfen; und wird alles des Seinigen beraubt; und wird mit einer unerschwinglichen Geldbuße belegt; und wird so lange fest gehalten, bis das Concilium zu Vercelli verstrichen ist. — Der ungehorsame, lichtscheue Ketzer, daß er dem ungeachtet nicht auf dieses, zu seiner Besserung lediglich angestellte, Concilium kam!

Wo sind Sie mit Ihren Gedanken, mein Freund! Hätten Sie diese Auflösung sich wohl träumen lassen? — Sie werden fragen: „aber erfuhr man denn hiervon zu Vercelli nichts? Warum schickte Berengarius gleichwohl zwei Männer dahin, die seine Lehre für ihn vortragen und vertheidigen sollten? Er hätte dieses Geschäft schlechterdings sich selbst vorbehalten, und für jetzt über das ihm zugefügte Unrecht nur klagen sollen."

Das ist sehr wahr. Diese zwei Männer waren aber auch keine Abgeordnete von ihm, und

hatten nichts weniger als den Auftrag, seine Lehre zu vertreten. Die Sache war so. Als man zu Tours das Unglück des Berengarius erfuhr, schickte die Kirche des heil. Martinus, an welcher er stand, unverzüglich einen aus ihrem Mittel an den Pabst nach Vercelli, um ihn zu bitten, sein Ansehen bei dem Könige zum Besten des Berengarius zu verwenden, der im Begriff gewesen sey, ihm zu gehorchen, und auf eine so grausame Art daran verhindert worden. Diesen Abgeschickten begleitete ein Freund, wie es scheint, aus bloßer Neugierde: und es waren nichts als wenige zufällige Worte, die beiden, außer dem Auftrage, entfielen, wodurch sie sich als Anhänger der Lehre des Berengarius verdächtig machten. Wie es ihnen dafür erging, scheinet Lanfrancus mit Fleiß in einen zweideutigen Ausdruck versteckt zu haben; wenigstens ist es gewiß, daß er nicht immer gehörig verstanden worden.

Doch warum verzögere ich länger, den Berengarius selbst reden zu lassen? Lesen Sie, lesen Sie: das schlechte Latein werden Sie über den Inhalt vergessen.

„Ad eam Synodum vocatum me non venisse scripsisti, quod scribens manifestam item fecisti malitiae tuae calumniam, magnopere contendens omnes, qui scriptum legissent tuum, a veritate revocatos in meum odium concitare, ubi quam maxime et mihi in hoc ne-

gotio et rebus humanis commiseratio debebatur, maxime nihilominus Papae illi indignatio propter nimiam a me et a christiana et apostolica paternitate aversionem suam. Pervenerat enim ad me, praecepisse Leonem illum, ut ego Vercellensi illi conventui, in quo tamen nullam Papae debebam obedientiam, non deessem. Dissuaserant secundum ecclesiastica jura, secundum quae nullus extra provinciam ad judicium ire cogendus, personae ecclesiasticae; dissuaserant amici. Ego ob reverentiam Pontificatus Romani multo Romam iter labore susceperam, et, ut irem securius, ad Regem Franciae, Ecclesiae, cujus eram Clericus, Abbatem, accesseram; nihil a regia dignitate, nihil ab Abbatis paternitate sinistrum expectabam; non ab Jerusalem descendere in Jericho, sed ab Jericho in Jerusalem conscendere cogitabam, cum me carcerandum ac rebus omnibus exspoliandum cuidam dedit. Hoc Leo ille Vercellis audivit, non apostolica dignitate, non paterna miseratione, non humana motus est compassione, qui, si non mihi, apostolicae saltim sedi, ad quam jussus contendebam, dare debuit gratiam, ut si non pro me, saltim pro Apostolica dig-

nitate, quantus posset, exsurgeret in eum, qui me ad se intendentem carcere clauserat, rebus exspoliabat, pro me in eum gladium christianae animadversionis exsereret. Haereticum me potius voce sacrilega, (non enim, miseratione divina, veridica; verba autem sacerdotis scriptura dicit, aut vera aut sacrilega) in conventu illo Vercellensi pronunciavit. Non illum religio, non humanarum rerum ad compatiendum permovit conditio. Longum facio, quod omnino non vellem: sed scriptum tuum in ista cogit falsissimum. Scripsisti enim, „ad quam tu vocatus non venisti:“ sed vocari secundum ecclesiastica jura non debui; venire ob reverentiam Romanae Ecclesiae non refugi, et revera, quantum in me fuit, veni; nec scribere, *ad quam tu vocatus non venisti*, quia historia haec etiam remotiores non latebat, nisi de falsitate calumniae potuisti, in quo non satis qui te noverit admirari sufficiat. Quid de te tantum commerueras? Si mihi non parcebas ex abundantia malitiae, parceres a tanta falsitate saltim tibi, nec ita me in Ticinum, quod opinabaris, dares, ut te in Padum demergeres. Johannis Scoti librum lectum scribis in audientia om-

nium, qui de diversis mundi partibus convenerant, atque damnatum. Ad hoc satis jam rescripsi, te ipsum narrasse quibusdam, librum illum pro eo damnatum, quod diceret, sacramenta altaris similitudinem, figuram, pignusque esse corporis et sanguinis Domini, in quo maxime secundum scripturas authenticas debuit approbari. Audieram etiam ab illis qui interfuerant concilio vanitatis, nulla librum alia diligentia damnatum, quam ut semel locus quidam illius audiretur et ita damnaretur; cum dicat Dominus, scrutamini scripturas, cumque poëticum illud, haec decies repetita placebit, pro philosophico revera sit habendum. Attestante ineptiae tuae Petro, Romanae Ecclesiae Diacono, et praecipitante sententiam, ut diceret, *si adhuc in figura sumus, quando rem tenebimus?* non attendente quod dicit b. Augustinus, *hunc panem significavit manna, hunc panem significat altare Domini; in signis diversa sunt, in re quae significatur paria:* et illud in Psalmo 111. *corporis et sanguinis sui figuram discipulis commendavit:* non attendente, non interesse nihil inter figuram vel signum rei quae nunquam fuit, rei nondum exhibitae

praenunciatoriam, et figuram vel signum rei existentis, rei jam exhibitae commonefactoriam. De diversis, inquis, mundi partibus convenerant: ad hoc satis respondi — — Quanquam falsissime scripseris, *de diversis mundi partibus*, cum de ejusdem regionis et linguae ad Vercellicum tumultum illum convenerint. *) — — — Immo si quis sententiam, sicut scribis, in consessu illo exposuit meam, non tamen jus ecclesiasticum habebat, absentem inadmonitumque aliquem debere damnari, in quo solo, si omittantur alia, de concilii Vercellensis diligentia potest quam plurimum aestimari. Illud quod nulla sit invalidum falsitate repeto; nullum qui meam de Eucharistia pernovisset sententiam, quam tu Vercellis expositam scribis et damnatam, affuisse illi consessui Vercellensi. Fides, inquis, Ecclesiae: nec dubitas ineptorum turbas Ecclesiam nominare, contra quod summa mihi non deest auctoritas ejus, qui dicit, *sinite illos, coeci sunt duces coecorum;* Apostoli etiam, qui dicit, *si nos aut angelus de coelo aliud evangelizaverit vobis, ana-*

*) Hierzwischen fehlen die Worte, die ich oben S. 80 angeführt habe.

thema sit. — — Duos clericos meos Vercellis affuisse scripsisti: nec mirandum usque eo, si alius minoris quam tu sis eruditionis tantam ab invidia sua et odio sibi sumeret libertatem mentiendi. Mihi in scripto tuo calumniaris, quod minus attendam quid dicam, dum Humbertum illum tuum in odium adducam: unde ego non injuria tibi dico, *cura te ipsum, Medice.* Qui in me istud reprehendas, sed calumniose, Domini misericordia, tanta mentiri, scripto tuo, ut in odium auditorum me adduceres tuorum, non debuisti permittere. Clerici enim illi mei revera non fuerunt; me defendere minime susceperunt. Alter Concanonicus mihi erat in Ecclesia b. Martini, convictor et discipulus gloriosae memoriae Gazonis, Leodicensis Episcopi; juvenis non parvae eruditionis, plurimae probitatis atque honestatis. Hunc clerus ille b. Martinicum me gregis sui Rex ille Franciae, totius regiae dignitatis oblitus, carceran-dum dedisset cuidam adulescentulo suo, (qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere) ad exigendam a me quantam ego numquam pecuniam noveram, consilio communi ad Leonem illum misit Vercellas, si forte infortu-

nio meo compatiens, christiano rigore aliquid pro me adoriretur. Huic, cum esset in conventu illo Vercellensi, et quidam interrogatus a Papa responderet quod respondendum putavit, visum est, sicut mihi ipse narravit, dare illum sententiam, quod essem haereticus; quo viso perturbatissimus, ad quem nesciebat, inclamavit quantum potuit, *per Deum omnipotentem, mentiris!* Alter Compatriota tuus, nomine Stephanus, ei, quem ab Ecclesia b. Martini missum dico, non ignotus, cum vidisset libellum Joannis Scoti ex nutu et libito tuo conscindi, nobili permotus zelo non tacuit, similiter posse conscindi librum aliquem praeproperanter b. Augustini, non adhibita mora et lima, utrum conscindendus esset, sufficientis considerationis. Ita factum est, ut juberet Leo ille utrumque teneri, non tamen, ut ipse postea exponebat, et rei exitus approbavit, ut illis aliquid injuriae fieret aut molestiae, sed ne turba forte in illos illicitum adoriretur aliquid. Ita indignum eruditione tua scriptum continuit tantam falsitatem tuum: „*duo clerici tui te volentes defendere, primo aditu defecerunt*“. Nullus cum eis saltim forensi modestia rationem posuit;

non illi causam meam exponere, vel defendere sunt adorti. —

Laſſen Sie ſich von Ihrem Erſtaunen durch eine und die andere Anmerkung zerſtreuen, die unter dem und jenem beſondern Orte dieſer Stelle einmal Platz finden kann, wenn das Ganze im Drucke erſcheinet.

1. Berengarius nennt den König den Abt ſeiner Kirche: Ecclesiae, cujus eram Clericus, Abbatem. Es könnte dieſes auch wohl einem Leſer auffallen, dem das Verhältniß, in welchem ein König von Frankreich mit der Kirche ſeines Reiches ſtehet, ſonſt nicht unbekannt wäre. Ich glaube aber nicht, daß Berengarius mehr damit ſagen wollen, als in ſpätern Zeiten der Erzbiſchof von Reims, Urſinus, wenn er Carl den Siebenten den erſten Geiſtlichen und Prälaten der Franzöſiſchen Kirche nannte. *) Was der König in Betrachtung der Kirche überhaupt iſt, das iſt er ja wohl um ſo viel mehr in Anſehung einer jeden einzeln Kirche insbeſondere.

2. Es klingt ein wenig geheimnißvoll, wenn Berengarius von einem adulescentulo des Königs ſpricht, bei dem er in Verhaft geweſen, und hinzu ſetzt: qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere. (Bei ihm

*) Dupuy sur le Traité de Pithou, p. 55.

steht öfter erat, wo es vielmehr esset heißen sollte.) Zwar wüßte ich nun eben nicht, daß Heinrich der Erste von dieser Seite der Sitten bei den Geschichtschreibern in üblem Rufe wäre; es sey denn, daß man das Beiwort mollis, welches ihm der Bischof Odolricus in einem Schreiben an den Bischof Fulbert unter andern nachtheiligen Benennungen giebt, *) dahin ziehen könnte. Indeß hat doch Petrus Damiani seinen erbaulichen Liber Gomorrhianus um diese Zeit geschrieben: und wenn dieses Laster unter der Geistlichkeit damals so sehr eingerissen war, warum sollte man sich wundern, es auch bei vornehmen Layen und an den Höfen zu finden?

3. Der Petrus, Romanae Ecclesiae Diaconus, von welchem Berengarius sagt, daß er dem Lanfrancus beigefallen, kann kein anderer, als der nur gedachte Petrus Damiani seyn, dessen grobe Begriffe von der Gegenwart Christi in dem Abendmahle Sie ohnedies aus seinen Schriften kennen werden. Die Erzählungen, die er von der sichtbarlichen Verwandlung des geheiligten Brotes uns aufheften will, oder sich aufheften lassen, sind so ärgerlich, als ekel. **) Was wir

*) T. X. Script. rerum Gall. et Fr. p. 504.

**) De miraculosis narrationibus, p. 682. Operum edit. Lugd.

aber ganz neues aus ſeiner Erwähnung bei dem Berengarius lernen, iſt dieſes, daß er bei dem Concilio zu Vercelli gegenwärtig geweſen, und ſchon in der Würde eines Diaconus der Römiſchen Kirche gegenwärtig geweſen. Dieſes wußte keiner ſeiner Lebensbeſchreiber, nach welchen es läßt, als ob Stephanus der Neunte ihn vom bloßen Abte eines geringen Kloſters zum Kardinal erhoben habe.

4. Ich finde bei dem Buläus, *) daß De Roye (denn das Werk des De Roye ſelbſt, habe ich zur Zeit noch nicht brauchen können) errathen oder muthmaßen wollen, die beiden Geiſtlichen, welche Lanfrancus für Bevollmächtigte des Berengarius ausgiebt, hätten Frewald und Waldo geheißen. Daß er falſch gerathen oder gemuthmaßet hat, das wiſſen wir nun gewiß. Den einen, welches der eigentliche Abgeſandte der Kirche des h. Martinus zu Tours war, nennet er zwar ſelbſt mit Namen nicht, beſchreibt ihn aber als ſeinen Mitkanonikus an gedachter Kirche, und

*) Hist. Univers. Paris. T. I. p. 422. Misit vero tantum (Berengarius) illuc duos clericos, quos Franciscus De Roye in ejus vita suspicatur fuisse Frevaldum et Waldonem erroris adstipulatores, qui Magistri absentiam excusarent, ipsiusque nomine agerent.

als einen ehemaligen Schüler des Bischofs Gazo von Lüttich, welcher 1047 gestorben war, und bei den Sammarthanis Vazo geschrieben wird. Der andere hieß Stephanus, und war ein Landsmann des Lanfrancus.

5. Von diesen beiden Männern sagt Lanfrancus, volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt: und ich habe im Vorbeigehen bemerkt, daß nicht alle den ganzen Sinn dieser Worte gehörig gefaßt haben. Nicht allein Basnage *) übersetzt sie blos durch: il se trouvèrent pris d'abord, et abandonnèrent leur maitre; sondern selbst Du Pin **) giebt sie schlecht weg durch: ils voulurent entreprendre sa défense, mais ils n'eurent pas plutôt commencé à parler qu'ils se trouvèrent embarrassés, et réduits à garder le silence. Ohne Zweifel konnten sich beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtigte ins Gefängniß werfen könne, weil sie alles für ihren Bevollmächtiger sagen, was sich für ihn sagen läßt? Und wer konnte sich leicht träumen lassen, daß es auf den Kirchenversammlungen damals, auch solche nicht ausgenommen, bei welchen der Pabst selbst zugegen war, so wild und unbändig zugegangen, daß

*) Hist. de l'Eglise, Liv. XXIV. chap. 2. §. 12.

**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 8.

man Beklagte, oder deren Fürſprecher, aus bloßer Vorſicht ins Gefängniß ſetzen müſſen, damit ihnen nicht etwas weit ärgeres von dem gemeinen Haufen zugefügt würde? —

Noch iſt ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der ſich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurück: und dieſer wird ſich bei dem zeigen, was ich

5. von der Kirchenverſammlung zu Paris

zu ſagen habe, welche, wenn Gott will, in dem nämlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilio zu Vercelli, ebenfalls wider den Berengarius, auf Befehl Heinrichs des Erſten, ſoll ſeyn gehalten worden.

Mit Einem Worte, mein Freund; dieſe Kirchenverſammlung iſt ein Unding: oder, es mit einem weniger abſtrakten Worte zu ſagen, eine Lüge; eine ſo unverſchämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo ſie ſich herſchreibt, gemacht worden.

Denn hier habe ich es nicht mit dem Lanfrancus zu thun. Weder Lanfrancus, noch Berengarius ſelbſt, noch der Anonymus des Chifflet, gedenken dieſer Kirchenverſammlung

mit einer Sylbe. Und schon das müßte sie sehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Mensch etwas von ihr; außer daß Baronius, aus einem Briefe eines Bischofs von Lüttich an den König Heinrich, schließen wollte, sie müsse im Werke gewesen seyn. Aber er urtheilte auch aus dem nämlichen Briefe, daß sie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsmann ist der Verfasser eines Tractats de Corpore et Sanguine Christi, den Dacherius im besagten Jahre 1648, als einen Anhang zu den Werken des Lanfrancus's, zuerst herausgab. In dem letzten Abschnitte dieses Tractats wird eine kurze Geschichte der ersten Berengarischen Unruhen beigefügt, und der Erzähler spricht als ein Mann, der zu den Zeiten selbst will gelebt haben. Dacherius fand ihn in seiner Handschrift Durandus, Abt von Troarn, genannt: und weil allerdings ein Abt dieses Klosters, und dieses Namens, ein Zeitverwandter des Berengarius gewesen: so blieb, wie billig, auch in der gedruckten Ausgabe, dieser Durandus der Verfasser des Tractats, und ward auf einmal eine sehr zuverlässige Quelle in der Geschichte der Ketzerei des Berengarius.

Eine sehr zuverlässige Quelle! Dafür sollte man sie wenigstens halten, wenn man sieht, wie allgemein sie, seit ihrer Entdeckung, genutzt worden. Doch wenn anders eine Aussage dadurch, daß sie unendlichemal wiederholt worden, um nichts

wahrer

wahrer wird, als ſie für ſich ſelbſt iſt: ſo ſcheue ich mich nicht, wenn der gutherzigen Nachſchreiber auch noch mehrere wären, die Ausſage dieſes Durandus für nichts weniger als glaubwürdig zu erklären.

Gerade heraus; alles, ohne Ausnahme, was dieſer Durandus Hiſtoriſches von dem Berengarius beibringt, iſt erlogen; und freilich muß ich es unſerm Manuſcripte vornehmlich danken, daß ich zu dieſer Einſicht gelangt bin: obſchon auch ohne dieſes, ſo viel Widerſprüche von ſelbſt in die Augen leuchten, in welche er ſowohl mit ſich, als mit andern gültigern Zeugen verfällt, daß man alle Mühe gehabt hat, ihn bei Anſehen zu erhalten. Leſen Sie nur, was unter andern Coſſartius *) für Wendungen zu nehmen, nöthig findet: und doch kann er es nicht überall in Abrede ſeyn, daß ſich Durandus wohl möge geirret haben.

Den Beweis meines Urtheils in allem ſeinem Umfange zu führen, muß ich mir indeß auf eine andere Gelegenheit vorbehalten. Die Weitläuftigkeit der Sache will, daß ich mich hier lediglich auf die Kirchenverſammlung zu Paris einſchränke. Leſen Sie, was Durandus davon ſagt, **) und erwägen Sie folgende Punkte.

---

*) Hard. Concil. T. IV. P. I. p. 1022. 23.

**) Cum autem tanti mali fama crebresceret,

Sie soll, diese Kirchenversammlung, bald nach der zu Vercelli, im Monat Oktober des nämlichen Jahres, seyn gehalten worden, welches das Jahr 1050 war. Ich will hier dem Durandus

---

et omnium corda fidelium vehementius percelleret, perque multos hujusmodi virus latenter, et aperte jam serperet, contigit, ut ad aures etiam Regis Francorum Henrici perveniret, qui consultu sui regni pontificum procerumque, concilium Parisiis cogi decimo septimo Kalendas Novembris praecepit, ac praefatum Berengarium, ut aut sua dicta Patrum autoritate firmaret, multis sibi obtinentibus, aut si ea defendere nequiret, in catholicam, cui obviare non posset, fidem prudenter transiret, interesse tantorum coetui Patrum imperavit. Interea condicta venerat dies, frequensque conventus praesulum ac reliquorum sancti ordinis Clericorum, nec non nobilium laicorum, Parisiis factus est, sed jam dictus Berengarius malae conscientiae perculsus terrore, ut jussus erat eo venire distulit, seque cum Brunone suo, videlicet Episcopo Andegavensi, sub quo Archidiaconi fungebatur honore, pro eo maxime continuit, quia eodem errore utpote tanti viri credulus et ipse nosce-

nicht von neuem aufmutzen, daß er dafür das Jahr 1053 angiebt: denn auch die, welche ihn ſonſt für einen ſehr glaubwürdigen Mann halten, erkennen einmüthig, daß ihm hier ſein Gedächtniß müſſe

batur involvi. Interea Praesul Aurelianensis quosdam apices in scheda haud parva digestos in conspectu omnium et Regis, intereat enim, protulit. Et praecipiat, inquit, vestra Sanctias, has literas a Berengario editas si libet recitari, quas ego quidem ab ipso nequaquam accepi, sed cum eas cuidam suo familiari, nomine Paulo, per veredarium dirigeret, violenter rapui. Quibus susceptis et ad recitandum traditis, omnium aures eriguntur, ora in silentium componuntur, corda ad intelligendum, quae continebantur in eis, praeparantur, sed inter legendum multum repente fit murmur, et per singula absurdi sensus verba gravis instrepit fremitus. Itaque omnibus talis lectio, quoniam nequissima sordebat haeresi, vehementer displicuit, damnato proinde communi sententia talium auctore damnatis ejus complicibus, cum codice Joannis Scoti, ex quo ea quae damnabantur sumpta videbantur, concilio soluto discessum est, ea conditione, ut nisi resipisce-

einen Streich gespielt haben, weil ein Schreibfehler, wegen der nicht mit Ziffern, sondern mit Worten ausgedruckten Zahl, nicht leicht anzunehmen sey. Ich will auch nicht fragen: wenn Berengarius nur eben zu Vercelli von dem Pabste selbst verdammt war, wozu ein neues Concilium zu Paris? Denn auch schon Coffartius hat diese Frage berührt, und sie so gut beantwortet, als er gekonnt hat. Sein schlechtester Bescheid darauf, causae subesse potuerunt, quas ignoramus, soll mir begnügen. Nur hätte Durandus sonst keinen Umstand müssen einfließen lassen, von dessen Ungrund wir nunmehr überzeugt sind. Er versichert nämlich, Berengarius selbst sey von dem Könige auf das Concilium nach Paris gefodert worden, aber aus Furcht seines bösen Gewissens nicht erschienen. Wie? Wissen wir denn nicht, daß Berengarius während des Conciliums zu Vercelli des Königs Gefangener in Paris war? Wenn der König einen Monat darauf ein neues Concilium halten wollte, so mußte

---

rent ejusmodi perversitatis auctor, cum sequacibus suis, ab omni exercitu Francorum praeeuntibus Clericis cum ecclesiastico apparatu instanter quaesiti, ubicumque convenissent eo usque obsiderentur, donec aut consentirent Catholicae fidei, aut mortis poenas lutturi caperentur. — Editionis Dach. in operibus Lanfranci, p. 107.

es damals ja wohl ſchon ausgeſchrieben ſeyn? War man wohl ſo thöricht, den Schuldigen auf die kurze Zeit noch laufen zu laſſen, in Hoffnung, daß er gehorſam genug ſeyn werde, ſich wieder einzuſtellen? Man hatte es ihm doch wirklich nicht darnach gemacht. Nein; Durandus, da er einmal das Concilium uns aufheften wollte, hätte zugleich mit erdichten müſſen, daß Berengarius dabei zugegen geweſen wäre. So würde ſich dieſes doch nun mit der eigenen Erzählung des Berengarius beſſer reimen, und die, bei denen er Unrecht haben und behalten muß, könnten immer noch ſagen, es ſey bloße Verläumdung, daß er ein förmliches Concilium in eine ſo unrechtliche Procedur verwandle.

Ein anderer Umſtand, deſſen völlige Widerlegung ebenfalls aus unſerm Manuſcripte herzuholen, iſt dieſer, daß es der Biſchof von Orleans geweſen ſeyn ſoll, welcher die Stelle des Anklägers vertreten. Ich will die ſtrafbare Nichtswürdigkeit nicht rügen, welche Durandus den Biſchof von ſich ſelbſt bekennen läßt, daß er nämlich den vertrauten Brief des Berengarius an einen Freund, aus welchem ſich die Ketzerei deſſelben zeigen ſollte, mit Gewalt rauben laſſen. Der Biſchof iſt ganz gewiß unſchuldig; und der Erzähler mochte wohl eher, als der Biſchof, einer ſolchen frommen Straßenräuberei fähig ſeyn. Dieſer Biſchof von Orleans müßte Iſambardus geheißen haben, welcher den Stuhl von 1033 bis wenigſtens 63 beſeſſen. Da nun auch ein Biſchof von Orleans, einige Jahre darauf, 1055, bei dem

Concilio zu Tours gegenwärtig war: so könnte auch dieser kein anderer, als der nämliche Isambardus gewesen seyn. Nun aber berichtet von diesem uns Berengarius selbst Dinge, die sich mit dem, was uns Durandus von seinem Bischofe zu Orleans erzählt, schlechterdings nicht reimen. Hier, auf dem Concilio zu Paris, hätte Isambardus aus einem eigenen Briefe des Berengarius die Ketzerei desselben umständlich ersehen; hätte sie selbst weiter bekannt gemacht; hätte ihre Verdammung dadurch bewirkt; wäre dieser Verdammung beigetreten: und wenige Jahre nachher sollte eben dieser Isambardus, dort zu Tours, kaum mehr gewußt haben, wessen man den Berengarius beschuldige? sollte nicht gewußt haben, durch welche Beweisstücke man ihn des Beschuldigten überführen könnte? sollte sich mit der ersten der besten nähern Erklärung haben befriedigen wollen? Jenes sagt Durandus, und dieses sagt Berengarius selbst; und wenn sich beides nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts in der Welt. Denn, wie gesagt, beide Bischöfe von Orleans sind nur ein und eben derselbe Mann: und es ist wohl keine Frage, welcher den rechten am besten gekannt hat, ob Durandus oder Berengarius?

Die Stelle aus dem Manuscripte, welche hieher gehöret, wird weiter hin, unter dem Concilio von Tours, vorkommen. Jetzt will ich nur noch einen Punkt berühren, der durch die Nachricht von der Mißhandlung, die Berengarius zu Paris über sich müssen ergehen lassen, und auf

welche das ganze Pariſiſche Concilium hinausläuft, eine ganz beſondere Aufklärung erhält, und zugleich dieſe Nachricht ſelbſt bekräftiget.

Sie erinnern ſich eines kurzen Briefes, vom Berengarius an einen gewiſſen Richard geſchrieben, den Dacherius zuerſt ans Licht brachte, *) und der hernach durchgängig als ein Anhang zu den Verhandlungen des Concilii zu Paris mit durchlaufen müſſen. Er fängt an: Quia facile vobis factum esse cum Rege loqui non nescio: vellem, si videretur et vobis, verbum illi aliquod pro me faceretis, si forte humanitatis, liberalitatis, dignitatisque regiae, atque Christianitatis reputatione, aliqua munificentia compensaret damnum, quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime, tantum intulit. Quod si facit, ab immodica culpa, se modica expensa, non modicum exsolvit Si autem non facit, me tamen, praesto nihilominus habet in eo uno servire regiae majestati, ut satisfaciam secundum scripturas illi et quibus velit: injustissime damnatum Scotum Joannem, injustissime nihilominus assertum Paschasium in concilio Vercellensi, perverse et regio auditu indignissime exposuisse illi clericos Carnotenses (si ita res acta est quomodo ad me pervenit) sententiam de Eucharistia, quam in scriptura habent gloriosae

*) Specilegii T. II. p. 105.

memoriae Fulberti Episcopi — u. s. w. Daß dieser Brief, sagen die Sammler der Concilien, und alle, welche desselben erwähnen, nach der Kirchenversammlung zu Vercelli geschrieben worden, bezeugen die ausdrücklichen Worte. Aber, fügen sie hinzu, er muß auch nach der Kirchenversammlung zu Paris geschrieben seyn: denn über was für Unrecht von dem Könige hätte Berengarius sonst zu klagen gehabt, als über das, welches ihm in dieser Kirchenversammlung, nach seiner Meynung, zugefügt worden? *) Und da solches Unrecht doch nicht in der bloßen Verdammung seiner Lehrsätze könnte bestanden haben, so wollen einige sogar wissen, daß ihm der König die Einkünfte seines Kanonikats bei St. Martini zu Tours entzogen. **) — Es ist unglaublich, was gewisse Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentferntesten Dinge zu schließen, indem sie über das, was

*) Data est (Epistola Berengarii ad Ricardum) post concilium Vercellense, cujus meminit: data item post Parisiense, cum factam sibi a Rege dicat injuriam. Quam enim aliam? Hard. Concil. T. VI. P. I. p. 1024.

**) Comme le Roi étoit Abbé de Saint Martin de Tours, il donna ordre d'ôter à Berenger le révenu qu'il tiroit en qualité de Chanoine de cette Eglise. Fleury Hist. Eccles. T. XII. p. 541.

ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegsehen! Ich frage: wie wäre es möglich, daß Berengarius die Strafe seines Königs, mit der er ihn, zu Folge eines förmlichen Concilii, belegen wollen, ein damnum hätte nennen können, quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime intulerit? Abgesprochene Einkünfte wären hiernächst ja wohl mehr nur lucrum cessans, als damnum illatum. Doch es sey, daß wer sich beeinträchtiget fühlt, seinen Verlust so unverdient, so groß, so wenig der Wahrheit gemäß beschreiben darf, als er nur immer will; so frage ich weiter: wenn diesem Brief das vermeynte Concilium zu Paris vorhergegangen, auf welchem, nach des Durandus eigener Versicherung, die Lehre des Scotus ebenmäßig verdammt worden; warum hätte sich denn Berengarius nicht auf diese letztere, sondern auf die zu Vercelli geschehene Verdammung berufen? warum hätte er es denn gegen den Ausspruch des Concilii zu Vercelli, bei welchem der König nicht gegenwärtig gewesen war, von dessen Gründen der König nicht so völlig unterrichtet seyn konnte, erweisen wollen, daß dem Scotus Unrecht geschehen? warum hätte er sich nicht lieber erbieten sollen, eben das gegen den Ausspruch des Concilii zu Paris zu beweisen, wo der König selbst den Vorsitz gehabt hatte, wo der König selbst mit angehöret haben konnte, warum so viele vornehme Geistliche seiner Kirche die Lehre des Scotus für irrgläubig erkannten? Gewiß, mein Freund; wenn man sich jemals bei dem Schlusse von der unterlassenen Erwähnung einer Sache auf die Unwirk-

lichkeit derselben, zu irren nicht hat fürchten dürfen: so ist es hier; hier, wo Berengarius der Begebenheit, die ich läugne, nicht blos hätte erwähnen können, sondern nothwendig hätte erwähnen müssen, wenn das geringste von ihr wahr gewesen wäre. Wir wissen es von ihm selbst denn nun auch besser, wie die Sache zusammen gehangen, und bewundern die Vorsehung, die nach und nach von seinen eigenen Feinden Dinge hervorziehen und erhalten lassen, die mit seiner endlichen Rechtfertigung auf eine so unerwartete Art übereinstimmen.

Warum sollte uns auch überhaupt das unbillige und tyrannische Verfahren des Königs gegen den Berengarius sehr befremden? Als ob es nicht ganz in dem Geiste seines Jahrhunderts wäre? Als ob es ihm an ehrwürdigen, frommen, heiligen Männern könnte gefehlt haben, die ihm so etwas zu rathen, ihm so etwas als seine Pflicht vorzuschreiben, fähig waren? Sie merken wohl, daß ich auf jenen Brief des Bischofs von Lüttich hinaus will, aus welchem, wie gesagt, *) Baronius abnahm, daß ein Concilium zu Paris im Werke gewesen. Ein ganz abscheulicher Brief! Alle Haare müssen sich zu Berge richten über die Herzensmeynung eines christlichen Bischofs, die man in diesem Briefe lieset: quod hujusmodi homines — Schwachgläubige, Zweifler, Ketzer, was

*) Oben Seite 128.

es nun ſind — nequaquam oporteat audire; neque tam sit pro illis concilium advocandum, quam de illorum supplicio exquirendum. Was that Heinrich nun mehr, als daß er dieſen Ausſpruch befolgte?

Dem ungeachtet; ſoll ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von dieſem abſcheulichen Briefe halte? Ich halte ihn für untergeſchoben; für nachher, und vielleicht für lange nachher, geſchmiedet, in der Abſicht, das grauſame Verfahren des Königs einigermaßen zu entſchuldigen. Ich denke nicht, daß meine Gründe, dieſes zu vermuthen, von den ſchlechteſten ſind: aber auch die kann ich Ihnen hier nicht auskramen. Ich muß eilen, weiter zu kommen.

Damit ich Ihnen indeß, bei meiner Eile, auch nichts zu überhüpfen ſcheine: nur noch dies einzige Wort. — Wenn an dem Concilio zu Paris ſo viel als nichts iſt, was kann wohl an einer gewiſſen Verſammlung zu Brione ſeyn, welcher Berengarius ſelbſt beigewohnt haben ſoll, und die gleichfalls nur auf dem einzigen Zeugniſſe des Durandus beruhet? Zuverläſſig noch weniger als nichts. Denn dieſe ſoll nun gar noch vor dem Concilio zu Vercelli ſeyn gehalten worden, als Berengarius wahrlich nicht Zeit hatte, noch eine ſo unnöthige Excurſion in die Normandie zu machen. — Doch ich habe mir ja ſchon die völlige Beleuchtung des ganzen Durandus auf ein andermal vorbehalten. Bei Seite alſo jetzt mit ihm,

und wieder zu dem Lanfrancus, welcher von dem allen nichts weiß, und von dem Concilio zu Vercelli unmittelbar auf das kömmt, auf welches ich nunmehr komme, nämlich

6. auf das Concilium zu Tours, von 1055.

Lanfrancus versichert zwar, daß Leo der Neunte auch auf mehreren Kirchenversammlungen, als der zu Rom, und der zu Vercelli, die Verdammung des Berengarius erkläret und bekräftiget habe. Er führet aber namentlich deren keine an; und auch bei andern Scribenten ist bis auf das Jahr 1055 von dem Berengarius alles stille. In diesem müßte dafür die Flamme um so viel stärker wieder ausgebrochen seyn. Denn außer dem zu Tours, sollen nicht weniger als noch drei Concilia, in eben diesem Jahre, sammt und sonders wider den Berengarius, seyn gehalten worden. Ich verspreche Ihnen, daß Sie genau wissen sollen, woran Sie mit allen vieren sind, sobald Sie das zu Tours besser kennen werden.

Und was sagt Lanfrancus von diesem? Quae sententia, nämlich die von Leo dem Neunten wider den Berengarius gesprochene, non effugit successorem quoque suum felicis Memoriae, Papam Victorem. Sed quicquid de hac re seu caeteris ipse statuit, statuive praecepit: hoc etiam iste sua atque omnium

conciliorum suorum auctoritate firmavit. Denique in concilio Turonensi, cui ipsius interfuere ac praefuere legati, data est tibi optio defendendi partem tuam. Quam cum defendendam suscipere non auderes, confessus coram omnibus communem Ecclesiae fidem jurasti, ab illa hora te ita crediturum sicut in Romano consilio te jurasse est superius comprehensum.

Wie viel meynen Sie, daß hiervon wahr iſt? Zählen Sie nach, was nicht wahr iſt, und ſehen Sie zu, was übrig bleibt. Das kann wahr ſeyn. — Falſch, daß auf dieſem Concilio zu Tours dem Berengarius frei gegeben worden, ſeine Meynung zu vertheidigen. Falſch, daß er auf demſelben eben das beſchworen, was er vier Jahre darauf unter Nikolaus dem Zweiten, zu Rom beſchwur. Falſch, daß dieſes Concilium zu Tours unter dem Pabſt Victor gehalten worden. Falſch, daß überhaupt Victor das geringſte über die ſtreitige Lehre, während ſeiner ganzen Regierung, mit ihm ſelbſt verhandelt oder durch ſeine Legaten verhandeln laſſen.

Hören Sie ihn dies alles ſelbſt erzählen:

„Compellit me, velim nolim, longum facere continua scripti tui monachatu tuo indignissima falsitas. Papam Victorem concilium Turoni convocasse per legatos scripsisti: Papae Victoris nec adfuerunt legati, nec praefuerunt Concilio Turonensi; num

quam mihi defendendi partes meas optionem dederunt legati Papae Victoris. Non ausum me fuisse defendere partes meas, immensa falsitate scripsisti; jurasse me sicut Romae, stupendo mendacio confirmasti; communem fidem, quo tuum nomine saepe paliasti errorem, insanis, me professum fuisse; ecclesiae dicis, quam turbae erraticae verius dicere potuisti. Longum facio, sed enormitate falsitatis scripti tui compellor. Dicta repeto: nunquam Papa Victor per se, vel per Legatos, mecum egit de mensa dominica; numquam in eo mihi defendendi quae afferrem optionem fecit; nunquam Papae Victoris legatis communem ineptorum errorem, quem communem Ecclesiae appellare non dubitas fidem, confessus aliquid juravi. Sed quia adhuc superest Hildebrandus, qui de veritate consultus tota dignitate est adhuc respondere idoneus, quamquam longissimum faciam, visum est de Concilio Turonensi, quod rei veritas habuit, neque tamen eo nisi paucissimis tempore innotuit, palam facere omnibus, qui in hoc scriptum forte incidunt. Tempore non Victoris, sed Papae Leonis, ab Ecclesia Romana Hildebrandus, vices in negotiis ecclesiasti-

cis suppleturus apostolicas, Turoni adfuit. Huic contra calumniam in me insanorum, in quo adhuc, omisso me, audire eum potest, qui voluerit, de Propheta, de Apostolo, de Evangelista, de authenticis etiam scripturis satisfeci Ambrosi, Augustini, Hieronymi, Gregorii, in quo etiam nunc satis facere indissimulabiliter, miseratione divina, ut nihil ullo modo incertum remaneat ei, qui, me mansuetudine christiana, corde vigili audito, in eo dubitaverit, omnino sufficio; non venienti ad exprobrandum Domino viventi, ad dicendum Domino, *Scientiam viarum tuarum nolumus, recede a nobis*, ad perdendum me cum gladiis et fustibus; sed venienti ad audiendum me mansuetudine christiana, in nomine Domini. Hildebrandus veritatis perspicuitate cognita, persuasit ut ad Leonem Papam intenderem, cujus autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret; ceterum quod ad instantia pertineret, si vellent Episcopi, qui convenerant, ex mora agere de Eucharistia, darentur eis in manus, locis denotatis signis adhibitis, diversorum libri, quos undecunque Hildebrandus ipse fecerat comportari; si vero sola responsione sine ipsius respon-

sionis pertractatione contenti, convenit enim aliquando scripto adversariis et non sententia, sicut Arianis et Catholicis, Patrem Filio esse majorem, alia pergerent pertractare negotia; soluto eorum conventu recta ego cum Hildebrando ad Romanum Pontificem, sicut supra dictum est, abiremus. Episcoporum ergo qui convenerant voluntas in eo fuit, ut quidam eorum me, Episcopus Aurelianensis, atque Autisiodorensis, cum Archiepiscopo Turonensi, in Eucharistia separatim cum Clericis suis audirent. Itaque factum; conquesti sunt me accito Episcopi illi duo, quod culpa mea a propriarum eos Ecclesiarum pertractandis negotiis revocaret; quam meam culpam dicerent, interrogati responderunt: dicere me, panem sanctum altaris panem tantum esse, nec differre ab inconsecrato pane mensae communis. Quem in eo accusatorem meum haberent? producere neminem potuerunt, ita diffamatum me se audisse responderunt, et quid dicerem, cum negarem illud, audire voluerunt. Hic ego inquio: certissimum habete, dicere me, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse revera corpus et san-

sanguinem. Quo audito, nihil aliud expectare a me alios, qui in Ecclesia S. Mauricii consedeant, dixere Episcopi, quam ut in eorum quoque audientia eadem non tacerem, et ita eos libitum habituros, ut sua quisque agere negotia non differret. Veni ergo cum iis, qui me separatim audierant, Aurelianensi atque Autisiodorensi Episcopis, in consessum aliorum, et quae separatim quibusdam dixeram, in audientia omnium repetivi. Cumque jam pene mea illa finiretur calumnia, non defuerunt qui dicerent, quod dicebam non debere sufficere, quia aliud corde clauderem, aliud forsitan lingua emitterem: juramentum esse a me exigendum. Cum ergo exigerent, summaque injuria, quia produci non poterat accusator, qui a me audisset, quod me dicere prius putaverant, cessi tamen consilio Episcopi Andegavensis, atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant quod dicerem, adhortantium ne tumultum compescere popularem suffugerem, cum scirent me revera idem habere in corde et ore. Scripsi ergo ego ipse, quae jurarem; *Panis atque vinum Altaris post consecrationem sunt*

corpus Christi et sanguis; haec me sicut ore proferrem, juramento confirmavi corde tenere; contra jura tamen tam secularia quam ecclesiastica, sicut praedixi, e consilio eorum, qui mecum veritatis minime erant ignari, quos superius nominavi. Ita Hildebrandus, Romanae Ecclesiae Legatus, qui libros undecunque comparari fecerat, ut ex eorum auctoritate satis fieret de Eucharistia, prae cujus diligentiori consideratione et veritatis, Domini misericordia, comprehensione, haeresis me insimulaverant homines nihil scientes et superiores se in scientia alios non aequo animo tolerantes, turbarum, quae ad illud maxime valent ut clament, *crucifige! crucifige!* quae ad comprehensionem veritatis vix aliquando vel nunquam sufficiunt, ad fustium et lancearum semper pronae sunt apprehensionem, tumultu compescito, alia pro quibus a Romana Ecclesia venerat est persecutus negotia. In quibus cum nonnullas insumeret moras, meque cum illo jamjam accessurum Romam, ad satisfaciendum de mensa dominica de eminentia rationis, de immunitate auctoritatis, expectarem, secundum quod convenerat cum illo mihi, nunciatum illi

est, Papam Leonem rebus decessisse humanis; quo audito a proposito eundi Romam itinere supersedi. Numquam mecum aliquid egerunt Legati Papae Victoris; videris tu, quam indigna monachatu tuo, quam indigna tua eruditione vecordia persuadere suscepit scriptum tuum, quod Romae juraverim me Turoni juravisse Legatis Papae Victoris. —

Die Hauptſache iſt hier ohne Zweifel die Zeit, wann, und unter welchem Pabſte dieſes Concilium zu Tours gehalten worden: und ich ſollte nicht meynen, daß man das geringſte Bedenken haben könne, daß Zeugniß des Berengarius hierin allen andern vorzuziehen. Daß er am beſten davon unterrichtet ſeyn konnte, iſt unſtreitig; und was für Vortheil, was für Abſicht hätte er dabei haben können, uns von einem ſo unerheblichen Umſtande etwas anders als die lautere Wahrheit zu ſagen? Ich nenne den Umſtand unerheblich, in Beziehung auf die eigne Angelegenheit des Berengarius, die dadurch weder verbeſſert noch verſchlimmert werden konnte, ob das Concilium unter dem Legaten des einen, oder des andern Pabſtes, wäre gehalten worden: nicht aber in Beziehung auf die Geſchichte, die allerdings dadurch ſehr berichtiget wird.

Wenden Sie nicht ein, daß es gleichwohl

schwer zu begreifen sey, wie sich Lanfrancus so sehr könne geirret haben, da er doch selbst auf diesem Concilio zu Tours mit gegenwärtig gewesen; wie Ordericus Vitalis versichere. Denn das ist er nicht gewesen, und Vitalis verdienet mit diesem seinem Zeugnisse nicht den geringsten Glauben, ob es schon Ant. Pagi *) ohne Bedenken angenommen hat. Wäre Lanfrancus selbst gegenwärtig gewesen, so würde er gewiß nicht ermangelt haben, uns dessen auch selbst zu versichern. Und was hätte ihn damals nach Tours bringen sollen? Er konnte ja nicht wissen, daß die Sache des Berengarius auf dem Concilio daselbst vorkommen würde. Es geschah auf eigenen Betrieb des Berengarius, daß man sie außerordentlich vornahm; und das Concilium war ganz und gar nicht ihrentwegen ausgeschrieben worden, welches uns so viel neuere Scribenten, als z. E. Lupus, **) gern möchten glauben machen.

Selbst das Zeugniß des sonst mit dem Lanfrancus genau übereinstimmenden Guitmundus, welcher des Conciliums zu Tours gleichfalls erwähnet, ist diesmal für ihn nicht. Denn Guitmundus schreibt nur alles, was darauf verhandelt worden, dem Hildebrand zu, ohne des Pabstes, dessen Legatus Hildebrand war, namentlich zu gedenken. Der Umstand endlich, daß

*) In Annales Bar. ad annum 1055. §. 7.

**) Operum T. V. p. 6. 7.

gerade während des Conciliums die Nachricht von dem Tode des Pabstes eingetroffen, ist so besonders, zeichnet sich so merklich aus, daß Vergeßlichkeit oder Verwirrung sich kaum dabei denken läßt.

War nun aber Hildebrand, als er das Concilium zu Tours hielt, noch Leo des Neunten Legatus; war es der Tod dieses Leo, der es unterbrach: so gehöret es auch nicht in das Jahr 1055, sondern in das vorhergehende 54; als an dessen neunzehntem April Leo starb.

Was weiter hieraus für Verbesserungen in der Geschichte, und für Veränderungen in der Ordnung der Concilien sich ergeben, ist klar. Nicht allein müssen die Concilien zu Florenz und zu Lyon nunmehr nachstehen, indem das zu Tours sogar noch dem zu Narbonne vorgehen, und unmittelbar auf das vierte Römische unter Leo dem Neunten, folgen muß: sondern auch alle die andern drei Concilien, welche in dem Jahre 55 wider den Berengarius sollen seyn gehalten worden, sind in so fern für Erdichtungen zu erklären, als Victor der Zweite daran Antheil gehabt haben müßte.

Auch widerlegt sich noch ein Umstand, durch den sich das Concilium zu Tours merkwürdig gemacht hätte, aus dessen unumgänglicher Versetzung, nunmehr von selbst. Nach dem Baronius nämlich, — oder vielmehr nach dem Mariana, auf den sich Baronius lediglich bezieht, — soll

Kaiser Heinrich der Zweite bei diesem Concilium den König Ferdinandus von Castilien verklagt haben, daß er sich den Titel eines Kaisers von Spanien anmaße, und seine Abhängigkeit von dem Römischen Reiche weiter nicht erkennen wolle; und Victor der Zweite soll zum Besten des Kaisers den Ausspruch gethan haben. Die ganze Sache klingt ein wenig fabelhaft, und es wäre wenigstens sehr sonderbar, wann sich ein Deutscher Kaiser mit seinen Beschwerden gegen einen König von Spanien, an eine kleine Kirchenversammlung irgendwo in Frankreich sollte gewandt haben; denn daß ein Päbstlicher Legat dabei zugegen gewesen, das macht sie eben um so viel wichtiger nicht. Es sey aber die Sache selbst so wahr als sie wolle: von beiden Umständen kann doch nur Einer Statt gehabt haben. Ist sie auf dem Concilio zu Tours anhängig gemacht worden, so hat sie Victor auf diesem Concilio nicht entschieden: hat sie Victor entschieden, so kann sie auf dem Concilio zu Tours, auch nicht einmal vermittelst seines Legaten, seyn vor ihn gebracht worden.

Einen einzigen Weg wüßte ich, die Erzählung des Mariana noch zu retten: und dieser wäre, wenn man annähme, daß kurz auf einander zwei Kirchenversammlungen zu Tours gehalten worden; die erste, von welcher Berengarius redet, und die zweite das Jahr darauf, auf welcher die Gesandten des Kaisers möchten erschienen seyn. In der That finden sich auch Spuren von einer solchen zweiten, die bei den Sammlern der Concilien nicht vorkömmt. Doch was geht mich

das hier an? Sie werden nicht wollen, daß ich mich von unſerm Manne noch weiter entfernen ſoll. —

Die Stelle haben Sie nun ohne Zweifel erwogen, auf die ich mich oben, wegen des Biſchofes von Orleans bezog. Der Widerſpruch mit dem Durandus iſt, denke ich, ſo klar, daß ich nicht nöthig habe, noch etwas hinzu zu ſetzen. Dafür erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick bei dem Biſchofe von Angers zu verweilen, der ebenfalls auf dem Concilio zu Tours gegenwärtig war.

Es war Euſebius, mit dem Zunamen Bruno, welcher dieſe Würde ſeit 1047 bekleidete; es war eben der, der, nach einigen, den Berengarius zu ſeinem Archidiakonus in Angers gemacht hatte. Nach andern zwar, müßte Berengarius das bereits im Jahre 1040 geweſen ſeyn, und ich weiß nicht, was ich zu den Beweiſen davon ſagen ſoll. *) Gewiß iſt es, daß er, während des Conciliums zu Vercelli, noch Kanonikus an der Kirche des heil. Martinus zu Tours war; gewiß iſt es, daß er, auch während des Conciliums zu Tours, noch eben da, und nicht zu Angers lebte. Wenn er nun dem ungeachtet auch Archidiakonus zu Angers hätte ſeyn können, und wirklich geweſen wäre:

*) Mabillon Acta Sanct. Ord. S. Bened. Saeculi XI. Parte II. praef. §. 12.

so müßte man sich wohl nicht sehr an den alten Kanon, ut non nisi in unius civitatis Ecclesiis quisquam aliquod clericale officium accipiat, gekehrt haben, ob er schon auch damals, in einem Concilio über dem andern, aufs neue eingeschärft wurde. Doch dem sey, wie ihm immer sey; Berengarius sey auf dem Concilio zu Tours bereits des Eusebius Archidiaconus gewesen, oder nicht: genug, daß Eusebius der Meynung des Berengarius war. Dieses Zeugniß giebt ihm, wie Sie gelesen haben, Berengarius selbst: „cessi tamen consilio Episcopi Andegavensis, atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant, quod dicerem. Es ist also keine Verläumdung, keine ungegründete Sage, was man schon aus dem Durandus und Theoduinus von ihm gewußt hat, und weswegen ihn zu retten, sich so manche ganz vergebliche Mühe gemacht haben. Besonders ist es Natalis Alexander, *) und nach ihm sind es die mehrgedachten Französischen Benediktiner, **) welche den Verdacht durchaus nicht auf ihm lassen wollen, daß er jemals der Lehre des Berengarius ernstlich zugethan gewesen. Sie beziehen sich desfalls vornehmlich auf einen eigenen Brief des Eusebius, welchen Claudius Menardus

*) In Hist. Eccl. Saeculi XI. Dissert. I. art. 4.

**) Hist. Lit. de la Fr. T. VIII. p. 101.

zuerſt herausgegeben. *) Nun iſt es wahr, daß Euſebius in dieſem Briefe dem Berengarius ſein Mißfallen über die noch fortdauernde Streitigkeit zu erkennen giebt; aber dieſes Mißfallen an der Streitigkeit, als Streitigkeit, iſt nichts weniger als eine Mißbilligung der Meynung des Berengarius. Vielmehr ſpricht er von der ineptia atque insania Lanfranci, oder wiederholt doch wenigſtens dieſe Ausdrücke des Berengarius, ohne das geringſte dagegen zu erinnern, welches er gewiß nicht würde unterlaſſen haben, wenn Lanfrancus mehr Recht bei ihm gehabt hätte, als Berengarius. Euſebius wollte nur überhaupt über dergleichen Dinge nicht geſtritten wiſſen; er wollte, daß man ſich einzig und allein an die Worte der Schrift in Einfalt halte, und allen ſpitzfindigen Grübeleien über das Wie und Warum entſagen ſollte. Das war ſo übel nicht: werden Sie meynen. Allerdings nicht: und zuverläſſig iſt in dem ganzen eilften Jahrhunderte nichts Vortrefflicheres von einem Theologen geſchrieben worden, als dieſer Brief des Euſebius. Die Franzöſiſchen Benediktiner wundern ſich, daß er nicht in die neueſten Sammlungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel ſahen die Beſorger dieſer Sammlungen ihn nicht ſo ganz mit ihren Augen an. Ich zweifle, ob ſie ſelbſt ihn in eine Bibliothek der Kirchenväter aufnehmen

*) In Notis ad Augustini libros posteriores adversus Julianum, p. 499.

würden, deren Ansehen und Gebrauch er so sehr auf ihren wahren Werth herabsetzt. Porro, nos non Patrum scripta contemnentes, sed nec illa, ea securitate, qua Evangelium, legentes, (neque enim ipsi viventes et scribentes hoc voluerunt, et in suis opusculis ne id fieret vetuerunt) eorum sententiis, salva qua eis debetur reverentia, in tantae rei disceptatione abstinemus, ne si Patrum sensa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane inquisita, inconvenienter protulerimus, scandalum incurramus. Auch schon diese Stelle ist ungleich stärker gegen den Lanfrancus, als gegen den Berengarius; da Lanfrancus gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugnissen der Väter, als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetische Hülfsmittel gehören, entscheiden wollte. —

In der ausgezogenen Stelle von dem Concilio zu Tours, haben Sie denn nun auch die vierte Glaubensformel des Berengarius, über die drei schon bekannten. Diese vierte aber ist, der Zeit nach, die erste, und daher auch die simpelste, weil seine Feinde sich noch nicht einfallen ließen, was für verschiedene Begriffe man mit den nämlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt sie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und ist so gut als ein förmlicher Beweis, daß Berengarius selbst zur Zeit noch nichts Schriftliches darüber aufgesetzt hatte. Doch hiervon vielleicht ein mehreres, wenn

wir auf die Meynung des Berengarius besonders kommen. Ich scheine Ihnen wohl ohnedies vergessen zu haben, daß ich einen Brief schreibe und kein Buch.

Noch ist

7. das Concilium zu Rom, unter Nikolaus dem Zweiten

übrig; und ich schließe.

Wenn Victor vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er sich um den Berengarius und seine Lehre hätte bekümmern können und wollen: so dürfen wir uns noch weniger wundern, wenn auch sein Nachfolger Stephanus der Neunte, der den Stuhl noch kein Jahr besaß, ihn in Ruhe gelassen. Oder wer weiß, ob beide nicht wichtigere Ursachen hatten, eine Sache nicht weiter zu rühren, die sie weder gern verdammen, noch billigen wollten?

Wer weiß sogar, ob selbst Nikolaus der Zweite sie, aus eigener Bewegung wieder vorgenommen hätte? Denn so viel kann ich Ihnen aus unserm Manuscripte versichern, daß Berengarius nicht auf sein Erfodern, sondern schlechterdings freiwillig, auf eigenen Antrieb (ultroneus) nach Rom kam, um seine Lehre von ihm prüfen

zu lassen. Die nämliche Bereitwilligkeit, nicht erst zu warten, bis man ihm seine Vertheidigung abfodere, sondern sich selbst damit anzubieten, haben Sie schon zu Tours an ihm bemerkt. Und wenn es schon nichts weniger als einerlei für ihn seyn konnte, ob er sich zu Tours oder zu Rom wollte richten lassen: so konnten doch eben die Ursachen, welche ihm Muth gemacht hatten, mit dem Kardinal Hildebrand zu Leo dem Neunten nach Rom zu gehen, ihn auch jetzt vermögen, sich vor Nikolaus den Zweiten zu wagen.

Die wichtigste dieser Ursachen war unstreitig der eigene Beifall des Kardinals Hildebrand, mit dem er sich schmeichelte: und was für gute Hoffnung mußte er nicht haben, als Leo auch wirklich die ganze Sache dem Hildebrand auftrug? Wegen der mehrmals erwähnten Verstümmelung unsers Manuscripts, kann es zwar leicht seyn, daß ich die eigentlichen Triebfedern nicht kenne, durch die seine Hoffnung vereitelt ward. Aber daß der stürmische Kardinal Humbert mit dabei im Spiele gewesen, ist dem ungeachtet wohl gewiß. Dieser verhinderte es, daß Berengarius ordentlich vernommen, die Streitfrage nach Gründen ruhig erwogen, und nicht anders als nach dem Ausschlage beiderseitiger Gründe entschieden ward. Voll geistlicher Vermessenheit wollte er nicht zugeben, daß hier etwas noch lange zu untersuchen sey, sondern brauchte das Ansehen des Pabstes, einen Mann zu einem blinden Bekenntnisse zu zwingen, den er weder überzeugen konnte noch wollte. Er setzte die bekannte Formel auf, die seinen eigenen

Glaubensgenoſſen in der Folge ſo anſtößig geworden, daß ſie die plumpen Ausdrücke derſelben (corpus et sanguinem Domini sensualiter, non solum sacramento, sed in veritate, manibus sacerdotum tractari, frangi, et fidelium dentibus atteri) nur mit der Abſicht entſchuldigen können, es einem Ketzer damit ſo nahe als möglich zu legen; oder, wie Innocentius der Dritte ſich darüber erklärt, ne remaneret anguis sub herba. Dieſe Formel ſollte Berengarius beſchwören und unterſchreiben: er ſollte, und mußte, und beſchwor, und unterſchrieb. Denn auf Gründe hatte er ſich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

Sehen Sie nun, wie Lanfrancus das alles einkleidet: *) Nicolaus Papa comperiens te dicere, panem vinumque alteris post consecrationem sine materiali mutatione in pristinis essentiis remanere: concesse tibi, sicut superius dictum est, respondendi licentia, cum non auderes pro tuae partis defensione aliquid respondere, pietate motus ad preces tuas praecepit tradi scripturam tibi, quam superius posui.

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet ſo:

„Quod dicis comperisse Papam Nicolaum, de corde tuo loqueris, non de

*) Cap. V. p. 255. Edit. Dach.

veritate. Ego longe verius te, quod cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui abjurgatione adortus, cur me quasi feris objecisset inmansuetis animis, qui nec audire poterant spiritualem de Christi corpore refectionem, et ad vocem spiritualitatis aures potius obdurabant, minime ad hoc adducere potui, ut me ipse mansuetudine christiana, paternaque diligentia audiret, vel si id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui scripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendisset labore ultroneus, si non probandus, multo essem minus cum praecipitatione damnandus, sed potius ex otio christiana mansuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, misericordia, si ita res exigeret, admonendus urgendusque. Solum mihi ut in Hildebrandum ista conjicerem, respondit. Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, ubi de generatione et corruptione subjecti agitur, et contra consuetudinem scripturarum, ubi habes, *haec sunt generationes coeli et terrae*, materialem dicere voluisti, aliquid in me comperit; nec mihi respondendi licentiam fecit: nec quia non

auderem defendere partes meas, de quibus mihi in nullo minus constabat, quam binario geminato quaternarium constitui, sed quia comminatione mortis, et forensibus etiam litibus indignissima mecum agebatur tumultuaria perturbatione, usquequaque obmutui, nec ullas, quod mentitur scriptum tuum, ad Papam ego preces feci. Tantum cum obmutuissem, ne mecum Christianismo suo indigne agerent, corde convolvens, humi procubui; et secundum hoc, quod dicis, illum rectissime praecepisse, injustissime diceres, si verum dicere voluisses."

Hier wird des Humbertus nicht gedacht; ſondern alles ſcheinet durch die Hände des Kardinals Hildebrand gehen zu ſollen. Wie ſchon geſagt, ich kann nicht angeben, auf welche Weiſe dieſer gleichwohl endlich allen Einfluß auf das Geſchäft verlor. Aber haben wir nicht geſehen, wie ſtürmiſch es auf den Kirchenverſammlungen damals zuging? wie ſehr ſelbſt der Pabſt das wilde Geſchrei der kleinern Cleriſey fürchten, und ihm nachgeben mußte? Lanfrancus war hier ſelbſt zugegen, und er mochte ſeinen Mann an dem Humbertus bald kennen lernen. Wer das meiſte Lermen machen konnte, überkam die meiſte Gewalt: und auf das Lermen, das Toben, das Verdammen, das Nothzwingen, wer verſtand ſich beſſer,

als Humbert? Er hatte davon eine vortreffliche Probe kürzlich in Constantinopel abgelegt: was ihm da mit dem Nicetas Pectoratus gelungen war, das glaubte er, könne ihm mit dem Berengarius nicht fehlen. Der stolze häßliche Mann war dazu versehen, alle Trennungen der Kirche auf das Aeußerste zu treiben! Schon in der ersten Schrift mochte ihm Berengarius ziemliche Gerechtigkeit haben widerfahren lassen; aber Lanfrancus fand nicht für gut, mehr davon auszuziehen, als gerade nöthig war, die Vertheidigung und Heiligpreisung desselben anzubringen. Sie werden also hier nicht ungern ein Paar Stellen lesen, die Berengarius dieser Heiligpreisung seines Verfolgers in unserm Manuscripte, als seiner zweiten Schrift, entgegen setzt.

„Servum Domini Humbertum dixisti, quod, quantum ad id quod scribebas, vere dicere nequisti. Expertus in illo ego sum non Domini servum, sed Antichristi membrum, quod inferius apparebit. Tibi autem sanctum faciet tua erga me calumnia omnem, qui vecordiae tuae ineptus assensum non negaverit."

Und weiter hin:

„Quod de humilitate vitae et doctrinae Humberti confirmas, utinam non ex calumnia erga me tua, sed ex veritate firma-

firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio isto de mensa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter sed superbissime docuit, quia, ad praeferendum se mihi, contra ipsam veritatem, *corruptibile adhuc esse Christi corpus*, dicere non exhorruit. Romae ego affui: si humilitas in illio christiana fuisset, non me inauditum quasi haereticum condemnasset, potius me primo justus in misericordia corripuisset atque increpasset; si membrum ecclesiae fuisset, revera me audiens, si veritatis invenisset inimicum, ad renunciandum errorem meum, sub congruis judicibus, non cum gladiis et fustibus, sed christiana mansuetudine constitisset.“

Es kann gar wohl ſeyn, daß die heilloſe Aſſertion, corruptibile adhuc esse Christi corpus, dem Humbertus nicht blos in der Hitze des Zankes entfahren war. Denn ob er es ſchon den Griechen ſehr hoch aufgemutzt hatte, daß ſie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Faſten; als ob das geheiligte Brot gleich andern Speiſen zerſtöret, und in Nahrungstheile aufgelöſet werden könne: ſo hatte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein großes Verbrechen angerechnet, daß ſie mit den Brocken und Ueberbleibſeln des

geheiligten Brotes so nachlässig und unehrerbietig umgingen, sie auf die Erde fallen ließen, mit Schweinebörsten zusammen fegten, wie gemeines Brot verzehrten, vergrüben, in Brunnen würfen; *) als ob dadurch etwas mehr zerstöret werden könnte, als bloßes Brot. Bei den Griechen konnte beides sehr wohl mit einander bestehen. Denn hierdurch selbst gaben sie deutlich genug zu erkennen, daß sie im geringsten nicht das Brot für wesentlich in den Leib verwandelt hielten, daß nach ihrer Meynung Brot Brot bleibe, und daß nur mit einem gewissen Genusse desselben, sich etwas Höheres verbinde. Nicht dieses Höhere, glaubten sie, breche die Fasten; sondern das damit verbundene Brot: nicht dieses Höhere glaubten sie zu vergraben und in Brunnen zu werfen; sondern das Brot, welches außer jenem gewissen Genusse nichts weiter sey, als Brot, unbrauchbares Brot. Uebertretene Folgen also aus einer Lehre, die sie nicht annahmen, die sie nicht kannten, legte ihnen Humbertus als Ketzereien zur Last: und er selbst scheint fast geglaubt zu haben, daß das verwandelte Brot sonst überall, im Wasser und in der Erde, zertrennet und zerstöret werden könne, nur nicht in dem menschlichen Körper.

Einem solchen Manne trug man es denn auf,

*) Humberti Disput. de Azymo et Fermentato apud Baronium, T. XI. p. 715.

für die geſammte Kirche zu ſprechen und zu ſchreiben! Welcher Widerſpruch hätte unſinnig genug ſeyn können, zu welchem er den Berengarius nicht mit Schwert und Knüttel (gladiis et fustibus, wie dieſer mehr als einmal ſagt), eben ſo wohl gezwungen haben würde, wenn er ihn einmal für einen Lehrſatz ſeiner Kirche gehalten hätte? Auch pflegte er mit niemanden, über die abzufaſſende Formel, die geringſte Rückſprache; am wenigſten mit dem Berengarius ſelbſt. Nach dem Lanfrancus ſollte es zwar ſcheinen, als ob dieſes allerdings geſchehen, indem er ihn mit ſo vieler Dreiſtigkeit fragt: cur ergo scriptum hoc magis adscribitur Humberto Episcopo quam tibi, quam Nicolao Pontifici, quam ejus concilio quam denique omnibus Ecclesiis, quae id cum debita reverentia susceperunt? *) Aber Berengarius antwortet:

„Justissime id quidem; quia Humbertus auctor scripti erronei fuit, ego in corde errori non adsensi. Manu quidem — — — — **) subscripsi, verum

*) Cap. II. Edit. Dach. p. 235.

**) Hier fehlen einige Worte, die ich nicht herausbringen können; denn die Stelle iſt von der erſten Seite des Manuſcripts, die mehr als andere gelitten.

ut de consensu pronunciarem meo, nullus exegit. Tantum timore praesentis jam mortis scriptum illud, absque ulla conscientia mea jam factum, manibus accepi. Magis etiam Humberto quam Nicolao adscribendum fuit, quia, etsi ambo cum coecus coecum ducere debet, cadunt in foveam, minus tamen in sequente coeco, quam in eo qui de ducatu coecus praesumsit, fuerat culpa."

Und an einem andern Orte:

„Quod dicis, infamare me solitum Nicolaum Papam, Romanique Patres concilii, dum me solent de perjurio arguere amici, quasi ipsi mei fuerint causa perjurii, quam verum dixeris, viderit tua professio, viderit eruditio. Nullus enim amicorum de eo mecum quod scribat egit, nullus a me quod juraverim, unde satis superius sum locutus, audivit: nullus me docuit. Solus Humbertus ille, inconvento et inaudito me, sine mora et lima diligentioris secundum scripturas considerationis, quod voluit scripsit, nimiaque levitate Nicolaus ille, de cujus ineruditione et morum indignitate facile mihi erat non insufficienter scribere — — quod diceret Humbertus approbavit."

Ueber ſeine Schwachheit, daß er aus Furcht des Todes die Wahrheit verläugnet, drückt ſich Berengarius ſehr wohl aus; und was er darüber ſagt, iſt eben ſo rührend, als die Einrede des Lanfrancus: Nonne praestabat, si veram fidem te habere putabas, vitam honestam morte finire, quam perjurium facere, perfidiam jurare, fidem abjurare? grauſam und höhniſch iſt. O infelix homo, o miserrima anima, fährt Lanfrancus fort, cur te credere jurabas, quae tantopere inter se dissidere intelligebas? Warum? antwortet Berengarius; aus Furcht; aus einer Schwachheit, deren ich nicht Meiſter war: aber wenn ich darum ein unſeliger Menſch, eine verlorne Seele bin, ſo waren Aaron und Petrus eben ſo unſelige Menſchen, eben ſo verlorne Seelen; Aaron, der aus Furcht vor dem Murren des Volks, ihm einen Götzen machte; Petrus, der, aus Scheu vor einer Magd, ſeinen Meiſter verläugnete, von dem er kurz vorher ein ſo übermenſchliches Zeugniß abgelegt hatte. — Ich erſpare Ihnen die Stelle ſelbſt, die Sie Zeit genug in dem Originale leſen werden.

Nur einen Augenblick ſtehen Sie noch mit mir ſtille, um den ganzen Weg, den wir zurückgelegt, auf einmal zu überſehen. Und ich denke, wir ſind eben auf eine Anhöhe gelangt, die uns die ungehinderſte Ausſicht nicht allein rückwärts, ſondern auch vorwärts gewähret. Hier liegen alle Krümmungen des genommenen und noch zu nehmenden Weges deutlich vor unſern Augen, und wir erken-

nen überall die Ursachen, warum er so, und nicht anders laufen müssen.

Ich meyne, das Räthsel, wie sich Berengarius gegen so viele Kirchenversammlungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu seiner entsagten Meynung zurück zu kehren, und wie es gekommen, daß die Kirche sich gleichwohl gegen einen so hartnäckigen Relapsen so sanft und nachsichtsvoll erwiesen; dieses befremdende Räthsel ist gelöset.

Denn einmal haben wir gesehen, daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenversammlungen, und die Anzahl seiner Widerrufe und Abschwörungen, bei weitem so groß nicht ist, als sie ausgegeben wird. Das Concilium zu Paris ist ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel besser seyn; wenigstens ist sicherlich mit Zuziehung des Berengarius da nichts verhandelt worden. Die Concilia unter Victor dem Zweiten fallen alle weg. Auf den Kirchenversammlungen zu Rom und Vercelli, unter Leo dem Neunten, ward er ungehört und abwesend verdammt. Auf der zu Tours, die seinetwegen gar nicht angestellt war, ward nichts untersucht, ward nichts von ihm abgeschworen; sondern er übergab da lediglich sein Glaubensbekenntniß, und ließ sich nur gefallen, mit einem Eide zu bekräftigen, daß solches Bekenntniß seine wahre, eigentliche Meynung enthalte: so daß, nach aller Strenge, dieses Concilium nicht wider, sondern für ihn ist, indem man mit seinem Glauben zufrieden war, und nur

die Bekräftigung verlangte, daß es sein wahrer Glaube sey. Folglich bleibt nichts übrig als das Concilium zu Rom unter Nikolaus dem Zweiten, von dem man sagen könnte, daß es ihn seiner Ketzereien überführt habe: von dem man sagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müssen, weil er sich seinen Aussprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er sich diesen? Wie sehr Recht hatte er, sich noch immer für nichts weniger als sachfällig zu halten, und nach Niederlegung seiner Protestation, einen besser unterrichteten Pabst, ein freieres und würdigeres Concilium abzuwarten? Wie natürlich endlich war es, daß ein folgender Pabst, der sich durch das Zutrauen des Berengarius geschmeichelt fühlte, der es erkannte, wie unrechtlich man mit ihm verfahren, seine Angelegenheit für unabgethan, ihn für unverdammt erklärte, indem er sie aufs neue vornahm, und mit ihm den einzigen Weg einschlug, gegen dessen Rechtskräftigkeit er nichts einzuwenden haben könne, nämlich den Weg der vorläufigen Prüfung, deren man den Beklagten noch nie gewürdiget hatte?

Und wer war, zweitens, dieser billigere, bessere Pabst? Kein anderer, als Gregorius der Siebente; als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war, *) welcher (varitatis perspi-

*) S. oben Seite 143.

cuitate cognita) den Berengarius überredet hatte, sich getrost mit ihm zu Leo dem Neunten zu verfügen, der, ob er ihn schon ungehört, auf die einseitige Klage seines Feindes, verdammt habe, dennoch nach mündlicher Vernehmung des andern Theiles, gewiß nicht ermangeln würde, dem Neide seiner stolzen, und dem Tumulte seiner abgeschmackten Gegner ein Ende zu machen. *) Ohne Zweifel hatte dieser Hildebrand zwar, als Berengarius nachher, in ähnlicher Hoffnung, sich Nikolaus dem Zweiten darstellte, ihn, wie man es in der gemeinen Sprache auszudrücken pflegt, durchfallen lassen: daß ist, er hatte ihn, und seine gute Sache, dem Widerstande, den sie fanden, aufgeopfert; er hatte, um nicht zugleich mit ihm unterzuliegen, sich selbst aus der Schlinge gezogen, unerachtet die Schlinge den Zurückgelassenen dadurch um so viel stärker zuschnüren mußte. Aber es war doch auch, allem Ansehen nach, eben dieser Hildebrand gewesen, welcher unter dem nachfolgenden Pabste, Alexander dem Zweiten, wiederum dem Berengarius so viel Nachsicht auswirkte, daß er ungeahndet seinen Widerruf zurücknehmen, und sich so frei und kühn gegen den vorigen Pabst erklären durfte, welches alles Alexander weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundschaftlich er-

*) Cujus autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret. Ebendaselbst.

mahnte, von ſeiner Sekte abzulaſſen und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern. *) Denn Hildebrand war dieſes Alexanders Kanzler, penes quod officium universae Romanae Ecclesiae administratio vertebatur, wie Fr. Pagi gegen den Cohellius erwieſen hat. **) Und als er nun ſelbſt Pabſt ward, dieſer Hildebrand, was hätte ihn hindern ſollen, einen Verſuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und ſeinem ungern verlaſſenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieſer Verſuch waren die Kirchenverſammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius ſelbſt zugegen war, und Gregorius der Siebente alles für ihn that, was ſich nur immer ſicher thun ließ. Wenn er denn nun aber auch hier nicht durchdrang: ſo kennen Sie ſeine Geſchichte und ſeinen Charakter zu wohl, um leicht einzuſehen, warum er weder recht konnte, noch recht wollte. An Einſicht fehlte es ihm gewiß nicht; aber ein Mann von ſeinem Ehrgeize ſetzet die Wahrheit nur alsdann mit aller Macht durch, wenn er ſein Anſehen und ſeine Ge-

*) Alexander, successor Nicolai Papae, literis Berengarium satis amice praemonuit, ut a secta sua cessaret, nec amplius sanctam ecclesiam scandalizaret. Anonymus Chifletianus, apud Hard. Concil. T. VI. Par. I. p. 1015.

**) Brev. T. II. p. 388. edit. Antwerp.

walt mit ihr zugleich befestigen kann. Laufen diese hingegen die geringste Gefahr, so giebt er sie auf: er herrschte gern über erleuchtete Menschen; aber ehe er denn lieber nicht herrschte, mögen sie so unerleuchtet bleiben, als sie wollen. — Gedenken Sie nur an die gefährliche Parthei des Benno, welche Gregorius wider sich hatte, und wie hämisch ihn diese auch dann noch, als er den Berengarius zu seinem letzten Bekenntnisse vermocht hatte, als einen Anhänger desselben verschrie. Lächerlich aber ist es, wenn Baronius *) daraus, daß er den Berengarius bei seiner Lehre nicht geschützet, beweisen will, daß ihn die Parthei des Benno auch in diesem Stücke verläumdet habe. In diesem Stücke, wie wir nun wissen, that sie ihm gewiß nicht zu viel: und Gott wolle nur, daß verschiedene von ihren übrigen Beschuldigungen weniger gegründet waren!

V.

Allerdings mußte die Beschaffenheit der Lehre des Berengarius selbst dazu kommen, daß er den Anfallen seiner Feinde so lange widerstehen konnte. Sie mußte, diese Lehre, so irrgläubig und

*) Ad annum 1079. §. 3. T. XI.

der Kirche so fremd nicht seyn; er und Hildebrand, und etwa noch Eusebius Bruno, mußten die einzigen nicht seyn, die sich von ihr überzeugt hielten.

In wie weit dieses, zum Theil, selbst Gelehrte der Römischen Kirche neuerlich zugestanden, habe ich in dem ersten Briefe bereits berührt. *) Wenn Sie aber wollen, mein Freund, daß auch ich, nach Maßgebung unsers Manuscripts, mich etwas weiter darüber auslassen soll: so müssen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu sprechen, und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu lassen. Ich wünschte, daß ich dieses schon dort gethan hätte. Denn ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lippen einer Wunde, die man so gern sich schließen sähe, aufs neue klaffen zu machen gesucht, nachdem so viele würdige Männer beider Kirchen alles gethan haben, die Harschung durch Heftpflaster zu erzwingen; das ist, sich wenigstens in Worten einander zu nähern, welches dem und jenem so trefflich gelingt, daß man das ganze Heftpflaster nur für ein Schminkpflästerchen halten sollte.

Ich sage also so; wenn es eine Kirche, oder Gemeinden einer Kirche giebt, welche die sichtbaren Stücke des Abendmahls für bloße Zeichen er-

*) Seite 16. 17.

kennen, welche keinen andern Genuß darin zugeben, als einen geistlichen, welchen dieser geistliche Genuß weiter nichts, als eine Zurechnung im Glauben ist: so können diese Kirche, diese Gemeinden, keinen Anspruch auf die Beistimmung des Berengarius machen. Denn Berengarius lehrte und bekannte eine wahre, wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes: und es würde sehr unbillig und grausam seyn, wenn man ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrücklichen Bekenntnisse, sondern dieses nach jenen verstehen und beurtheilen, und aus etwaniger Zweideutigkeit jener schließen wollte, daß er etwas anders mit dem Munde bekannt, und etwas anders im Herzen geglaubt habe.

Ich setze hierbei als bekannt voraus, was ein zeitverwandter Gegner des Berengarius, der die Anhänger desselben tief und genau ausgeholt zu haben versichert, ihm aus dem Munde dieser Anhänger für ein Zeugniß ertheilet hat. So schreibt nämlich Guitmundus: *) Berengariani omnes quidem in hoc conveniunt, quia panis et vinum essentialiter non mutantur: sed ut extorquere a quibusdam potui, multum in hoc differunt, quod alii nihil omnino de corpore et sanguine Domini sacramentis istis

*) De Sacramento lib. I. p. 32. edit. Vlimmerianae.

inesse, sed tantummodo umbras haec et figuras esse dicunt. Alii vero rectis Ecclesiae rationibus cedentes, nec tamen a stultitia recedentes, ut quasi nobiscum aliquo modo esse videantur, dicunt ibi corpus et sanguinem Domini revera sed latenter contineri, es ut sumi possint quodam modo (ut ita dixerim) impanari. Et hanc ipsius Berengarii subtiliorem esse sententiam ajunt. Dieſe letzten Worte ſind ſo entſcheidend, daß der Katholik Blimmer, welcher den Guitmundus 1561 wieder herausgab, nicht umhin konnte in einer Randgloſſe hinzuzuſetzen: Hanc sententiam videtur sequi Lutherus. Nun iſt es zwar eben ſo falſch, daß Luthern der eigentliche Begriff der Impanation zur Laſt zu legen, als gewiß es mit iſt, daß ſich Berengarius deſſelben nicht ſchuldig gemacht. Aber aus Blimmers Wahne erhellet doch immer ſo viel, daß er beide einerlei zu lehren, beide von Läugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu ſeyn, geglaubt hat; ſo wie es, nach den Worten des Guitmundus, ein jeder glauben muß.

Desgleichen ſetze ich alles voraus, was bereits Mabillon, und nach ihm Martene und Durand, aus den Schriften des Berengarius ſelbſt, ſo viel ſie deren brauchen können, über die wahre Meynung deſſelben geſagt haben, welches ich für eben ſo unwiderleglich, als noch bis jetzt unwiderlegt halte; wie es denn auch durch unſer Manuſcript, Stück für Stück, auf das vollkommenſte beſtätiget wird. Blos diejenige Folge-

rung des Martene und Durand, gegen welche Clericus eine ziemlich blendende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Materie zu gehen.

Es waren folgende Worte des Berengarius, aus seiner Nachricht von dem letzten wider ihn gehaltenen Concilio unter Gregorius dem Neunten: „Quod scripserunt de improprietate naturae et veritate substantiae, contra me non scripserunt; ego ita habebam, panem et vinum sacrata in altari esse non alius cujusdam, sed proprium Christi corpus: non fantasticum, sicut Manichaei, sed verum et humanum:“ *) — Diese Worte, sage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, Martene und Durand, vorzüglich vor allen andern, mit der Anmerkung begleiten zu müssen glaubten, daß aus ihnen erhelle, Berengarius habe blos die Transsubstantiation, keineswegeſ aber die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle, geläugnet. Nun will ich jetzt nicht untersuchen, ob sie nicht passendere Worte zu einer solchen Anmerkung hätten finden können: sondern ich will blos, was Clericus dagegen erinnert hat, erwägen. **) „Berengarius,“ sagt dieser reformirte Gelehrte, „hat seine Leser mit der

*) Thesauri novi Anecdot. T. IV. p. 107.

**) Bibl. anc. et moderne. T. XV. p. 506.

„Zweideutigkeit des Wortes wahr zum Beſten;
„er will aber weiter nichts ſagen, als daß das
„Brot und der Wein in dem Abendmahle nicht
„Zeichen eines eingebildeten Körpers, ſondern
„Zeichen eines wahren menſchlichen Körpers wä-
„ren. Hier iſt nichts, was nicht diejenigen, wel-
„che die wirkliche Gegenwart läugnen, nicht eben
„ſo wohl ſagen könnten; ja was ſie nicht ſogar
„ſagen müſſen. Das geheiligte Brot, und der ge-
„heiligte Wein ſind die Zeichen eines wahren
„Körpers, der aber nicht anders gegenwärtig iſt,
„als durch den Glauben derer, die ſie genießen."

Wahrlich, das nenne ich, einem auf den Kopf etwas zuſagen! Wie? weil gewiſſe Leute gewiſſe Worte, zu Folge eines gewiſſen ſtillen Vorbehalts, ſo und ſo verſtehen können: ſo muß jeder, der dieſe Worte braucht, ſie eben ſo verſtanden haben? Ich ſollte meynen, von dem man dieſes verſichern will, von dem müßte man vorher erwieſen haben, daß ihm ein ſolcher ſtiller Vorbehalt bekannt und geläufig geweſen. Und wie hätte Clericus es anfangen wollen, das von dem Berengarius zu erweiſen? Wo hat Berengarius jemals ſich merken laſſen, daß ihm das Wort ſeyn ſo viel heiße als bedeuten? Es iſt wahr, auch er nennet das Brot und den Wein Zeichen: nämlich, in ſo fern ſie das Sichtbare ſind, unter welchem und mit welchem wir das Unſichtbare wirklich zu erhalten glauben. Aber iſt das der Sinn, den Clericus mit dem Worte Zeichen verband? Gewiß nicht; ihm hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man ſich eines andern Dinges erin-

nern kann, ohne das man darum, indem man jenes besitzt oder überkömmt, auch nothwendig dieses besitzen oder überkommen muß.

Wenn die Gegner des Berengarius ihn auf den Zahn fühlen wollten, ob er nicht blos aus dem Vorurtheile des Manichäischen Irrthums, daß der Leib Christi ein leeres Blendwerk gewesen, die wesentliche Verwandlung des Brotes läugne: wie konnte er anders, als in den angeführten Worten dagegen protestiren? Aber konnte er in dem Antimanichäischen Verstande den Leib Christi nicht einen wahren Leib nennen, und doch auch glauben, daß dieser wahre Leib auf eine eben so wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings konnte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweise berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilio zu Tours angeführt habe. Was er hier durch, panem et vinum sacrata in altari esse verum et humanum Christi corpus ausdrücket, das hat er dort *) durch, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse revera corpus et sanguinem ausgedrückt. Daß aber revera, als ein Adverbium, zu esse gehört, und nicht zu corpus, wer kann das läugnen? Und wer muß nicht zugeben, daß folglich sein vollständiges Glaubensbekenntniß, wenn

*) Seite 144.

wenn er Chikanen hätte vorherſehen können, die man ihm nach ſieben hundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrücke verbinden und ſonach „panem et vinum altaris post consecrationem esse revera verum corpus et sanguinem Christi“ lauten würde? Oder könnte auch das ſodann weiter nichts heißen, als daß Brot und Wein wirkliche Zeichen eines wirklichen menſchlichen Leibes wären? Denn es giebt ja wohl auch verblümte Zeichen!

Ich bin verſichert, mein Freund, daß unſer Manuſcript dergleichen bis in das Unendliche laufenden Vermuthungen ziemlich Schranken ſetzen wird. Denn da ſeine vornehmſte, einzige Abſicht dahin gehet, die von dem Humbertus aufgeſetzte Formel, zu welcher ſich Berengarius unter Nikolaus dem Zweiten, bekennen müſſen, gegen die Rechtfertigungen des Lanfrancus, in allen Stücken aufs neue zu beſtreiten und zu widerlegen; dieſe Formel aber beides, ſowohl die Lehre, welche Berengarius abſchwören, als auch die Lehre, welche er beſchwören müſſen, enthält: ſo werden Sie, in Anſehung erſterer, welche Humbertus in die Worte gefaßt hatte, panem et vinum, quae in altari ponuntur, post consecrationem solummodo sacramentum, et non verum corpus et sanguinem Christi esse, ſo deutliche, ſo feierliche, ſo oft wiederholte Erklärungen finden, wie dieſes die Meynung des Verfaſſers ſchlechterdings nicht ſey, und nie geweſen ſey, daß

er der größte, schimpflichste Heuchler von der Welt seyn müssen, wenn er dem ungeachtet bei dem, was er für seine wahre Meynung ausgiebt, nichts mehr gedacht hätte, als was sich bei der Lehre von dem bloßen Zeichen denken läßt.

Hingegen werden Sie in Ansehung derjenigen Lehre, zu welcher er sich gezwungen bekennen mußte, nichts anders als solche Gründe und Einwürfe von ihm gebraucht finden, die schlechterdings nur wider die Transsubstantiation, und keinesweges gegen die wirkliche Gegenwart überhaupt, zu brauchen stehen. Er ist weit entfernt, seinen Gegnern im geringsten streitig zu machen, daß in Kraft der Consecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brote und dem Weine vorgehe; wovon die, so viel ich verstehe, doch wohl nichts zu sagen haben können, welche Brot und Wein für bloße Zeichen erkennen. Er streitet einzig und allein über die Art und Weise dieser Veränderung; und behauptet, daß die, welche Paschasius zuerst gelehret, so unmöglich, so abgeschmackt sey, daß sich ohne offenbar wider einander laufende Worte auch nicht einmal davon sprechen lasse. Von dieser nur, welcher im Grunde der Name Veränderung gar nicht zukomme, indem sie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung, und auf der andern eine neue Entstehung sey, sagt er, daß sie weder in der Schrift, noch in den Vätern, den geringsten Grund habe.

„Da de Propheta, de Apostolo, de Evangelista locum aliquem, unde mani-

festissimum sit, ita debere sentiri de sacrificio populi christiani, ut non in eo sibi constet subjectum panis. Fac manifestum, verba ista tua, *non remanere panem et vinum in pristinis essentiis;* et si panem videat, qui communicat mensae dominicae, non tamen, quod panem sensualem videat, sibi fidem debere habere, miraculo id attribuendum esse; et ratum habeatur quicquid tibi videbitur contra veritatem afferre. Nec putet qui ista legerit, afferre me, non fieri panem corpus Christi de pane per consecrationem in altari: fit plane de pane corpus Christi, sed ipse panis, non secundum corruptionem subjecti, panis, inquam, qui potest incipere esse quod non erat, fit corpus Christi; sed non generatione ipsius corporis, quia corpus Christi semel ante tot tempora generatum generari ultra non poterit; fit inquam panis quod ante consecrationem numquam fuerat de pane, vel de eo, quod ante fuerat commune quoddam, beatificum corpus Christi, sed non ut corpus Christi esse nunc incipiat per generationem sui, quia ante tot tempora beata constans immortalitate, non potest corpus illud etiam nunc esse incipere."

Daher denn die häufigen Klagen des Berengarius, daß es nur, um ihn verhaßt zu machen, geschehe, wenn Lanfrancus von ihm sage, daß er überhaupt von keiner Verwandlung des Brotes und Weines, überhaupt von keiner wesentlichen Gegenwart Christi in dem Abendmahle wissen wolle, weil er diese einzige Art derselben ihm nicht zugestehe.

„Quod de conversione panis et vini in verum Christi corpus et sanguinem opportuniori scribis reservare loco, ego interim dico: panem et vinum per consecrationem converti in altari in verum Christi corpus et sanguinem, non mea, non tua, sed evangelica apostolicaque simul authenticarum scripturarum, quibus contra ire fas non sit, est sententia, nisi contra sanitatem verborum istorum sinistra aliquid interpretatione insistas. Quod si facis non solum te, sed et angelum de coelo vulgo deputare non dubitem. Dum dicis converti in veram Christi carnem et sanguinem, quam diceres conversionem, est enim multiplex et vera conversio, minime assignasti. Dicens autem tuam esse tuorumque sententiam hanc, quasi non sit mea, sed potius putem vecordium esse sententiam eam, panem et vinum altaris converti in veram Christi carnem et sanguinem,

quantum potest scriptum tuum mihi invidiam comparat.“

Aber wann würde ich aufhören können, falls ich ſo fortfahren wollte, Ihnen die Stellen ſelbſt abzuſchreiben? Und wie viele würde ich Gefahr laufen, Ihnen ganz vergeblich abzuſchreiben? In einigen würden Sie die Stärke vermiſſen, die ſie für mich in dem Zuſammenhange gehabt; andere würden Ihnen nichts, als Wiederholungen zu ſeyn ſcheinen: und endlich hätte doch wohl keine den Punkt getroffen, auf den es nach Ihrer Meynung eigentlich ankäme. Wir müſſen uns ſelbſt erſt hierüber mündlich erklären: und mündlich, das Manuſcript in der Hand, denke ich allen Schwierigkeiten begegnen zu können, die ſich der denkende Kopf gerade gegen das am liebſten macht, was er wahr zu ſeyn, am meiſten wünſchet.

Auf einige Fragen indeß, die mir einmal über das andere beigefallen, ſo oft ich mir von den Sakramentariſchen Streitigkeiten überhaupt einen Begriff machen wollen, möchte ich Sie wohl erſuchen, ſich im voraus gefaßt zu halten. Nur fürchten Sie nicht, daß dieſe Fragen dogmatiſchen Inhalts ſeyn werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigſten wird mir es einfallen, die Hand nach der ſchwankenden Lade des Bundes auszuſtrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geſchichte des Dogma; höchſtens ein Vorurtheil, welches aus dieſer Geſchichte ſich für die eine oder die andere Meynung ergeben dürfte.

Nämlich: wenn die Lehre der bloßen Zeichen die älteste, erste, ursprüngliche Lehre gewesen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transsubstantiation daraus hätte entstehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung seyn, dergleichen doch der menschliche Verstand nie, selbst nicht in seinen Abweichungen von der Wahrheit, begehet? Um diesen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von selbst auf eine dritte Lehre kommen müssen, durch welche der Uebergang von jener ersten auf jene zweite erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre könnte dieses seyn, als die Lehre von den prägnanten Zeichen, wie ich sie der Kürze wegen nennen will.

Wäre nun aber, frage ich weiter, diese dritte Lehre schon vor Alters, schon vor der Lehre der Transsubstantiation, vorhanden gewesen, so wie sie jetzt wirklich vorhanden ist; wäre sonach die ganze Progression diese, daß man erst bloße Zeichen, hernach prägnante Zeichen und endlich, in das Ding selbst verwandelte Zeichen geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, daß nur über die letzte Fortschreitung, von den prägnanten Zeichen auf in das Ding selbst verwandelte Zeichen, so viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entstanden wären? Wie wäre es gekommen, daß die erste Fortschreitung von den bloßen Zeichen zu prägnanten Zeichen, dagegen so ruhig abgelaufen, so ganz und gar keinen Widerspruch gefunden hätte, da sie doch den Grund zu jener gelegt, und in der That weit kühner als jene

ist, weit anstößiger als jene hätte seyn müssen? Oder sind Ihnen Streitigkeiten über diese erste Fortschreitung in den älteren Zeiten bekannt?

Mir nicht; und so frage ich, bis Sie mir dergleichen nennen, endlich auf mein Ziel los. Sind keine Streitigkeiten darüber entstanden, was ist wahrscheinlicher, als daß keine entstehen können? Und wie haben keine entstehen können? Wie anders, als daß die Fortschreitung selbst nicht Statt gehabt? Wie anders, als daß es nicht wahr ist, daß man, anstatt der bloßen Zeichen, prägnante Zeichen einschleichen lassen, sondern daß, nicht die Lehre der bloßen, sondern die Lehre der prägnanten Zeichen, die erste ursprüngliche Lehre gewesen?

Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verstehen; ich weiß nicht, ob ich nicht etwas frage, worauf man schon längst geantwortet hat: aber ich weiß, daß daraus wenigstens ein Gespräch unter uns werden kann, und daß ich mich auf jedes Gespräch mit Ihnen freue. Leben Sie wohl.

Anhang.

Berichtigung einiger Stellen vorstehender Abhandlung durch Konrad Arnold Schmid.

Seite.	Zeile.	anstatt:	liest der Codex:
86.	17.	*vt* cum vulgo	*et* cum vulgo
100.	16.	verbis *audiret*	verbis *audiretur*
101.	25.	Zelo *Domini*	Zelo *Dei*
102.	20.	in *congressibus*	in *consessibus*
103.	7.	*manifestum* dedit	*manifestissimum* dedit
—	16.	*incertum*, cognomento Capreolum	*Iterium* (Icterium) cognomento Capreolum
—	26.	regnum *Domini*	regnum *Dei*
116.	30.	vbi quam *maxime* et mihi i. h. n. e. r. h. commiseratio	vbi quam *maxima* et mihi i. h. n. e. r. h. commiseratio
117.	2.	*maxime* nihilominus Papae illi indignatio	*maxima* nihilominus Papae illi indignatio
—	12.	ire cogendus	ire cogendus *est*

Seite.	Zeile.	anſtatt:	lieſt der Codex:
117.	29.	dare debuit *gratiam*	dare debuit *gloriam*
118.	24.	admirari *sufficiat*	admirari *sufficiet*
119.	11.	nulla librum alia	nulla librum *illum* alia
—	24.	altare *Domini*	altare *Dei*
120.	19.	*et* damnatam	*atque* damnatam
121.	30.	misit *Vercellas*	misit *Vercellis*
122.	4.	responderet quod	respónderet *ad interrogata* quod
—	5.	visum est	visum est *illi*
142.	9.	*quam* turbae erraticae	*quod* turbae erraticae
—	12.	Dicta *repeto*	dicta *repete*
143.	10.	nihil vllo modo *incertum*	nihil vllo modo *certum*
—	14.	*Domino* viuenti	*Deo* viuenti
144.	11.	atque Autisiodorensis	atque *Episcopus* Autisiodorensis
—	12.	*in* Eucharistia	*de* Eucharistia
—	14.	*Itaque* factum	*Ita ergo* factum
145.	5.	*consedeant*	*consederant*
—	—	*dixere Episcopi*	*dixerunt Episcopos*
—	6.	*libitum* habituros	*liberum* habituros
—	7.	non *differret*	non *differrent*
—	21.	*Andegauensis*	*Andecanensis*
—	27.	in corde et ore	in corde et *in* ore
—	28.	quae iurarem	*quod* iurarem
146.	5.	*e* consilio eorum	consilio eorum
—	11.	*prae* cuius	*pro* cuius
—	12.	*Domini* misericordia	*Dei* misericordia
—	24.	est *persecutus* negotia	est *prosecutus* negotia

Seite.	Zeile.	anstatt:	liest der Codex:
158.	2.	*quod* cum Nicolao egerim	*quid* cum Nicolao egerim
—	8.	aures potius *obdurabant*	aures potius *obturabant*
—	14.	tanto *condentisset* labore	tanto *contendissem* labore
—	21.	*Hildebrandum*	*Hildebrannum*
—	22.	coniicerem, respondit	coniicerem, *Papa* respondit
160.	17.	seruum *Domini*	seruum *Dei*
—	20.	*Domini* seruum	*Dei* seruum
161.	14.	ad *renunciandum*	ad *reuincendum*
—	15.	errorem meum sub	errorem meum *mecum* sub
163.	21.	Manu *quidem*	Manu, *quod*

Lessing sagt in einer Anmerkung: Hier fehlen einige Worte, die ich nicht herausbringen können. Diese Lücke habe ich zu ergänzen, und dadurch die ganze Stelle zu berichtigen, das Glück gehabt. Die herausgebrachten Worte der beinahe völlig verwischten ersten Seite der Handschrift, geben einen Sinn, der dem gerade entgegen ist, worauf Lessing, durch das falsch gelesene: Manu *quidem* — subscripsi *verum vt* — verfallen war. Die Stelle lautet nach der richtigen Ergänzung so: Manu, *quod mendaciter ad te pervenit, non* subscripsi; *nam* vt de consensu pronunciarem meo, nemo exegit. Berengarius hatte also seine Unterschrift nicht widerrufen, oder abgeleugnet; er hatte die Schrift des Humbertus gar nicht unterschrieben.

Seite.	Zeile.	anſtatt:	lieſt der Codex:
165.	22.	*verum* vt	*nam* vt
164.	2.	*nullus* exegit	*nemo* exegit
—	7.	cum coecus *coecum ducere debet*	cum coecus *coeco ducatum praebet*
		Die Stelle, die Berengarius hier anbringt, iſt aus Math. 15. v. 14. genommen. Die Vulgata drückt ſie ſo aus: Coecus autem si coeco ducatum *praestet* —	
—	8.	*minus* tamen	*minor* tamen
—	19.	mecum quod *scribat* egit	mecum quod *scribis* egit
—	29.	quod *diceret* Humbertus	quod *dixerat* Humbertus
179.	22.	quod ante consecrationem nunquam	quod nunquam ante consecrationem
—	23.	*vel* de eo	*scilicet* de eo
—	24.	commune *quoddam*	commune *quiddam*
—	25.	sed non, vt corpus Christi esse nunc incipiat per generationem sui. Hier iſt eine Zeile der Handſchrift überſehen. Die ganze Stelle heißt: Sed non, vt *ipse panis per corruptionem esse desinat panis; sed non vt* corpus Christi esse nunc incipiat per generationem sui.	
180.	9.	Quod de conuersione panis	Quod de conuersione, *inquio* ego, panis
—	11.	opportuniori scribis reservare loco	opportuniori *te* scribis reservare loco
181.	1.	*quantum* potest scriptum tuum mihi inuidiam	*quantam* p. s. t. m. inuidiam

Da der Wolfenbüttelsche Codex 228 Seiten hat, und die von Lessing streuweise daraus angeführten Stellen, einem Leser, der sie dereinst vielleicht, des Zusammenhanges wegen, gerne vergleichen möchte, aus einem so weitläuftigen Werke herauszusuchen, beschwerlich und ekelhaft seyn muß, so hoffe ich, durch nachstehende Angabe derselben keine überflüssige Bemühung übernommen zu haben.

	Die Handschrift.				Lessings Ankündigung.	
Cur ergo scriptum	Seite	1.	Zeile	8.	Seite	69.
Iustissime id quidem	—	1.	—	15.	—	163.
Servum Domini	—	5.	—	6.	—	160.
Quod de humilitate	—	7.	—	21.	—	—
Quod meum ad te scriptum	—	9.	—	20.	—	77.
Quod promulgatam	—	11.	—	20.	—	99.
Dicens omnibus	—	14.	—	1.	—	101.
Ad eam synodum	—	15.	—	22.	—	116.
Quod sententiam	—	18.	—	17.	—	80.
Compellit me	—	23.	—	2.	—	141.
Quod de conuersione	—	30.	—	1.	—	180.
Quod dicis infamare	—	41.	—	18.	—	164.
Quod dicis comperisse	—	43.	—	6.	—	157.
Da de propheta	—	64.	—	5.	—	178.

II.

Ueber die

so genannten Fabeln

aus den Zeiten

der Minnesinger. *)

Erste Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweitz, welche sich um den Schwäbischen Zeitraum der deutschen Dichtkunst so sehr verdient gemacht haben, schickten, ehe sie mit der großen Manessischen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorschmack einen Band alter Fabeln voraus, die sie

*) Zur Geschichte und Literatur. Erster Beitrag, S. 1. u. f.

ungefähr aus den nämlichen Jahren zu seyn urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte unserer Literatur ist, der kennet diese Fabeln, die unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Oktav heraus kamen, und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer ächten und lautern Sprache zu schätzen wissen, mit so vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß sie der Welt an diesen Fabeln etwas geliefert, was ihr so gut als völlig neu seyn müsse. Sie hielten sich nämlich für versichert, daß außer der Hälfte derselben, welche der Straßburgische Professor, Joh. Geo. Scherz, von 1704 bis 1710 in eilf akademischen Dissertationen, mit einem weitläuftigen Kommentar abdrucken lassen, sonst nichts davon im Druck erschienen sey; und sie also diejenigen wären, welche das Ganze zuerst aus ihren Handschriften bekannt machten.

Wenn Herausgeber so etwas glauben; so glaubt es die Welt natürlicher Weise mit: denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlassen, so genaue Kundschaft als möglich desfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweizern die Ehre der ersten vollständigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgestritten worden: und ich selbst bin länger als zehn Jahre der festen Meynung gewesen, daß sie ihnen auch nicht abzustreiten stehe.

Denn nur erst 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben diese Fabeln seyn könnten, welche schon längst einmal gedruckt gewesen und schon längst wieder vergessen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mir auf die Spur dieses Verdachtes geholfen.

Es war der Herr von Heineke; in seiner Nachricht von einer gelehrten Reise, die er das Jahr vorher durch Niedersachsen und Holland unternommen hatte. *) Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Ursprungs der Druckerei zu thun gewesen war, (besonders in so fern sie in der alten Formenschneiderei zu suchen,) und er in solcher Absicht alle dahin einschlagende Seltenheiten, welche in den Bibliotheken dasiger Gegend aufbewahret werden, in Augenschein genommen hatte: so war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutsches Fabelbuch mit Holzschnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte stehet, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beschreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht sagen, daß der Herr von Heineke der erste oder einzige gewesen, der dieses alte Fabelbuch gekannt und seiner Aufmerk-

*) Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen, Th. II. S. 21.

samkeit gewürdigt hätte. Es war schon vor ihm von verschiedenen Bücherkennern angeführt worden; besonders vom Johann Saubertus, in dem Anhange seiner Geschichte der Nürnbergischen Bibliothek, wo er die ersten Drucke dieses Bücherschatzes anzeiget, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchstaben gesetzt, sondern von eingeschnittenen Tafeln abgedruckt worden. *) Allein weder Saubertus, noch sonst jemand, hatte etwas daraus mitgetheilt, woraus der nähere Inhalt zu schließen gewesen wäre: und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerksamkeit, dieses zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit größern Werth erhält, als ihm von der typographischen Seite gebühret. Er führte nämlich die ersten Zeilen der ersten Fabel daraus an:

Einsmals ein Affe kam gerannt
Da es viel guter muse fand u. s. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger viel weniger müssen gelesen haben, als ich sie wirklich gelesen hatte, wenn mir nicht sogleich hätte einfallen sollen, daß diese zwei Zeilen ja wohl auch der Anfang der allererſten Fabel von ihnen

*) Jo. Sauberti Historia Bibliothecae Reip. Noribergensis. Norib. 1643. in 12mo. p. 116.

ihnen wären. Denn daß muſe für nuſſe, es für er, verdruckt ſey: das verſtand ſich von ſelbſt. Was war alſo natürlicher, als der Gedanke, ob das Bambergiſche Fabelbuch wohl nicht noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? Ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekannter Abdruck derſelben ſey?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunſchweig, ſehr bald und leicht hinter die wahre Beſchaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede ſolcher Spuren ſelbſt verfolgen? Hier iſt deutlich genug darauf gewieſen; der Fingerzeig wird mehrern in die Augen fallen: und wir werden bald hören, woran wir ſind.

Nur als ich ſelbſt nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich ſogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geſchehen würde, dennoch bisher unterblieben ſey. Und da wäre es denn unſtreitig mehr Läſſigkeit, als Enthaltung geweſen, wenn ich es nicht mit eins von meinen Erſten ſeyn laſſen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewiſſern zu belehren.

Es geſchah: und mit dem erſten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entſchieden. Ich fand nämlich zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieſes zu Bamberg ſchon 1461 gedruckte Fabelbuch,

schlechterdings nichts anders als eben die Sammlung alter Fabeln ist, welche erst Scherz und dann die Schweizer herausgegeben; unwissend, daß man ihnen längst damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den sie ihres Fleißes für so werth hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerei für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunst allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieses die Sache nicht war, — wie man denn auch wohl schwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerst gedruckt wurden, auch zuerst gedruckt zu werden verdienten — so erhellet doch wenigstens aus dem so schleunigen Abdrucke dieser Fabeln, daß sie damals ein Buch gewesen, welches viel gelesen ward: denn wenn die Wahl der ersten Drucker schon nicht immer auf die besten Bücher fiel, so fiel sie doch sicherlich immer auf die gangbarsten.

Eine Anmerkung dringt sich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich sie ganz verschweigen sollte. — Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas seyn kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck, war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweimal, als etwas ganz Neues, aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Literator verachtet meistens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Literator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul. —

Wer sich indeß auf die Seltenheit eines deutschen Drucks von 1461 versteht, wird leicht begreifen, daß weder Scherz, noch den Herren Schweizern aus ihrer Unwissenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre sonst eben, als ob man von ihnen verlangte, daß sie auch alle Handschriften sollten gekannt haben, die von den nämlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich ist ein so früher Druck an Seltenheit einer Handschrift vollkommen gleich; und der insbesondere, von dem die Rede ist, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handschriften von diesen Fabeln kenne ich doch wenigstens sechse; da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweites Exemplar, außer dem unsrigen, nicht nachzuweisen wüßte. Wenigstens macht es mir der Herr von Heineke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird gesehen haben, annoch in der Nürnbergischen Bibliothek befindlich ist, oder ob es gar jemals daselbst vorhanden gewesen. *)

*) Nämlich in einem neuen Werke (Idée générale d'une Collection complette d'Estampes etc. à Vienne 1771. p. 275.) in welchem er die in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen ertheilte Beschreibung, mit einigen Zusätzen wiederholt hat.

Was aber, wie gesagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln stehet, das würde einem Bibliothekar, der eine so einzige Merkwürdigkeit unter seinem Beschlusse hat, sehr zu verdenken seyn. Denn von diesem verlangt man sogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen soll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich denn, mit folgender Nachricht selbst bei denen keinen Undank zu verdienen, die ihr schriftstellerisches Verdienst um eine Kleinigkeit dadurch geschmälert finden dürften.

— Also zuvörderst das Aeußerliche und Materielle des Buchs zu beschreiben: so setze ich zu dem, was der Herr von Heineke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzschnitten desselben gesagt hat, noch dieses hinzu. *) — Das Papier ist von ziemlicher Stärke, aber nicht von besonderer Weiße; und hat zum Zeichen den aus den Maynzischen alten Drucken so bekannten Ochsenkopf. Ich merke dieses darum an, weil es sonach ein sichtbarer Beweis ist, daß besagtes Zeichen nicht schlechterdings einen Faustischen Druck beweiset, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel,

*) Nämlich daß es in klein Folio sey, und über jeder Fabel ein Holzschnitt stehe, dergleichen er einen kopiren, und ihn sowohl seinen Nachrichten als dem angeführten französischen Werke beidrucken lassen.

aber doch, so viel ich weiß, noch kein wirkliches Beispiel entgegen gesetzt haben. *) — Die Blätter, deren in allen acht und achtzig sind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge bestimmt, und die Zusammenbindung erleichtert wird. Sie sind weder paginirt noch gezählt; ohne Kustos und Signatur: daher es um so weniger zu verwundern, daß sie hier und da verbunden worden. — Die Schrift ist eine plumpe, stumpfe Fractur, fast so groß als die, welche in den Formatbüchern Doppelmittel-Fraktur heißt. Dem ersten Ansehen nach sollte man sie für eben die Schrift halten, aus welcher Konrad Kachelofen seinen Donat gedruckt hat. Doch bei genauer Betrachtung findet man diese etwas stärker, und in den Zügen einiger großen Buchstaben verschieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutsche für Lateinisch, und das Lateinische für Deutsch zu halten. — Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern laufen wie Prosa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzschnitt unterbrochen ist, fünf und zwanzig. — Die Anfangsbuchstaben einer jeden Fabel sind roth hinein geschrieben; mit welcher rothen Tinte oder Farbe denn auch die ersten großen Buchstaben eines jeden Verses ziemlich stark durch-

*) Christ. Gottl. Schwarzii Exercitatio, qua primaria quaedam documenta de Origine Typographiae illustrantur, p. 45.

strichen sind; als wodurch, die illuminirten Holzschnitte mit dazu genommen, das Ganze einen sehr bunten Anblick macht. Von diesen Holzschnitten ist noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weisend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachschneiden lassen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer besondern Einfassung stehet: daß, sage ich, dieser Mann eben so auch bei allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu sehen, und ohne Zweifel den auf seinen Vorwurf zeigenden Dichter vorstellen soll. — An Unterscheidungszeichen ist keines gebraucht, als das Punkt: und auch dieses kömmt nicht da vor, wo es der Verstand erfordert, sondern stehet am Ende eines jeden Verses, der Verstand mag eine Unterscheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln selbst sind gleichfalls nicht numeriret, und ohne alle Anzeige des Inhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu sagen: aber es zeigt sich auch sonst keine Spur von irgend einer Aufschrift, die das Buch geführet oder führen könnte; selbst in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch sonst vorzukommen pfleget. Diese waren, vor dem Herrn von Heineke, auch bereits vom Saubertus angeführet, und lauten so:

Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herren ihesu crist
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und ym einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Gott behut uns vor seiner plag. Amen.

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, ist außerordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet seyn soll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch so wenige; und unter diesen wenigen, findet sich kein einziges, von dem man nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß es außer Maynz gedruckt wäre. Bamberg müßte sonach nicht allein mit unter den ersten Städten Deutschlands seyn, in welche sich die Druckerei verbreitet hätte, worunter sie die alte Cöllnische Chronike doch nicht rechnet: sondern sie müßte schlechterdings die allererste seyn, denn selbst von Straßburg findet sich kein früherer Druck, als von 1466. Gleichwohl trifft man auch sonst kein Buch an, das um diese Zeit zu Bamberg gedruckt wäre; und nach dem Verzeichnisse des P. r. Marchand *) ist das erste, welches in dieser Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich seyn, daß eine so nützliche, und damals so einträgliche Kunst, welche so geschwind daselbst bekannt geworden, auch wiederum so geschwind ins Stecken gerathen wäre? Und dieses ist denn auch wohl die vornehmste Ursache, warum man unser Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorspielungen der Druckerei, als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenschein diese Vermuthung begünstige, will ich hier nicht untersuchen. Genug

*) Histoire de l'origine et des prémières Progrès de l'Imprimerie. Part. I. p. 86.

daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre, und man noch so offenbare Merkmahle gegossener Buchstaben fände, wo andere nichts als geschnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterschrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar scheinet selbst der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt gewesen zu seyn; und wenigstens wollte er ein Mißverständniß dabei argwohnen. Denn er sagt in seinen Nachrichten: „es lasse sich nicht behaupten, „daß unser Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg „gedruckt worden; es stehe blos da, es sey in „diesem Jahre daselbst geendet worden, welches „von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte." Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf diese Weise zu verstehen sind: und aus dem Worte geendet ist freilich nichts für den Druck zu schließen. Doch gewiß auch nichts dawider: und wenigstens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen sollte, sodann nicht die Verfertigung des Buchs, sondern lediglich die Verfertigung der Abschrift des Buchs, welche der Drucker vor sich gehabt, damit gemeynet seyn. Denn das Buch selbst, die Fabel selbst, sind unstreitig weit älter; welches so viele Handschriften auf die unwidersprechlichste Art bezeugen. Doch es ist unnöthig, noch jetzt diese Erinnerung gegen den Hrn. von Heineke zu machen, da er selber, in seinem neueren französischen Werke, auf seinem Argwohne nicht besteht, sondern es für gar nicht unmöglich erkläret, daß Bamberg eine von den ersten Städten, nach Mayntz, gewesen, in welchen die

Druckerei getrieben worden. *) Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heineke will, daß die Formenschneiderei sogleich übergegangen? Denn wenn unser Fabelbuch nicht von geschnittenen Tafeln abgedruckt ist, so dürfte man doch wenigstens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchstaben gesetzet worden; und diese hölzernen Buchstaben sind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geschichte der Druckerei will ausgethan wissen. Es ist schwer, einem Manne, von seiner Erfahrenheit in solchen Dingen, etwas entgegen setzen zu können, was ihm nicht längst bekannt sey. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter seiner Hypothes entgegen stehen, und sich mehr auf eine Art von Zeugnissen, als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Für jetzt liegt mir an allem diesen nichts: genug, das Buch ist da; mag es doch entstanden seyn, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text ist.

Seinen Inhalt brauche ich meinen Lesern nicht bekannt zu machen: sondern allein das Verhältniß, in welchem er mit dem Texte stehet, den uns die Schweizer gegeben haben. Dieses aber kann nicht besser geschehen, als durch Proben,

*) Idée générale. p. 277.

aus deren Vergleichung ein jeder selbst urtheilen kann, wie weit er sich, an Sprache und Rechtschreibung, von dem neuen aus sorgfältig verglichenen Manuscripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernet, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Vollständigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzusetzen. Ich will also, ohne alle Wahl, so wie das Buch auffällt, einige Fabeln mit möglichster Sorgfalt Buchstabe für Buchstabe copiret, hier mittheilen und von der ersten den Anfang machen.

I.

Einsmals ein affe kam gerant
Da er viel guter nusse vant
Der hette er gessen gerne
Im was gesagt von dem kerne
Der wer gar lustiglich unde gut
Beswert was sein thummer mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der schalen darnach zu hant
Begreiff er der schalen hertikeit
Von den nussen ist mir gesait
Sprach er das ist mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er sie zu derselben fart
Der kerne der nusse im nye wart.
Demselben affen sein gleich
Beide jung arm unde reich
Die durch kurze pitterkeit

Verschmehen lange fusikeit
Wenne man das feuer enzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil
Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleset mee
Biß es entzundet wirt wol
Und dann hitz gibt als es sol
Das feuer sich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Also ist es umb geistliches leben
Welches mensch sich got will ergeben
Der muß haben groß leiden
Und viel dinges vermeiden
Darnach in viel mancher herkkeit
Im ein anfanck ist bereit
Ee das feuer der mynne
Im entzundet seine sinne
Hieran mag gedenken wol
Der mensch der got dienen sol
Der sol durch keinerlei ablan
Er sol am steten dinst bestan.

Ich will, wie gesagt, die Vergleichung dem Leser selbst überlassen. Wenn er aber finden sollte, daß sie ein wenig sehr zum Nachtheil des alten Bambergischen Druckes ausfalle; daß in dem neuen Zürcher verschiedene Zeilen weit geschmeidiger und verständlicher aus den Handschriften geliefert worden: so wird er doch auch nicht in Abrede seyn, daß hinwiederum in jenem eins und das andere vorkömmt, welches offenbar das Bessere ist, und

von den letztern Herausgebern hätte genutzet werden können. Wenn z. E. die Schweizerische Ausgabe in der 14ten Zeile liefet:

„Die nuß der kerne im nit wart"

klingt dieses in unserer nicht weit besser und dem Verstande gemäßer:

„Der kerne der nusse im nye wart?"

Denn man sagt doch wohl unstreitig, der Kern der Nuß; und nicht, die Nuß des Kernes. Auch daß bei uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ste folgen,

Und im trostlich muige wesen
Als wir dik hörent lesen

gänzlich mangeln, ist zu loben. Denn sie sind so überflüßig, und zeigen von so einer elenden Flickerei, daß sie unmöglich von dem Verfasser herkommen können. Eine zweite Probe sey die neunte Fabel der neuesten Ausgabe, welche in unserer die achte ist.

IX. (8.)

Vier gesellen komen uber ein
Das es alles sol sein gemein
Was sie der jagten auf der heide
Beide gros unde cleine

Das ein was ein lewe freysam
Ein geis ein ochse was zam
Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß
Ein hirs begegnet in do
Do wurden sye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger gespart
Er wart zu hawen schir
Unde geteilet in vier
Do sprach der lewe freißam
Den ersten teil den muß ich han
Das sol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen sein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn grose meisterschafft
Das dritte soll mir nicht engan
Wann ich am allermeisten gevochten han
Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntschafft lies ich anders feil
Die wir zusammen haben geschworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil musten sie ym alle lan
Und musten hungerig von dannen gan.

Es geschicht unde ist auch recht
Wo sich gleichen wil der knecht
Dem herren durch sein thumen mut
Das schadt ym unde ist nicht gut
Mit herren weichsel essen
Wann sie haben sich das vermessen

35. Der sich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichseln stil
Die herren sprechen wenn man teilen sol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
40. Ich nym dir anders was du hast darzu
Also wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht gewesen
Vor gewalt mag nymant genesen
45. Wann gewalt get fur recht
Und wo sein sulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht bestan.

Auch von dieser Fabel gilt, was ich von der ersten gesagt habe. Auch hier giebt unser alter Druck verschiedne Kleinigkeiten an die Hand, die eher so, als so wie die Schweizer sie lesen, aus der Feder des Dichters werden geflossen seyn. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bei jenen weit leerer und kahler so lautet:

Ein schaff der vierd geselle was
Als ich an einem buoche las?

Es ist der nämliche Lückenbüßer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bei uns ganz weggeblieben war und in dieser bei uns mit einem so schönen und passenden Umstande ersetzet ist, daß, wenn der Dichter auch nicht wirklich so geschrieben:

Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß:

er doch unstreitig so hätte schreiben sollen. — Ich glaube nicht, daß es nöthig seyn wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen, die ich jedoch mit Rücksicht auf einen anderweitigen Umstand wählen will. Es ist die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Esel; nach der Ordnung die zwei und funfzigste in der neuen, und die sechs und vierzigste in unsrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Einsmals zu markte fur ein man
Seinen sun er zu ym nam
Seinen esel darzu das
Er dester gereiten mochte das
Auff den esel saß der man
Seyn sun muste gan
Mit ym er het zu retten nicht
Nun fugt es sich von geschicht
Daß ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie sprachen alle wie der man
Reit und leßt den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der seiten
Daran thet er viel paß
Do der alt erhoret das

Von dem esel saß er do
Der jung saß auff und was fro
Der ein zu dem andern sprach
Do er den knaben reiten sach
Wart getreuer geselle meyn
Der alt mag wol ein narre sein
Das er lest reiten den knaben
Der solt laufen und traben
Und solt der alt reiten
Wil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den esel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den esel reiten sie peide
Das wart in schir zu leide
Do ym die leut bekommen
Rummer dum nomen
Sprachen sie alle sehet an
Wie thut der alt man
Sich gesezt hat auff das eseleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wollen den esel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt solt rue han
Und solt den jungen laßen gan
Die rede also geschach
Der vater zu dem sun sprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der esel auch soll rue han
Do komen die frauen und die man
Sie sprachen alle nu sehet an
Wie torecht die peide sint

Der

Der alte man und auch sein kint
Das ir nicht syn zu reiten hat
Der esel der doch ledig gat
Do sprach der vater sun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den esel tragen
Was dann die leut werden sagen
Sie wurffen den esel nider
Zusammen punten sie ym sein gelider
Und hingen in an ein stangen groß
Den Esel es sere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er must an der stangen hangen
Nu wol auff der vater sprach
Der sun viel jemerlich sach
Das er den esel must tragen
Dy leute begunden zu sagen
Man sicht wol das sie narren sint
An wizen sint sie peide blint
Do das der alt sach
Das ym nymand wol sprach
Seufftzen er sere began
Seinen sun sach er an
Er sprach hore was ich dir sag
Es sey dann das mich der esel trag
Oder dich so sey wir thoren
Treit er uns peyde er ist verloren
Get er ledig so sein wir narren
Tragen wir in den so an einer stangen
So ist nyemant torchter dann wir

Davon rat ich dir
Das du thust recht und wol
Die werlt ist aller poßheit vol
An straffe mag nymant genesen
Wer mag an hinder rede gewesen
Wer an eren mag bestan
Der sol durch kein dinck abelan
Er soll thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol
Und wie vil ein Mensch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Gesehen sint vil leut plint
Der herze so vergifftig sint
Was sie horen oder sehen
Das sie darzu das poste iehen
Der sich vor den gehuten kan
Es sint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane spot.

In dieser ganzen Fabel, so wie sie hier und in unsrer ersten Ausgabe zu lesen, ist schlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr ist dieser alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunstaltet, (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für das heißen muß;) sondern auch an mehr als einer Stelle verstümmelt. Zwischen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende, oder ungefähr folgende Zeilen, wie sie die verschiedene Rechtschreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten solte
Der alte gerne wolte
Nebent bi dem esel gan
Do bekamen in zwen ander man

Zwischen 44 und 45 fehlet:

Sus gingens uff der strasse hin
Der esel ging auch ler mit in

Desgleichen nach der 64sten:

Warta warta sechent an
Ein esel tragent zwene man
Der soelt sie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere sagen.

Denn so lieset dieses alles die neue Ausgabe der Schweizer, vollständiger und richtiger: welches Lob ich ihr, auch noch in mehrern Fabeln, nicht ungern zugestehe.

Ja ich will eben so gern einräumen, daß, wenn es überhaupt weiter nichts, als einige bessere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergischen Drucke zu ziehen, der Nutzen desselben sehr geringe seyn würde. Und gewiß hätte es sich kaum der Mühe verlohnt, mehr als mit ein Paar Worten die Entdeckung desselben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbissen für den Bücherwurm, und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieses seyn sollte: das Beste kömmt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel für Fabel anzustellen begann, konnte ich lange

keinen andern wesentlichen Unterschied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche sich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende, und fand, daß dieses mit einem Epilog versehen sey, der mir ganz fremd war, und der durch einen besondern Umstand meine schon erlöschende Neugierde mit eins wieder erweckte. Hier ist er, dieser Epilog, der mir die erste Hoffnung machte, daß, wo ich diesen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peispil merken wil
Der seze sich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar
Der peyspil nemet eben war
Die that ist nit also gewesen
Der geschicht als ihr habt horen lesen
Darumb list man ein peispil gut
Das weiser werd des menschen mut.
Hundert peispil han ich geleit
An diß puchlein und ist becleit
Gar mit weisen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt sint mein wort
Doch han ich cluger synn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der susigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und schlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump sein geflochten

Der hat nu vast gefochten
Wenn schlecht wort nutz sint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der sich selber nicht verstat
Der wol das schwert prechen kan!
Dem ist es nutz vil manch man
Treit sper, messer unde schwert
Die vm sein cleines nutz wert
In seiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geschrieben stat
Wer es list oder lest lesen
Der muß selig ymmer wesen
Und wem es zu lieb geticht sey
Der muß ymmer werden frey
Vor allem ungluck immer mee
Sein sele befind nymmer wee.

Ich will mich jetzt nicht bei einzeln Stellen aufhalten, welche so, wie sie hier gelesen werden, kaum verständlich sind. Ich will nur sogleich meine Leser jenen Umstand bemerken lassen, der mir besonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben sie ihn schon von selbst bemerkt. Es ist die Zeile:

„Hundert peispil han ich geleit"

Hundert Beispiele! Ganze hundert Fabeln also, sagt der Dichter ausdrücklich, daß er in seinem Buche erzählet habe. Und wo finden sich diese hundert Fabeln in der Ausgabe der Schweizer? Diese hat deren, nach eigner Numerirung, nicht mehr als vier und neunzig: oder gar nur drei und neunzig,

wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handschrift angefangen, springet die Zahl von XXIII sogleich auf XXVI. Und ob schon dazwischen auf der 45sten Seite ein Absatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen sollte, weil er eine besondere vollständige Fabel ist; so fehlet doch noch immer Nummer XXV; und in allen fehlen folglich, an der vollen Anzahl, ganzer sieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird sie doch vollzählig haben, diese hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem großen Leidwesen fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir also vor der Hand noch schmeicheln konnte, war die Unwahrscheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nämlichen Stücke fehlen sollten.

Und so war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück für Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer sechse reicher; so, daß wenn die Anzahl XCIV in der Schweizer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unsers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drei und neunzig nämlich, welche diese neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergischen, Nummer VI. XVII. XXIV. *) XXXVII.

*) So sollte nämlich, wie schon berühret worden,

XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI. und LXXXIII, folglich in allen vierzehn, wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und siebenzig bleiben würden. Dagegen hat sie, wie gesagt, sechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neun und siebzigste alle hinter einander; und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweizerische Ausgabe damit vermehret werden sollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigsten, oder eigentlich drei und neunzigsten, in Einer Ordnung folgen; worauf der schon angeführte Epilog das ganze Buch beschließen würde. Daß sie ohne Aufschriften sind, weiß man schon.

Hier folgen in den Beiträgen ꝛc. die sechs Fabeln unter den Nummern 80—85. Dann schließt der Verfasser den Aufsatz mit Folgendem:

Alle diese sechs Fabeln, (die zwei und achtzigste ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, sondern die wahre Geschichte des jungen Papirius ist, dessen Name in Papius verstellet worden;) wird man von keinem ältern Dichter erzählet finden, Ob sie aber darum ursprünglich deutsche Erfindungen sind, davon ein mehreres

---

in der Schweizerischen Ausgabe der Absatz S. 46 numerirt seyn, welcher sich anfängt:

„Es was ein wiger vroeschen voll u. s. w.“

in meiner zweiten Entdeckung über diese so genannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, welche den wahren Namen des Verfassers betrifft, und die ich in den zweiten Beitrag verspare. Ich sage jetzt nur so viel davon, daß dieser Name, aus einer Handschrift unsrer Bibliothek, von Gottsched mit einer Oscitanz — ich weiß kein anderes Wort: Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihres gleichen haben dürfte.

III.

Romulus und Rimicius. *)

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aesopischen Fabel verirret. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerem Fleiße studierte, als den Phäder. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzu oft stieß ich, in den Noten des Gudius über meinen Autor, auf Dinge, die ich mir dort, und nur dort, aufklären zu können versprach.

Es ist bekannt, daß diese Noten des Gudius über den Phäder, nicht von ihm selbst,

*) Erster Beitrag, S. 43. u. f.

sondern verschiedene Jahre nach seinem Tode, von dem ältern Peter Burmann herausgegeben worden. *) Und es ist eben so bekannt, daß der größte Theil der hinterlassenen, eignen und fremden Handschriften des Gudius, in unsere Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen Burmann seine Ausgabe besorgte, sich nicht mit darunter befinden könnten, als welche längst zuvor von den Erben des Gudius an Gräven überlassen worden. Allein Gudius bezog sich in den Noten selbst noch auf so manches, das meine Neugierde reizte: besonders auf verschiedene alte Codices, die er selbst zu Rathe gezogen, selbst in Händen gehabt hatte. Und von diesen durfte ich vermuthen, in Wolfenbüttel einiges wieder zu finden, das, wenn es Burmann gleichfalls vor sich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt und in manchen Fällen mehr genutzt haben würde.

Alles dieses, wie gesagt, fiel mir jetzt wieder ein, und ich sahe, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunsches, nichts brauchte, als die Hand auszustrecken, und mir gewisse Ideen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mich nur eben noch gehabt zu haben erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an, und suchte; und das erste, worauf mich unsere Catalogi wiesen,

*) Nämlich zuerst 1698, Gudius starb 1689.

war die eigenhändige Abschrift des Gudius von dem Codice Divionensi, auf den er sich verschiedentlich in seinen Noten beruft. Ich ergeiff ihn mit Vergnügen; aber schwerlich hätte ich mir in dem ersten Augenblicke auch wohl nur träumen lassen, welchen besondern Aufschluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die sich, mit und ohne Verschulden der fleißigsten und scharfsichtigsten Gelehrten, die äußerste Dunkelheit und Verwirrung seit vielen Jahren verbreitet hatten.

Diese Sache verhält sich so. — Als Isaac Nevelet 1610 die alten Fabeldichter, unter dem Titel Mythologia Aesopica, alle insgesammt herausgab, bezog er sich zu Wiederherstellung der ächten Lesart des Phädrus auf einen gewissen Rimicius, welcher die Fabeln desselben in Prosa aufgelöset habe. Und dieser prosaische verstümmelte Phädrus war bereits längst gedruckt, ehe der wirkliche vom Pithöus 1596 an das Licht gezogen wurde. Nevelet hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor sich, die ihm Gruter aus der Heidelbergischen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bei der zweiten Fabel des ersten Buchs gedenkt er derselben: Sic enim Rimicius quidam, qui Phaedri fabulas soluta oratione reddidit, servatis ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens ait — Rimicii hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca suppeditavit V. A. Janus Gruterus, Ulmae olim impressum. Fabulas Aesopi, Avieni et Anonymi nostri fabulatoris latina germanicaque oratione exposuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties

hujus Rimicii facturus sum mentionem. Zu gutem Glücke, mußte ich eben diese Ulmer Ausgabe auch in unserer Bibliothek antreffen; und sie ist es, ohne die mir doch wohl die Abschrift des Codicis Divionensis so viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen sollte.

Doch nur erst weiter. — Auf diese Quelle kritischer Verbesserungen des Phädrus, so verdorben sie auch seyn mochte, hatte sich Gudius von dem Nevelet nicht umsonst verweisen lassen. Ich kann aus seinen Anmerkungen, wie sie Burmann herausgegeben, zwar nicht sehen, ob er die nämliche Ulmer Ausgabe dieses so genannten Rimicius vor sich gehabt. Aber ein Manuscript von eben diesem Rimicius, führt er an, und nennt es sein eigen. *) Neveletius ex Rimicii cujusdam sterquilinio gemmulam, ut putat, eruit, vestibus. — In Ms. nostro Rimicii est sedibus. Eben dieses Manuscript ist es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte **) Sciassianum Rimicii codicem nennet. Ich bekenne meine Unwissenheit, warum Sciassianum. Mir fällt weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem es diese Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem Gudius noch immer Rimicius,

*) Ad Fab. 141. Lib. I.

**) Ad Fab. 30. Lib. I.

höchstens Remiccius, heißt, das nennet er weiter hin Romulius. Ja, damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und eben dasselbe Werk meyne; so sagt er ausdrücklich, *) Romulius, sive, ut Neveletio vocatur, Rimiccius. Und hier hebt die Verwirrung an.

Sie war auch schon ziemlich auf das Aeußerste gekommen, als Joh. Fr. Nilant 1709 alte Fabeln herausgab, in welchen er ebenfalls gemißhandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. Incredibilis, sagt er in der Vorrede, videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et personarum; quippe quum Romulus vel Romulius sive Romalius, Rimicius sive Rimiccius vel Remicius sive Remiccius, denique Rinucius vel Rinuncius audiat, tam etiam ista nomina nunc uni, nunc duabus personis tribuuntur. Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer Handschrift beifügen wollte, die den Namen des Romulus führte: so konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß Gudius schon einen solchen geschriebenen Romulus vor sich gehabt habe, den er für den gedruckten Rimicius des Nevelet gehalten. Und so, indem er diesem nachspürte, um gewiß zu seyn, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geschah es, daß er

*) Ad Fab. 15. Lib. III.

sich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte, und auf der andern sich um so weiter von ihr entfernte.

Nilant war nämlich so glücklich, zwar nicht völlig eben dasselbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das Nevelet aus der Heidelbergischen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anderes ihm sehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutsche Uebersetzung alles enthalten war, was Nevelet in jenem gefunden hatte. Aus diesem nun erkannte er gar bald, das Rimicius schlechterdings ein ganz neuer Schriftsteller sey, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre, als die Uebersetzung von dem Leben des Aesopus, und von einigen nur wenigen Fabeln desselben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche Nevelet dem Rimicius zugeschrieben, auch hier dem Romulus gehörten: und schloß, daß sich Nevelet blos übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beigelegt, was sich dieser in der Sammlung selbst nicht anmaße.

Denn für diesen, für den Herausgeber sowohl seiner, als der Neveletschen alten Ulmer Ausgabe, glaubte Nilant den Rimicius wenigstens annehmen zu müssen. Er nannte daher die darin enthaltenen Fabeln des Romulus, in den Anmerkungen zu seinem Romulus, fast immer Rimicii Romulum: Theils, um ihn dadurch von seinem zu unterscheiden; Theils aber auch, weil er glaubte, daß Rimicius wohl nicht

immer in Herausgebung des Romulus den Handschriften treu geblieben seyn dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzu zu setzen. Licet, sind seine Worte, enim crebris sordibus obsitus esset liber cum auctoris, tum fortasse editoris injuria, tamen u. s. w. Und dieser Verdacht, sieht man wohl, wozu er eigentlich abzwecken sollte. Der vermeynte Romulus des Rimicius mußte vermuthlich verfälscht seyn, damit der Romulus des Nilant nur allein für den ächten, aus einer Handschrift treulich gezogenen, Romulus gelten könne.

In wie weit die Gelehrten, nach dem Nilant, sich diese seine Entscheidung gefallen lassen, darum will ich mich jetzt nicht bekümmern. Der ältere Burmann schien sich ganz und gar nicht daran zu kehren; denn er fuhr fort, den Romulus jener ältern Ausgabe Rimicius zu nennen, so oft er ihn unter seinen aus ihm mit zum Theil hergestellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand.*) Unserm Christ hingegen, als er einen ähnlichen aber kühnern Versuch wagte, war der Nilantische

*) Nämlich in dem Appendice Fabularum, der sich bei der zweiten Auflage seines Phädrus in 8 befindet. Und in der Vorrede zu eben dieser Auflage: — Fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas.

Romulus einzig und allein Romulus. *) Und so, oder so, hielten es mehrere.

Man weiß von dem Knoten schon genug, um nach der völligen Auflösung desselben begierig zu seyn, die sich, wie von selbst, darbieten wird, wenn ich vorher werde zweierlei erwiesen haben. Fürs erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig eben so guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

1) Jenes erstere nun ist eben das, was mich die obgedachte Abschrift des Codicis Divionensis gelehrt hat. — Daß dieser Codex ein Romulus sey, konnte ich zwar schon aus den Noten des Gudius schließen. Nur daß er vollkommen der Romulus sey, welchen Nevelet unter dem Namen Rimicius anführt, konnte ich allein aus ihm selbst lernen. Es ist die nämliche Sammlung alter Fabeln,

*) Ich will sagen, daß er in seinen zwei Büchern Fabularum veterum Aesopiarum, den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rathe zieht; welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt gewesen. Wie dieses zugegangen, wird man in der Folge sehen.

Fabeln, auf die nämliche Art in vier Bücher getheilt, deren jedes die nämlichen zwanzig enthält. Mit dem einzigen geringen Unterschiede, daß die Handschrift in dem vierten Buche zwey Fabeln mehr hat, als die gedruckte Ausgabe, wie auch sonst noch ein Paar unerhebliche Zusätze; wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkömmt, die dort fehlet. Nicht zu vergessen, daß die dreyzehnte Fabel des ersten Buchs nach der gedruckten Ausgabe, in der Handschrift zwischen der siebenten und achten des zweyten Buchs zu stehen gekommen, wodurch diese Bücher ungleich geworden, und das erste aus neunzehn, das zweyte dafür aus ein und zwanzig Fabeln bestehet. Was aber hiernächst das Hauptwerk ist, so sind auch die Fabeln selbst, hier sowohl als dort, fast mit eben denselben Worten erzählt. Der Stellen sind sehr wenige, wo die Handschrift merklich von dem Gedruckten abweicht; und in den geringern Verschiedenheiten scheinet die eine eben so oft als die andere, die bessere Lesart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beyden Fabeln will ich ganz hersetzen, welche das vierte Buch in der Handschrift mehr hat. Es sind die dreyzehnte und vierzehnte.

XIII.

Cornix sitiens accessit ad urnam dimidiam aquae, et eam conabatur evertere. Sed qm fortiter stabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, sumens calculos misit in urnam et ex multi-

tudine calculorum aqua ex urna sursum porrecta est, et sic suam satiavit sitim.

XIV.

Puer in silva auguria captans stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur vertere. Cui scorpius dixit sic. Vide miser, ne dum me captas, te ipsum perdas. Praecipit haec fabula nihil tale audere, quod sit periculosum.

Die erstere von diesen Fabeln ist die sieben und zwanzigste des Avianus; und der ältere Plinius erzählet ein gleiches, als wahre Geschichte von einem Raben. Sie ist auch von neuern Fabeldichtern vielfältig nacherzählt worden. Von der zweyten wüßte ich dieses nicht. Doch verdient sie es auch kaum; und es würde Mühe kosten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, ist die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo. Was aber die übrigen unerheblichen Zusätze der Handschrift anbelangt, so sind es größtentheils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die ein und zwanzigste Fabel des vierten Buchs, und ist als eine besondere Fabel überschrieben: De statua sua Aesopus ad cives. Es ist eine barbarische Abkürzung und Verstümmelung von dem Epilogus des zweyten Buchs im Phädr:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici

etc. Weil sie aber doch noch zu etwas gut ist, will ich sie abschreiben.

Scripta et ingenium Aesopi ut agnoverunt quod multarum semitarum amplissimas faceret vias et pepercisset humilibus dum alligaverit multos qui erant summi Atticorum, statuam posuerunt Aesopo, cui substatuti sunt circuli, qm artis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideo cives posuimus statuam, quod est alicujus laboris bona remuneratio: sic scientes sequi querellas.

Das sey zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher Gudius den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zweifelhaft waren, hat er mit allem Fleiße nachgemalt, ohne sie auf das Ungewisse nachzuschreiben. Und nun, wozu er noch gut ist, dieser Wust! Er ist der unbekannte Belag einer sehr schönen Verbesserung, welche Gudius in jener Stelle des Phädr gemacht hat:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici.

Dieses ingentem statuam ist sehr unschicklich. Es wird doch gewiß keine kolossalische Statue gewesen seyn. Sie wird doch gewiß nicht größer gewesen seyn, als sie die Athenienser andern verdienten Männern zu setzen pflegten. Gudius wollte also dafür gelesen wissen, Aesopi ingenio: und Burmann gab dieser Aenderung seinen völligen Beyfall. Crediderim Gudium, sagt er, quia Aesopi erat in Ms., dexterrime conjecisse Aesopi ingenio. Aber in welchem

Manuscripte hatte er dieses Aesopi gelesen? In den beyden, welche Pithöus und Rigaltius gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es, ohne Zweifel, dieser Codex Divionensis, auf den er sich bey Ausarbeitung seiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet sich nicht allein hier Aesopi, sondern das völlige ingenium Aesopi; wogegen das statuam ganz ohne Beywort stehet. — Der zweyte Zusatz unserer Handschrift ist, Magistro Rufo Aesopus überschrieben. Und von diesem werde ich schicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun also der zu Ulm gedruckte Romulus, mit dem in dieser Handschrift von Dijon enthaltenen Romulus so genau übereinstimmt; was könnte noch hindern, ihn für eben so gut als den zu erklären, welchen uns Nilant geliefert hat? Die Handschrift von Dijon selbst müßte jünger und daher unsicherer seyn, als die, welche Nilant vor sich hatte. Daran aber zweifle ich sehr. Denn Nilant sagt von dem Alter der seinigen, die der Bibliothek zu Leiden gehörte, gar nichts: und ich schließe daraus, daß es nicht beträchtlich gewesen. Gudius hingegen giebt der Handschrift von Dijon mehr als fünf hundert Jahre. Ex vetusto codice, bezeugt er auf dem Titel seiner Abschrift, Divionensi monachorum Sectae Benedictinae. Membranae illae quingentorum et amplius annorum forma praegrandi exhibebant Plinii Historiae Nat. Libros XXXII, quibus praemittebantur hi quatuor libelli fabularum sub nomine Romuli cujusdam, quem, quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur;

Phaedri nostri et fabulas et verba maximam partem sublegisse, alias monebimus.

Doch was sage ich, nur eben so gut? Der alte Ulmer Romulus ist offenbar weit besser, als der Nilantische; und wir hätten diesen ohne den geringsten Verlust entbehren können. Denn war die Leidner Handschrift auch nicht jünger, als die von Dijon; so war sie doch gewiß von einem weit elendern Abschreiber, der nicht allein vier Bücher in eins schmelzte, und alles daraus wegließ, was ihm nicht anstand, sondern auch den kurzsichtigen Mönch bey aller Gelegenheit zeigte. Und daß diese Mönchsspuren sich weder in der Handschrift von Dijon, noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beyde kein schlechtes Vorurtheil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter diesen Mönchsspuren verstehe. Man nehme die siebente Fabel nach dem Nilant, welches die sechste im ersten Buche des Phädrus ist. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Aesopus erzählte, in welches Schrecken einst die Frösche gerathen wären, als die Sonne heyrathen wollen." Dieses will auch Romulus nach seiner Art erzählen, und schickt die Moral voraus: a Natura nemo mutatur, sed de malo pejor nascitur. So lautet sie in dem alten Gedruckten; so lautet sie in dem Manuscripte von Dijon. Und wie bey dem Nilant? A natura nulla creatura mutatur excepto Homine et Angelo: sed dictu saepius de malo pejor nascitur. Die Moral ist freylich nicht wahr; aber ihr so nachhelfen, sie so berichtigen, das konnte nur der dümmste von allen Mönchen. Und so an mehrern Orten. Der

bessere Romulus schrieb zu Anfange seines zweyten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus, nisi homo? Et quis bonus nisi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum sine dubio directo tramite ad homines refertur; nemo enim potest esse bonus malus, non nisi homo; de Deo enim et Angelis non est nobis sermocinatio. Der bessere Romulus zieht, aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Ephesus, die Lehre: Casta est illa mulier quae importunum non patitur. Er hatte eben diese saubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Foemina nulla se importuno negabit. Ich mag diese Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meynet man, mit welcher andern Lehre sie der Romulus des Nilant vertauscht? Ammonet subsequens fabula, quod habent homines mortui, quod timeant post mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Ephesus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt gewesen, so hätte Nilant mit den seinigen Dank verdient. Aber da sie längst gedruckt waren, weit vollständiger und unverfälschter gedruckt waren; wäre es nicht besser gewesen, wenn er den alten Druck, mit den Lesarten seines Manuscripts, wieder hätte auflegen lassen? Er scheinet so etwas empfunden zu haben. Denn er bekennt nicht allein in den Noten zu seinem Romulus, daß der alte Romulus sehr oft gedrungener, schicklicher und lateinischer sey: sondern weil sein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, so fügte er aus

diesem noch einen Anhang hinzu, mit folgender Vorerinnerung: Sequentes Fabulae reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid desideretur, et quia nonnullae Phaedri Phrases diserte exhibet, eas in postremo agmine collocavi. Aber auch so kommen wir nicht ohne Schaden davon; denn da, wie gesagt, sein Romulus nur 45 Fabeln hat, und in diesem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgeholet werden: so fehlen zu der vollen Zahl, welche dieser hat, noch ganzer zwanzig. Ich will sie nach unserm Manuscripte namhaft machen, diese 20 Fabeln; und da ich den Unterschied, der sich zwischen diesem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe; so wird man sie ohne Mühe auch in diesem finden, wenn er etwa einem meiner Leser zur Hand seyn sollte. Zugleich will ich dabey anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen; damit man nicht glaube, wenn keine daselbst vorkäme, daß sie der Kritikus folglich doch nicht vermissen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der sich von diesen alten armseligen Dingen noch machen lassen. Hier sind sie:

L. I. Fab. 10. Homo et Colubra (Phaed. IV. 18.)
— — 11. Asinus irridens Aprum (Phaed. I. 29.)
L. II. — 7. Venator et Canis (Phaed. V. 10.)
— — 10. Hoedus et Lupus.
— — 11. Pauper et Serpens.

L. II. — 13. Calvus et Musca. (Phaed. V. 3.)
— — 14. Vulpis et Ciconia. (Phaed. I. 26)
— — 16. Graculus superbus et Pavo. (Phaed. I. 3.)
— — 18. Formica et Musca. (Phaed. IV. 23.)
— — 19. Lupus et Vulpis, judice Simio. (Phaed. I. 10.)
— — 20. Mustela et Homo. (Phaed. I. 22.)
— — 21. Rana rupta et Bos. (Phaed. I. 24.)
L. III. — 6. Lupus, Vulpis et Pastor.
— — 12. Vipera et Lima (Phaed. IV. 7.)
— — 18. Negotiator et Asellus.
— — 19. Cervus et Boves. (Phaed. II. 8.)
L. IV. Fab. 13. Cornix sitiens.
— — 14. Puer et Scorpius.
— — 18. Pulex et Camelus.
— — 21. Ovis et Cornix.

Ich sehe wohl, was man zur Entschuldigung des Milant hier sagen kann. Von diesen 20 Fabeln, kann man sagen, sind nur zwey, welche ganz und gar bey ihm vermißt werden, nämlich die 13te und 14te des vierten Buchs. Und dieses sind eben dieselben, welche, wie schon gedacht, selbst in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deswegen übergangen und aus dem

alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil sie alle schon bey seinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig so vorkommen, daß sie gänzlich vernachlässiget zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in seinem Romulus mehr als Eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls schon bey dem Anonymus gelesen hatten. Und was ist dieser Anonymus überhaupt viel anders, als ein schlechter verstümmelter Romulus? Ja ich würde sagen, er sey ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verschiedene Fabeln enthielte, welche der vollständige aus vier Büchern bestehende Romulus nicht hat. Diese sind die 2. 6. 8. 19. 24. 25. 30. 31. 32. 34. 36. 53. 57. 58. und 67ste; worunter die 2. 31. 32. und 57ste; Fabeln des Phädrus sind. Was sich aus diesen dem Anonymus eigenen Fabeln schließen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen sonst wo bemerkten Grund eben derselben Vermuthung beyzubringen Gelegenheit habe. Jetzt bestehe ich nur darauf, daß, besagter weniger Fabeln ungeachtet, die sich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch immer das beste gewesen wäre, wenn uns Nilant diesen ganzen Romulus, blos mit einem Zusatze derselben vermehret, und, wie gesagt, mit den Lesarten seines Manuscripts bereichert, wieder gegeben hätte. Denn auf diese Weise hätten wir doch nun etwas Vollständiges, welches uns jetzt fehlet, und um so mehr fehlet, je seltener der alte Ulmer Romulus sich gemacht hat.

Schon Nilant mußte ihn mit vieler Mühe

auftreiben; und trieb ihn endlich doch nur in einem verstümmelten Exemplar auf. Er klagt an mehr als Einer Stelle, daß ganze Blätter darin ausgerissen; und wenn er sonach auch schon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Bessere halte, so würde er es nicht gekonnt haben. — Dieses bringt mich zu meinem zweiten Punkte, bei welchem die Hauptsache auf der nähern Kenntniß des alten Buches selbst, das Nilant hatte, und nicht hatte, beruhen wird.

II. Ich will hier beweisen, daß Rimicius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur heraus gegeben.

Daß Rimicius und Romulus zwei ganz verschiedene Personen sind, die Jahrhunderte aus einander gelebt haben, hat schon Nilant erwiesen, und ohne Mühe erweisen können, da Rimicius das, wovon er unstreitig der Urheber ist, einem Kardinale Antonius Cerdanus zugeeignet hat, der 1459. gestorben; die Fabeln des Romulus hingegen in Handschriften vorkommen, die offenbar vier bis fünf hundert Jahre älter sind. Wer sonst Rimicius gewesen, und was es für Streitigkeiten über seinen Namen setzt, davon kann man den Kardinal Quirini in seiner Einleitung zu den Briefen des Franciscus Barbarus, *) vornehmlich aber in seinem Schreiben an Schelhorn

*) Diatr. praeli. Part. I. cap. 4. §. 7.

beim Freytag, *) nachlesen. Mir kömmt es hier nicht sowohl auf seine Person, als auf das an, was er wirklich geschrieben, und was er nicht geschrieben.

Rimicius hat das Leben des Aesopus, und Fabeln des Aesopus aus dem Griechischen übersetzt. Das ist unwidersprechlich. Ob er den Druck dieser Uebersetzung selbst erlebt habe, getraue ich mir nicht zu sagen; da, wie schon gemeldet, der Kardinal, welchem er sie zugeeignet, bereits 1459 gestorben. Aber gedruckt wurde sie doch; und zwar schon 1476 zu Mayland. Fabricius hat nur eine spätere Ausgabe von 1480 gekannt; aber jene frühere hat Quirini selbst vor sich gehabt, und in dem angeführten Briefe beschrieben. Ich finde sie in unserer Bibliothek nicht; Quirini sagt auch nicht, was sie für Fabeln enthalte, als welches zu seiner Absicht nicht erforderlich war: eine Stelle jedoch aus einer sogenannten Anacephalaeosis totius operis, welche er ganz beybringt, würde allein mich dieses Punktes wegen außer alles Ungewißheit setzen. Rimicius sagt nämlich: Quod vero longe plures (fabulas) Aesopus confecerit hinc vel maxime conjectari licet; nam in describendo fabulas cum sequatur ordinem Alphabeti, in his hae deficiunt literae etc. Und dieser Umstand von der alphabetischen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weise merklich ist, würde, meyne ich, schon allein genugsam beweisen, daß es nicht diese sind,

*) Tomo III. Apparat. liter. Append.

sondern daß es die gewöhnlichen griechischen Fabeln des Aesopus seyn müssen, so wie wir sie jetzt haben: wenn mich auch nicht der Augenschein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es ist mehr als Eine spätere Ausgabe von den Fabeln des Aesopus vorhanden, worin sie vorkommen, die Rimicius übersetzt hat; und unter seinem Namen, mit seiner Vorrede vorkommen. Ich will statt aller nur die Sammlung des Dorpius nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8. vor mir habe. In diesem folgen die Fabeln des Rimicius unmittelbar auf die, welche Laurentius Valla schon vor ihm übersetzt hatte, und gehen von der 373sten bis auf die 472ste. Es sind deren also gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den ältern 149 Aesopischen Fabeln zu seyn glaubte, welche wir die Plaundeischen zu nennen pflegen. Denn ich urtheilte so: die übrigen 148 Aesopischen Fabeln hat Nevelet erst 1610 zuerst heraus gegeben, und er nennt sie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann also eine von denen unter den Fabeln des Rimicius sich finden, die bereits 1476 sollen gedruckt seyn, und die ich hier wirklich wenigstens von 1587 vor mir habe? Allein ich sahe mich, zu meiner nicht geringen Befremdung, betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig zählte, welche allein unter den Neveletschen vorkommen. Das nunquam hactenus editae des Nevelet, muß also nur von dem griechischen Texte gelten. Wenn es auch noch von diesem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn Rimicius nicht der erste war, der

die griechischen Fabeln des Aesopus durch seine Uebersetzung in Europa bekannt machte; indem ihm nicht allein, wie schon berührt, Laurentius Valla mit einigen, sondern auch Omnibonus *) ohne Zweifel mit mehrern, darin zuvor gekommen; so war er doch der erste, wie es scheint, durch den sie nach Deutschland kamen. Nicht daß man in Deutschland von gar keinen Aesopischen Fabeln gewußt hätte; man las die mehr gedachten Fabeln des Romulus, unter dessen Namen auch die elegischen Fabeln des Anonymus beim Nevelet im Gange waren; man las die Fabeln des Avianus, des Cyrillus, des Adelphonsus und anderer. Nur die eigentlichen Aesopischen Fabeln des Aesopus, wie sie, wenn auch nicht von ihm selbst, seinen Zeiten doch um so viel näher, wo nicht in seiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meisten und glücklichsten Nachahmer gehabt, waren, bis gegen das Ende des funfzehn-

*) Die ich nur noch aus einer Stelle des Kardinals Quirini kenne. Ea Omniboni versio, quam manuscriptam habuit Naudaeus teste Labbeo Biblioth. nova Mss., vetustior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmensi anno MCCCCLXXVI. licet Rimicius in Prooemio ad Antonium tituli S. Chrysogoni Presbyterum Cardinalem, ita de suo labore loquatur, ut primus ipse Aesopum e Graecia in Latium convexisse videatur. Diatribe Praelim. ad Fr. Barbari Epistolas, pag. 108.

ten Jahrhunderts unsern Vätern völlig unbekannt, und kamen, so wie aus Griechenland nach Italien, also aus Italien nach Deutschland.

Und, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst in der Uebersetzung des Rimicius; aus welcher auch sofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon sich nichts ähnliches bei jenen barbarischen Nacherzählern fand, ihnen beygefügt, und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibt wurden.

Ein solches allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches Nevelet vor sich hatte, und welches in seiner Hand die Veranlassung zu den nachher so oft, und gleichwohl so ohne Grund, verwechselten Namen des Romulus und Rimicius wurde. Soll ich kurz sagen, wie es das wurde? Weil Nevelet ein junger Franzose war, der ganz gewiß kein Wort Deutsch verstand; und viel zu stolz, viel zu voreilig war, als daß er sich hätte lange erklären lassen, was er nicht verstand.

Nevelet sagt, wie oben schon angeführt worden, daß dieses alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt gewesen, und daß es die Fabeln des Aesopus, des Avianus und seines Anonymus, lateinisch und deutsch enthälten. An einer andern Stelle, nämlich in den Noten über seinen Anonymus, bei der 21sten Fabel, wo sich in dem alten Werke ein zweites Buch anfängt, fügt er mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß er Rimicius heiße, welcher sowohl die prosaische lateinische Uebersetzung dieser, als auch die deutsche Uebersetzung der nämlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. Rimicius, ein Italiäner, eine deutsche Uebersetzung!

Ich bin sehr gewiß, daß ich schlechterdings das nämliche Buch vor mir habe, welches Nevelet vor sich hatte; nicht blos ein nur ähnliches, wie Nilant: und man soll nun gleich hören, wie viel Antheil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den bloßen Herausgeber, wie Nilant meynte, mit irgend einer Wahrscheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch ist in klein Folio; und mit dem Orte des Druckes hat es seine Richtigkeit. Es ist zu Ulm, und zwar bey Johann Zeiner gedruckt. Geendet säliglich von Johanne Zeiner zu Ulm: stehet am Ende ohne Jahrzahl. Doch wir wissen, daß Johann Zeiner zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat; und wenn es wahr ist, daß die erste Ausgabe des Rimicius von 1476 ist, so kann dieses sein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit verschiedenes vorkömmt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84 gedruckt seyn. Näher ist das Jahr des Druckes schwerlich zu bestimmen: und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter: anders kann ich sie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bey den übrigen typographischen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten; weil sie hier ohne Nutzen sind, und ohnedieß sich ähnliche Zeinersche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Inhalt, den ich Stück für Stück mit aller Genauigkeit angeben will.

Nach dem ersten Blatte, auf welchem ein ziemlich großer Aesopus in Holzschnitt, mit allerley kleinen Beywerken, zu sehen, hebt das zweyte,

ohne alle Aufschrift, die sich auf das Ganze bezöge, sogleich mit den Worten an: Vita Esopi fabulatoris clarissimi e greco latina per Rimicium facta ad reuerendissimum patrem dnm Anthonium tituli Sancti Chrysogoni presbiterum Cardinalem. Aber anstatt, daß nunmehr wirklich dieses Leben folgen sollte, so folgt vorher ein Vorbericht des deutschen Uebersetzers, wovon dieses der Anfang ist: „Das leben des hochberümten fabeldichters Esopi, uß krichischer zungen in latin, durch Rimicium gemacht, an den hochwirdigen vatter, herrn Anthonium des titels sancti Chrysogoni pristern cardinaln, und fürbas dasselb leben Esopi mit synen fabeln, die etwan romulus von athenis synen sun Thiberio, uß krichischer zungen in latin gebracht, hett gesendet und met ettlich der fabeln Aviani, auch Doligami, Aldefonsy und schimpfreden Poggy, und andrer, ietliche mitt ieren titel ob verzaichnet, uß latin, von Doctore hainrico stainöwel schlecht und verstentlich getutschet nit wort uß wort, sondern sinn uß sinn, um mehrer lütrung wegen deß textes oft mit wenig zugelegten oder abgebrochnen worten gezogen, ze lob und ere dem Durchlüchtigsten fürsten und herren herren Sigmunden, herzogen zu österrich, etliche ergetzlikait dar uß zu enpfahen, die och nutzlich ist, wo sie verstendlich werdent gelesen u. s. w.

Ist

Ist es nun wahr oder nicht, was ich gesagt habe, daß Nevelet nur ein wenig Deutsch hätte verstehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu ersparen, welcher in den angeführten Worten auf alle Weise vorgebauet ist? Nichts kann deutlicher als der Inhalt; nichts ausdrücklicher als der Uebersetzer angegeben seyn. Nicht ein Italiener, nicht Rimicius, ist der Urheber dieser deutschen Uebersetzung: sondern Heinrich Steinhöwel. Nicht vom Rimicius wird gesagt, daß er die Fabeln des Aesopus übersetzt habe: sondern vom Romulus. Dem Rimicius wird lediglich nichts zugeschrieben, als die Uebersetzung von dem Leben des Aesopus.

Was indeß Nevelet aus diesem deutschen Vorberichte nicht lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche selbst nicht lernen? Er muß nicht die geringste Neugierde gehabt haben, es ganz nach der Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folget nicht sogleich das Leben des Aesopus, sondern zuvor noch eine kurze deutsche Anweisung, was und wie vielerley die Fabel sey. Und sodann das Leben: erst lateinisch; hernach deutsch. Es ist kein anderes, als das, welches man dem Planudes zuschreibt; und von vorne hinein, und vielleicht auch an andern Stellen, um etwas verkürzt. Der lateinische Text läuft hinter einander fort; der deutsche aber ist, bey den darin vorkommenden Histörchen und Mährchen, durch Holzschnitte reichlich unterbrochen. Beyde sind mit dem sechzigsten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln selbst: und zwar fürs erste

die vier Bücher der alten vorlängst bekannten Fabeln des Aesops, vom Romulus übersetzt: die nämlichen, wie sie angezeigter maßen der Codex Divionensis enthält. Und auch nur hier hätte Nevelet in der Vorrede des ersten Buchs lesen dürfen: Ergo Romulus transtulit de Graeco Sermone in latinum; um jedem das Seine zuzueignen. Was sonst an diesen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig ist, ist dieses: daß ihnen, außer der deutschen Uebersetzung des Steinhöwel, auch die elegieschen Fabeln des alten Anonymus, so weit sie reichen, untergeordnet sind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob sie schon überhaupt, aus den prosaischen Fabeln des Romulus genommen und entstanden zu seyn, die offenbarsten Spuren haben. Denn es sey nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen: so ist doch das, daß dieser Anonymus nichts als der versificirte Romulus ursprünglich sey, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bey beyden die nämliche ist, sondern auch aus der Uebereinstimmung der Fabeln selbst, und besonders aus dem Vorberichte der ein und zwanzigsten. Denn warum hat diese ein und zwanzigste Fabel bey dem Anonymus anders einen besondern Eingang, von dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil sie die erste des zweyten Buches bey dem Romulus war, und an so eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher ist es denn auch gekommen, daß, wie ich schon erwähnet habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten, und sowohl in Manuscripten

als in gedruckten Büchern des erstern elegiesche Fabeln den Namen des letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern für jetzt nur die alte Ausgabe zu Deventer, unter dem Titel Esopus moralisatus nennen; wovon ich einen Abdruck, sowohl von 1490, als von 1502, vor mir habe. Von dieser Ausgabe war Christ ungewiß, ob sie den Avianus, oder den Romulus enthalte, weil er sie nicht gesehen. *) Sie enthält weder den einen, noch den andern: sondern den Anonymus; das ist, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den versificirten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleise komme. Romulus mit seinem Versificator gehet in unserm alten Buche von dem sechzigsten Blatte bis auf das hundert und sieben und vierzigste, wo es zu Ende desselben heißt: Finis quarti libri Esopi viri ingeniosi, nec plures ejus libri inveniuntur, multe tamen ejus fabule reperte sunt, quarum plurime sequuntur, ut in processu videbitur. Und hieraus sehen wir, was man den eigentlichen Aesopus damals nannte: nichts als die vier Bücher des Romulus; höchstens noch den elegieschen Anonymus, wie aus der Aus-

*) Pseudoavianus fuerit, aut Romulus, qui Daventriae editus proditur a. c. n. 1490 hoc elegantiae magistralis titulo, Aesopus moralisatus cum bono comento, mihi quidem adhuc incompertum est. Prol. de Phaedro. p. 57.

gabe von Deventer erhellet, und wovon wir die Ursache wissen. Was man sonst von Aesopischen Fabeln hier und da zerstreuet fand, fügte man allenfalls dem Aesopus bey; ließ es aber dahin gestellet seyn, ob sie dem Aesopus wirklich gehörten, oder nicht.

Die ältesten von dieser Art folgen nun, vom hundert und sieben und vierzigsten Blatte bis zum hundert und sieben und achtzigsten an der Zahl siebzehn; ebenfalls lateinisch und deutsch. Nach der siebzehnten stehen die Worte: Finite sunt extravagantes antiquæ, ascripte esopo, nescio si vere vel ficte. Der Zweifel hat nun allzu viel Grund. Denn unter den siebzehn sind kaum zwey oder drey, die mit sonst bekannten Fabeln des Aesopus etwas Aehnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein sonst nirgends dem Aesopus beygelegt, sondern sind auch, welches die Hauptsache ist, so wenig in dem Geschmacke des Aesopus, von so abentheuerlicher, gothischer Erfindung, daß sie auch nicht einmal Aesopisch heißen können, geschweige, daß sie von dem Aesopus selbst seyn sollten. Ich will damit nicht sagen, daß ihnen alle Anmuth abgeht: sondern nur, daß sie nicht die Anmuth haben, welche man an alten und griechischen Erfindungen gewohnt ist. Sie stechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen, und welche wirklich aus dem Griechischen, und zwar vom Rimicius übersetzt sind.

Denn, wie ich schon gesagt habe, kurz vorher, als Zeiner dieses Werk ausgehen ließ, war die obgemeldete Uebersetzung des Rimicius von dem

Leben und hundert Fabeln des Aesopus, zu Mayland gedruckt worden. Da sie nun auch diesseits der Alpen bekannt wurden, und nicht allein das Leben des Aesopus etwas ganz neues war, sondern sich auch unter den hundert Fabeln verschiedene befanden, die eben diesen Werth der Neuheit hatten: Was Wunder, daß man sowohl mit diesen, als mit jenem, die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutschland zu vermehren eilte? Nicht, meyne ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nöthig, da die meisten schon bekannt waren, und in der alten Uebersetzung des Romulus gelesen wurden? sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die Romulus nicht hatte. Was ich da sage, ist keine bloße Vermuthung; sondern gerade eben das, was Zeiner, oder Steinhöwel, oder wer sonst unsere Ulmer Ausgabe besorgte, in der That und Wahrheit gethan hat; ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfange sothaner Fabeln des Rimicius: Sequuntur alique Esopi fabule nove translationis rimicy; sondern auch, noch bestimmter und deutlicher, am Ende: Finis fabularum Esopi a rimitio nove translationis fabularum Esopi grecarum auctore extracte; que a romulo in suis quatuor libris non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Ist es noch zweifelhaft, was dem Romulus, und was dem Rimicius gehöret? Ist es noch möglich, daß Rimicius, wie Nilant vermuthete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann ge-

wesen seyn? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Person gesprochen? Wird auf seine Uebersetzung, die so bedeutend die neue heißt, nicht genugsam als auf ein besonderes Werk gewiesen, das von dem gegenwärtigen völlig unterschieden? aus welchem sich das gegenwärtige blos bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daselbst bey Zeiner ein Fabelbuch zu besorgen, in welchem er aus seiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug mache?

Noch dazu einen sehr kümmerlichen, denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr, als siebzehn Platz gefunden. Nämlich die 2, 3, 5, 7, 10, 15, 18, 21, 40, 43, 53, 68, 70, 74, 90, 97 und 100ste, nach der Ordnung des Rimicius; welches in der Sammlung des Dorpius die 374, 375, 377, 379, 382, 387, 390, 393, 412, 415, 425, 440, 442, 446, 462, 469, und 472ste sind. Es ist keine darunter, welche wir nicht vorlängst Griechisch hätten; so wie sich auch unter den andern zurückgebliebenen drey und achtzig keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Uebersetzungen aus diesem vorhandenen Griechischen sind; daß Rimicius nicht blos, wie Romulus, vorgegeben, aus dem Griechischen zu übersetzen, in der That aber alte lateinische versificirt vorhandene Fabeln in Prosa aufgelöset habe, welches sich unter andern Cannegieser von ihm eingebildet: *) davon hat mich die angestellte Ver-

*) Certe ut ipse Perottus versus elegiacos in jambos mutavit, ita alii eos in sermonem

gleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unserm üblichen Texte, wie wir diesen Theils nach dem Aldus beybehalten, Theils von dem Nevelet überkommen haben, gleichwohl abgehet; auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führet, das beweiset nur, daß er nicht völlig den nämlichen Text, sondern einen vor sich gehabt, der dann und wann noch wohl besser war.*) Seine Latinität selbst bewahrt

---

prorsum converterunt. Inter quos est Rimicius, Hadrianus Barlandus, Guilielmus Hermannus, aliter Guilielmus Gaudanus dictus Dissert. de aetate et stilo Flavii Aviani cap. 15. Unter diese gehört Rimicius schlechterdings nicht. Er ist wahrer Uebersetzer aus einer Sprache in die andere; nicht blos aus einer Art des Vortrages in die andere. Aber man merket wohl, daß auch Cannegieser noch den Rimicius für den Romulus genommen; ungeachtet desjenigen, was er deshalb vom Nilant bereits konnte gelernt haben, und was er aus eben derselben Quelle, die Nilant gebraucht hatte, mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit auch noch besser hätte wissen können.

*) Daß es dergleichen Texte gegeben, und in verschiedenen Handschriften noch geben müsse, hat man immer gemuthmaßet. Besonders in solchen Handschriften, welche für älter zu erkennen, als Planudes, dem man den gewöhnlichen Text zuzuschreiben pflegt. Eine solche Handschrift fand Montfaucon in einer Bibliothek zu Florenz, und war Willens, nach ihr sowohl das Leben als

ihn aber auch schon vor diesem Argwohne; denn ich will den sehen, der aus seinen Worten nur einen einzigen Vers zusammenstoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre. —

Ich kann nun den Rest des alten Ulmer Drucks mit ein Paar Worten abfertigen. Denn alles, was er noch enthält, siebzehn Fabeln des Avianus, und drey und zwanzig Fabeln oder vielmehr Histörchen,

---

die Fabeln des Aesopus, aufs neue heraus zu geben. Aber es ist unterblieben. Eine solche Handschrift findet sich auch in Deutschland, in der Bibliothek der Stadt Augsburg, auf die schon seit 1741 Joh. Michael Heusinger die Gelehrten aufmerksam gemacht haben sollte. Sein Zeugniß, und seine Versicherung, hätte ich gemeynt, müßte diesen Schatz an das Licht zu bringen, unfehlbar veranlassen. Aber auch das ist nicht geschehen. Vielleicht, weil es sich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt sich ihrer recht sehr; wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin ich so glücklich gewesen, eine Abschrift von besagtem Augsburgischen Codex zu erhalten, aus der ich sehe, daß er alle meine Erwartung übertrifft. Diese Abschrift ist von der Hand der Madame Reiske, die sich damit um die griechische Literatur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen französischen Uebersetzungen, wenn man künftig einmal den Aesop einzig so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie gelesen hätte.

aus dem Adelfonsus, Deligamus und Poggius, insgesammt mit deutschen Uebersetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Untersuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um diese nicht völlig geendet zu haben?

Denn da eine Handschrift, die schon Gudius für älter als fünf hundert Jahr erkannte, die Fabeln des Romulus enthält, und zwar die nämlichen Fabeln des Romulus, die bereits im fünfzehnten Seculo zu Ulm gedruckt worden; dieser Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom Rimicius besorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Theil daran hat, als daß man seine Uebersetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Aesopus darin aufgenommen; so ist es ja wohl nunmehr so ausgemacht, als nur immer etwas dieser Art ausgemacht seyn kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwey ganz verschiedene Personen sind, sondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringste Hand gelegt, wenigstens zuverläßig nicht an den Romulus, mit welchem ihn Nevelet ganz verwechselte, oder für dessen Herausgeber ihn Nilant angenommen. Eins ist eben so falsch als das andere: und ich muß es nochmals und nochmals wiederholen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat, als den unwissenden Leichtsinn eines jungen Franzosen, der einem Buche, das er weder kannte, noch sich die Mühe nehmen wollte, es kennen zu lernen, den ersten den besten Namen beylegte, der ihm darin aufstieß.

Warum aber Nilant nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläu-

sig gesagt, dieses die Ursache, daß er das alte Buch des Nevelet hatte, und auch nicht hatte. Dieses muß ich noch erklären.

Wie Nevelet schon angezeigt, und ich mehr als einmal bemerken lassen, so ist das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer deutschen Uebersetzung versehen, welche nicht, wie es jetzt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenüber stehet, sondern stückweise, Fabel nach Fabel, eingeschaltet ist. Nun sind bey so einem Buche, das Grundsprache und Uebersetzung enthält, noch zwey Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlassen wird zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches selbst überzeugt ist. Er kann, ausser beyden zusammen, die Grundsprache allein; er kann die Uebersetzung allein abdrucken lassen und verkaufen: so hat er drey Bücher statt Eines.

Daß dieses nun hier Johann Zeiner auch wirklich gethan, weiß ich Theils ganz gewiß, Theils kann ich es mit aller Zuverläßigkeit schließen.

Daß er die Uebersetzung allein drucken lassen, weiß ich gewiß: denn ich habe sie vor mir. Sie ist ebenfalls in klein Folio, hundert und neunzehn Blätter stark, ohne das Register Uber die gemeinen puncten der materi diß buchlis. Unter den gemeinen Punkten werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln verstanden: und dieses Register findet sich auch bey jener Hauptausgabe, und nur deutsch. Der Holzschnitt mit dem Aesopus fängt auch hier an; aber anstatt

daß hierauf dort nur die Aufschrift der vom Rimicius übersetzten Lebensbeschreibung des Aesopus folgt, so folgt hier eine allgemeine Aufschrift des ganzen Werkes. Nämlich diese: Hie hebt sich an das buch und leben des hochberümten fabeldichters Esopi auß krygischer zungen in latein gemacht. Auch etlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonsi. und ettlicher schipffreden Pogii. auch die histori Sigesmunde der tochter des fürsten Tancredi und des jünglings Gwistardi. Ob nun aber gleich diese ganze Uebersetzung von Wort zu Wort die Steinhöwelsche ist, wie sie in jener doppelten Ausgabe zu lesen: so ist doch dieser Druck davon nicht der blos zusammen geschobene Druck aus jener; sondern es ist ein späterer Druck aus schlechterer Schrift und auf schlechterem Papier, auch mit gröbern und stumpfern, obgleich in Ansehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzschnitten, ohne Anzeige, wo und wann er veranstaltet worden. Daß indeß vor ihm schon ein besserer vorhanden gewesen, urtheile ich daher, weil Christ einen gebraucht, von dem er Lettern und Papier so gut gefunden, daß er ihn für eine Schefferische Arbeit zu Maynz halten dürfen. Dieses war ohne Zweifel der erste Zeinersche, wie er mit Weglassung des Lateinischen, auf das nämliche Papier zusammengerückt und nachgeschossen worden. Christ selbst kannte sonach den lateinischen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermuthet haben, weil er ihn sonst gewiß bey seinen und nicht seinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können, sich alle Mühe würde

gegeben haben. Die Geschichte der Sigesmunde anbelangend, welche, der Aufschrift nach, der einzeln Uebersetzung beygefügt seyn soll: so finde ich sie in unserm Exemplare nicht. Aber wohl finde ich sie hinter der lateinischdeutschen Ausgabe: nicht zwar als ein Stück derselben; sondern nur augenscheinlich aus eben der Schrift und auf eben solches Papier, folglich bey eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Uebersetzung aus dem Boccaz ist, die ebenfalls Steinhöwel zum Verfasser hat.

So wie nun diese eine Hälfte ganz gewiß besonders abgedruckt worden, so wird es höchst wahrscheinlicher Weise auch mit der andern geschehen seyn. Denn eben ein Exemplar des bloßen lateinisches Textes war es unstreitig, was Nilant von Burmann geliehen bekam, und in Ermangelung des Neveletischen Buches an dessen Statt sicher brauchen zu können glaubte. Es war alles darin, was Nevelet angegeben, ausser der deutschen Uebersetzung. Da es aber sehr übel erhalten war, und die letzten Bogen völlig daran fehlten: so konnte Nilant für sein Theil von dem Orte und dem Jahre, wann und wo es gedruckt worden, nichts Zuverläßiges wissen; welches denn vielleicht mit Ursache war, daß er noch immer einem Italiener so viel Theil daran ließ. Dazu kam, daß er selbst einige eingestreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in diesem seinem blos lateinischen Drucke anders las, als sie in dem lateinisch-deutschen zu lesen sind. So las er unter andern, zum Schluße der siebzehn Fabeln nach der Uebersetzung des Rimi-

cius, dort die Worte: Registrum fabularum predictarum Esopi quas Rimicius transtulit; welche hier, angeführtermaßen, ganz anders lauten, und so lauten, daß er sie selbst sicherlich nicht von dem Herausgeber würde verstanden haben. Aus diesen veränderten Schlußformeln ist aber denn wiederum klar, daß auch der ganz lateinische Druck nicht unmittelbar aus unserer ursprünglichen lateinisch-deutschen Ausgabe durch die bloße Zusammenrückung genommen, sondern nachher aufs neue aus ihr abgesetzt worden. So zerrissen und verstümmelt indeß das Burmannische Exemplar davon auch gewesen; so eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik gespielt. Denn nicht allein hat es Nilant zu seinem Romulus gebraucht; sondern auch Cannegieser zum Avianus, von dem es ebenfalls viele Jahre später hieß, daß er nun erst im Drucke erscheine, nachdem ein großer Theil von ihm vorlängst schon dort mit abgedruckt gewesen. Ich schließe daraus auf den um so viel größern Werth unsers originalen und so vollständig erhaltenen Exemplares, und darf mich nicht reuen lassen, so viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit wenigem auf den Romulus wieder zurück; um mir selbst Rechenschaft zu geben, was denn nun diese ganze Untersuchung eigentlich nütze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuserey wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen, und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe;

denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere Kuh für sich, und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette, verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen, man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftsteller des eisernen Zeitalters; oder die verschmolzenen Trümmer eines Schriftstellers aus dem goldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er sonst geheißen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowohl als in dem andern, ist vor allen Dingen nöthig zu wissen, ob er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen. Besonders wenn er einmal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechtern Gestalt nicht gleichgültig aufgenommen haben: warum soll man ihn nicht in seiner bessern bekannt machen dürfen?

Ja wenn es wahr ist, was Burmann sagt, daß nach dem Gudius sich Niemand um den Phäder verdient gemacht habe, als Nilant, eben durch die Ausgabe seines Romulus und der übrigen alten Fabeln: wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieses Verdienst wenigstens zu theilen? *)

*) Jo. Fr. Nilantius, cujus ego industriam et laborem antiquis fabulis impensum, qui post Gudii notas in fabulis edendis laborarunt, diligentiae praeferre non dubito, utilissimo instituto in unum Fasciculum conjecisse fabulas Aesopias, sive e Rimicio, sive e Romulo, sive a quocunque elaboratas l. c. s.

Sollte es sich nicht noch der Mühe lohnen, was man von dem Nilant mit so vielem Danke in der Verstümmelung angenommen, in seiner Vollständigkeit aufs neue an das Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuscripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben sich wie es scheinet, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn sie noch irgendwo vorhanden wären, so würden sie sich damals, als Christ ihr Daseyn in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meyne, in Frankreich, wo sie wahrscheinlicher Weise stecken müßten, und wo Christs Widerspruch genugsam bekannt geworden, würde sich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein Paar Worten angezeigt hätte, wo die augenscheinliche Widerlegung des deutschen Professors zu finden sey. In ihrer bis jetzt noch völligen Ermanglung also, können und müssen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handschriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis jetzt noch jede kühnere Muthmaßung über den Text des Phädrus geprüft, und zu Folge dieser Prüfung gebilliget oder verworfen werden. Da nun ohnedies der Phädrus von Zeit zu Zeit, zum Gebrauche der Schulen, wieder gedruckt wird: wie wenn man eine solche Ausgabe einmal, statt aller Anmerkungen, mit ihnen allein vermehrte? Nämlich mit ihnen, so wie sie in der Handschrift von Dijon, und in dem alten Ulmer Drucke, weit vollständiger und weit besser, als bei dem Nilant, enthalten sind.

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schlusse noch mittheile, wird es mit einem Blicke übersehen lassen, daß die Sache nichts weniger als über-

flüßig oder wohl gar schon so gut als geschehen sey. In der ersten Reihe stehen die Fabeln des Romulus nach dem Manuscripte; welches, die wenigen angegebenen Verschiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe ist. In der zweiten Reihe sind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entsprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen; sowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche Burmann daraus wieder herzustellen versucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieser Reihe ausfällt, ist für den aufbehalten, der einen ähnlichen Versuch wagen will. In der dritten Reihe sieht man, wie sich der Romulus des Nilant zu dem alten vollständigen Romulus verhält; welche Fabeln desselben dort vorkommen, und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden; und ich wiederhole hier nochmals, daß dieser Anonymus selbst nichts anders, als ein Romulus gewesen, indem er nicht blos größtentheils die nämlichen Fabeln, sondern auch diese nämlichen Fabeln mit den nämlichen Worten, und nur dann und wann interpolirter und unlateinischer, als Romulus, erzählet. Verschiedene von den Fabeln des Romulus, wird man sehen, fallen in allen drei Reihen weg; und das sind denn die, welche das Manuscript, oder der alte Ulmer Druck, ganz eigen hat; in welchen man aber gleichwohl eben so gut noch einen Phädrus wieder finden kann, als man ihn in den andern wieder gefunden zu haben glaubt.

Romulus

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. I. 1. -	III. 12. -	1. -	
- - 2. -	I. 1. -	2. -	
- - 3. -	App. Bur. 6.	3. -	
- - 4. -		4. -	
- - 5. -	I. 4. -	5. -	
- - 6. -	I. 5. -	6. -	
- - 7. -	I. 6. -	7. -	
- - 8. -	I. 8. -	8. -	
- - 9. -	I. 19. -	9. -	
- - 10. -	IV. 18. -	— -	11.
- - 11. -	I. 29. -	— -	12.
- - 12. -	App. Bur. 9.	10. -	
- - 13. -	II. 6. -	12. -	
- - 14. -	I. 13. -	13. -	
- - 15. -	I. 21. -	14. -	
- - 16. -	App. Bur. 10.	15. -	
- - 17. -	App. Bur. 4	16. -	
- - 18. -	App. Bur. 1.	— -	
- - 19. -	App. Bur. 12.	17. -	
Lib. II. 1. -	I. 2. -	18. -	
- - 2. -	I. 31. -	19. -	
- - 3. -	I. 23. -	20. -	
- - 4. -	— — -	21. -	
- - 5. -	IV. 22. -	22. -	
- - 6. -	III. 15. -	23. -	
- - 7. -	V. 10. -	— -	62.
- - 8. -	I. 28. -	11. -	
- - 9. -	App. Bur. 2.	24. -	
- - 10. -	App Bur. 32.	— -	61.
- - 11. -	App. Bur. 33	— -	65.
- - 12. -	I. 16. -		
- - 13. -	V. 3. -	— -	66.
- - 14. -	I. 26. -	— -	63.
- - 15. -	I. 7. -		

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. II. 16. -	I. 3. -	— -	26.
- - 17. -	III. 6. -		
- - 18. -	IV. 23. -	— -	27.
- - 19. -	I. 10. -	— -	28.
- - 20. -	I. 22. -	— -	29.
- - 21. -	I. 24. -	— -	33.
Lib. III. 1. -	App. Bur. 15	25. -	
- - 2 -	— — -	26. -	
- - 3. -	App. Bur. 17.	— -	37.
- - 4. -	App. Bur. 18.	27. -	
- - 5. -	App. Bur. 19.	28. -	
- - 6. -	App. Bur. 20.	— -	40.
- - 7. -	I. 12. -	29. -	
- - 8. -	— — -	— -	
- - 9. -	— — -	30. -	
- - 10. -	— — -	31. -	
- - 11. -	— — -	— -	
- - 12. -	IV. 7. -	— -	42.
- - 13. -	App. Bur. 21.	32. -	
- - 14. -	App. Bur. 5.	33. -	
- - 15. -	III. 7. -	34. -	
- - 16. -	— — -	35. -	
- - 17. -	App. Bur. 22.	36. -	
- - 18. -	— — -	— -	47.
- - 19. -	II. 8. -	— -	48.
- - 20. -	IV. 12. -	37. -	
Lib. IV. 1. -	IV. 2. -	— -	
- - 2. -	IV. 1. -	— -	
- - 3. -	App. Bur. 23.	38. -	
- - 4. -	III. 18. -	39. -	
- - 5. -	III. 2. -	— -	
- - 6. -	— — -	40. -	
- - 7. -	— — -	— -	

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. IV. 8. -	App. Bur. 24.	41. -	
- - 9. -	IV. 3. -	— -	
- - 10. -	I. 11. -	42. -	
- - 11. -	— — -	— -	
- - 12. -	App. Bur. 30.	43. -	
- - 13. -	— — -	— -	
- - 14. -	— — -	— -	
- - 15. -	— — -	— -	
- - 16. -	— — -	— -	
- - 17. -	App. Bur. 25.	44. -	
- - 18. -	App. Bur. 31.	— -	60.
- - 19. -	App. Bur. 28.	45. -	
- - 20. -	— — -	— -	
- - 21. -	App. Bur. 27.	— -	55.

Wenn ich nächstens einmal ein anderes Manuscript bekannt mache, auf das Gudius sich ebenfalls in seinen Noten über den Phädrus beziehet, will ich diese nämliche Tafel auf den Phädrus einrichten, und es vielleicht wagen, eine Vermuthung mitzutheilen, die durch diese Tafeln auf eine besondere Art bestärket wird.

IV.

Von dem

Schickard Marchtalerschen Tarich Beni Adam. *)

Wie ich fast immer in unsrer Bibliothek fand, was ich suchte: so fand ich auch oft, was ich nicht suchte, und was ich mir nimmermehr hätte einfallen lassen, in ihr zu suchen. Hiervon ein Beyspiel, mit dessen Bekanntmachung ich Dank zu verdienen hoffe.

Aus der Aufschrift werden diejenigen meiner Leser, welche die Geschichte des Orients etwas näher kennen, leicht errathen, daß ich von dem Türkischen Manuscripte reden will, aus welchem Wilhelm Schickard seine Series Regum Persiae ab Ardschir-Babekan usque ad Jazdi-

*) Erster Beitrag, S. 85. u. f.

gerdem a Caliphis expulsum, heraus gegeben. Das Buch des Schickard ist zu Tübingen 1628 in Quart gedruckt, und hat sich schon längst höchst selten gemacht. *) Die englischen Verfasser der allgemeinen Weltgeschichte preisen es sehr an; und wer es nicht selbst gesehen, wird es vielleicht aus dieser Anpreisung kennen. **)

Die Quelle nun dieses nützlichen Werkes, aus welcher Schickard noch lange nicht alle das Gute geschöpft, was sich daraus schöpfen läßt, ist sie noch vorhanden? und wo ist sie vorhanden? Wo soll der Gelehrte sie suchen, den der Durst nach ihr triebe? Eben da, wo sie ehedem war? oder wo sonst?

Wir wissen aus dem Schickardschen Buche, daß diese Quelle ein ungeheures Türkisches Stammregister war, in Form einer Rolle, welche Veit Marchtaler, ein Rathsherr zu Ulm, in Ungarn ehedem, nämlich 1592, als Filleck den Türken wieder abgenommen wurde, bey Plünderung einer Moschee, erbeutet hatte. Marchtaler war lange um einen Mann verlegen gewesen, der ihm das Verständniß über diese seine Beute näher eröffnen, und wenn es sich der Mühe lohne, einen gemeinnützigen Gebrauch davon machen könne: als er,

*) Diese Seltenheit bezeugt die Biblioth. Salth. No. 645.

**) Im IX. Theile der deutschen Uebersetzung, S. 654 in der Anmerkung.

fünf und dreyßig Jahre darauf, an Schickard damit kam, welcher Professor der orientalischen Sprachen zu Tübingen war.

Schickard konnte Arabisch genug, um ein Türkisches Manuscript von dieser Art so eben zu lesen. Er fand, daß es eine Genealogie der Othomannischen Kaiser sey, die durch alle die berühmtesten Geschlechter des Orients bis auf den Adam hinauf geführt worden; und glaubte, in dieser ununterbrochenen Folge besonders siebzehn Hauptfamilien zu unterscheiden, die ich hier nöthig finde, mit seinen eignen Worten anzuführen. Autographum illud mea divisione septendecim continet familias, quorum nudissimas in hoc vestibulo summas enarrabo. — 1. Prima est, Antediluvianorum, a parente generis humani Adamo usque ad ejus reparatorem Noam. 2. Altera Patriarcharum, a Semo ad Mosen usque. Et hae ambae cum Bibliis nostris, (quod in Ethnico mireris) non male congruunt. 3. Tertia Regum Adsarbiganiae, qui Assyriacam postea Monarchiam pepererunt, inde a Kajomarratho (quem parum abest, ut Nimrodum esse credam) ad Zabum usque, qui omnino Sardanapalus videtur: quamvis intermedia serie, aqua mihi crebro haereat, ob historiae defectum, ex tanta vetustate. 4. Quarta Persarum priscorum, qui etiam Graecis innotuerunt, quanquam aliis plerumque nominibus indigitentur; ubi similiter non omnia sunt sana. 5. Quinta Salvatoris nostri, ab Abrahamo,

per Davidem, ad Jesum virginis Mariae filium: cui tamen alieni quidam immiscentur, ut infra prolixe docui. 6. Sexta Regum persiae posteriorum ab Ardschiro ad Jazdigerdem; quos ex professo nunc recenseo, iisque finio librum praesentem. Quae vero deinceps consequuntur, sunt hae duodecim: scilicet. 7. Septima Muhammedis et agnatorum, qui genus hic palam ducunt a Keidar Ismaëlis filio; tantum abest ut ex Hagar ancilla se natos esse negent, quod imperiti quidam tradidere. Habetque Pseudopropheta inter proximos avos Cudaium, Abdomenaphum, Haschimum, et Abdolmutalibum, sat celebres Arabiae reges: e quorum postremo, per filium Abytalib, etiam Haly nepos descendit, Muhammedi patruelis, ut omnino errent, qui ex obscuris parentibus natum dicunt. 8. Octava Ommiadum, e quibus nobis etiam oritur ipse Othmanus Calipha, secus quam existimat vulgo. 9. Nona, Pontificum Abbasidarum Catena, quae in libro Juchasin fol. 152. XXXV. articulis constare dicitur, et ibidem ad Mustaëzimum usque deducitur, nobis hic ideo pauciores habet, quia postremi solo titulo Domini erant, sine tamen jurisdictione: unde non domo tantum se continebant, in publico, extra solennitatem Ramadhan haud visi, sed et manibus ipsi suis aliquid laborabant, ex voto sibi voluntarie indicto, ut solitudinis ac longi temporis taedia fallerent; quod R. Benjamin de sui aevi Calipha Mostazio testatur, fol.

16. fecisse Storeas, et sigillo suo signatas, in foro publico vendi curasse, magnatibus aulae suae, adeo nempe degenerarunt a pristino splendore. 10. Decima Samanaeorum, qui gubernacula tenuerunt in regione Maorannahar sive trans Oxiana: deducti a Samano gentis authore, usque ad Abul-charith filium Nuchi, quem Chan-llech Rex Turkestaniae, capta metropoli Buchara, exoculavit. 11. Undecima Puianorum qui e Jazdigerdis Persae seris nepotibus enati, Bugdadense imperium arripuerunt, et per annos fere 130 obtinuerunt continue, assumptis Addolae *) cognomentis et avita regni gloria, postliminio quasi reducta. 12. Duodecima Sebutakinorum, Indicae originis, puta Mahmudi, Masudi, Abusaidi etc. qui Balchae sedem figentes, Chorasan divexarunt, atque cum sequentibus Salkugiis multa gesserunt bella. 13. Chowarazmiorum, Abu-schogae, Abumutaphari, Abul-phatachi et successorum. 14. Salgukiorum, inter quos clariores erant Togrulbek, Albarselan, Melich-schach et Suleiman, quorum notitia etiam ad Latinos pervenit, sed obscura, et nominibus corruptissimis. 15. Mahanensium, in Turkestan, inde a Bulchascho Japeti filio, usque ad Ertogrul Othmanni parentem, quorum plurimos etiam habet Juchasin, sed non

*) So ist dieses Wort vom Schickard gedruckt, muß aber ohne Zweifel Abdallae heißen.

omnes, ut vix uspiam alibi adeo diligenter consignatos existimem, ne in Arabum quidem libris. 16. Ginkizaeorum, Tatariae Principum: ut Okotai, Tuli, Halacho, Abakai etc. omnium quos volumen istud habet, meo judicio, potentissimi, qui velut inundatione universam fere Asiam submerserunt. Denique 17. Othmanidarum, Turciae Sultanorum, sed usque ad Moradem f. Selimi tantum, cujus tempore hoc exemplar descriptum fuit. —

Wie man in dieser Stelle am geschwindesten den ganzen Inhalt des Manuscripts übersehen kann: so läßt sich auch nach ihr am kürzesten anzeigen, wie weit Schickard es genützt hat, und was und wie viel er eines andern Fleiße noch darin übrig gelassen.

Da Schickard nicht eine bloße kahle Uebersetzung davon zu liefern, sondern vielmehr einen Commentar darüber zu schreiben sich entschloß, in welchem er diese ursprünglich morgenländischen Nachrichten mit denen vergleichen wollte, die uns von den Griechen und Römern, oder auch dem und jenem Rabbinen, überliefert worden: so fand er, daß es nicht wohl möglich sey, auf einmal damit an das Licht zu treten. Er wollte also fürs erste mit einem einzelnen Stücke den Versuch machen, und hatte sich dazu, nach seiner Eintheilung den sechzehnten Abschnitt, das ist, den Jenghiz Khan und seine Nachfolger, ersehen. Constitui quidem primo, sind seine Worte, eam Genealogiae par-

tem publicare, quam gratiorem Lectori futuram credidi, nempe Tataricam Ginkischani, quod illa non tantum reliquis multo sit ignotior, sed ob ejus Imperii magnitudinem, scitu omnino dignissima. Et in hunc usum jam omnia praeparaveram, conquisitis undique authorum testimoniis, Hebraeorum primo, qui meae Professionis proprii sunt, deineps Graeci Pachymerii τῶ ἀνεκδότω, cujus exemplar pridem ex Augustana Bibliotheca descriptum, benevole communicarat mecum V. Cl. Dn. Matthias Berneggerus, Prof. Argent. unde multa eruderavi, quae publice nondum, innotuisse scio.

Allein ich weiß nicht, welcher ungebetene Freund dem guten Schickard in den Kopf setzte, daß es ganz unschicklich seyn würde, wenn er sein Glöckchen eher zwölfe als zwey schlagen ließe, wie er sich sehr artig auszudrücken beliebte; das ist, wenn er aller Zeitordnung zuwider die Tatarischen Regenten, die in der Geschlechtstafel die letzten ohne einen wären, zu allererst vor so vielen ältern beschreiben wollte. Er besann sich also, ob er schon mit dem Drucke bereits wirklich einen Anfang hatte machen lassen, noch geschwind eines andern, und gab uns, anstatt jener in Europa der Zeit noch so völlig unbekannten Sieger, das, was wir auf dem Titel seines Buchs angezeigt finden, und bey weitem so unbekannt nicht war: ich meyne, die Persischen Könige der vierten Dynastie; das ist, diejenigen, welche auf die Arsaciden, oder Parthischen Beherrscher Persiens folgten, bis die Saracenen

diesem Reiche ein Ende machten. Denn das Verzeichniß derselben, wie er es hier mittheilte, ist nur wenig von dem unterschieden, welches Teixeira bereits aus dem Mirkond bekannt gemacht hatte.

Indeß war auch das nicht zu verachten; und da Schickard außer diesem sechsten Abschnitte jenen siebzehn, auf den er sich umständlich einließ, auch die vorhergehenden fünfe mitnahm, und überall eine Menge Dinge beybrachte, die damals noch den ganzen Werth der Neuheit hatten: so war es wenigstens ein Anfang, der alle mögliche Aufmunterung, verdiente. Auch den siebenten Abschnitt wollte er damals gleich mit liefern: warum dieser aber zurückbleiben mußte, verdienet, daß wir es von ihm selbst vernehmen. Libuisset quidem hac vice provehi ulterius, et septimum Genealogiae membrum attexere, quod Pseudoprophetae natales contineat, multis utique memorabilibus refertos: at incremento libelli obstitit Vidua Typographi, ob causas domi notas, dum ad instantes nundinas, hoc tantum breve specimen praemittere destinavit, sciscitatum an sit emptores reperturum? Nam quae me quidem melius sperare jussit materiae peregrinitas, ea ipsam facit meticulosam: cum experimentis didicerit, rustica Kalendaria vendi multo numerosius, quam ipsas Ephemerides, unde illa desumuntur.

Die weise Frau Verlegerin! Aber warum über sie spotten? Hat sie nicht recht gehabt? — So scheinet es wenigstens. Denn sie hat es gar fein

bey diesem Versuche gelassen. Es war 1628, als er, wie gesagt, erschien: und Schickard starb erst sieben ganzer Jahre nachher. Was hätte ihn abhalten können, wo nicht alle übrige eilf Abschnitte, wenigstens doch jene zwey nachzusenden, die er schon so gut als völlig ausgearbeitet haben mußte: wenn es nicht die Frau Verlegerin gewesen wäre? die sich ohne Zweifel für die Ehre bedankte, eine großmüthige Beförderin der morgenländischen Historie zu heißen, und zu darben.

Nicht anders: Marchtaler und Schickard hatten den besten Willen vergebens. Durch den Kaltsinn ihrer Zeitverwandten ist von des erstern Handschrift, und von des letztern Arbeit darüber, nie mehr zum Vorschein gekommen, als jene Series Regum Persiae; worunter sicherlich Deutschlands Ehre noch weit mehr gelitten, als die Geschichtskunde. Denn es sey auch, daß wir das, was uns Schickard damals nicht anders als noch mit vielerley Mängeln geben konnte, nachher von andern vollständiger und besser erhalten haben: so waren doch diese andern lauter Franzosen oder Engländer; und unserm Vaterlande entging der Ruhm, auch hier die Bahn gebrochen zu haben.

Nur bey dem einzigen Abschnitte stehen zu bleiben, dessen uns Schickards Freund, durch seinen unzeitigen Rath, beraubte: wer wußte in Europa damals von Jenghiz Khan und seinen Nachfolgern? Einige alte Reisebeschreiber hatten ihrer kaum erwähnt; und Schickard war in Europa schlechterdings der erste, der uns aus morgenländischen

Quellen etwas von ihnen melden konnte. Pocok, Herbelot, de la Croix, Gaubil hätten alle in seine Fußstapfen treten müssen, die sich so nun nicht träumen ließen, daß dieses ihres Weges schon längst ein Deutscher gegangen wäre. —

Wohin die Papiere des Schickard nach seinem Tode gekommen, weiß ich nicht. Eben so wenig weiß ich, ob die Abschrift, welche er, wie ich finde, von dem ganzen türkischen Stammbaume genommen, noch irgendwo vorhanden. Aber, wie gesagt, weiß man doch auch nicht einmal, wie es mit dem Originale selbst weiter gegangen, und ob und wo dasselbe annoch anzutreffen? Die das meiste von ihm zu wissen glauben könnten, dürften es gerade da suchen, wo es gewiß nicht anzutreffen.

Marchtaler nämlich, welcher für gut fand, das Schickard'sche Werk in seinem Namen dem Kaiser Ferdinand I. zuzueignen, versprach in der Zuschrift, das türkische Original in die Kaiserliche Bibliothek zu liefern, so bald als Schickard mit seiner Arbeit vollends zu Stande seyn würde, oder auch noch eher, im Fall es der Kaiser zu sehen begierig seyn sollte. Autographum ipsum, sagt er, sub Aquilae signis partum, ad ejusdem Aquilae alas remittam, in Augustali Bibliotheca reponendum: quod vel tunc fiet, cum caetera erunt exposita Latine, vel nunc statim facere paratus sum, si Sa. Mts. Va. visendi desiderio ita jusserit. Wer sollte also nicht glauben, daß dieses wirklich geschehen? Wer sollte sich einbilden, daß ein Schatz, welcher der Kaiserlichen Bibliothek

hier so feyerlich angetragen wird, irgendwo anders zu suchen seyn sollte, als in ihr?

Und gleichwohl ist er es; denn mit einem Worte: nicht Wien, sondern Wolfenbüttel besitzt ihn, diesen Schatz. Bey uns muß ihn der Gelehrte suchen, welcher Lust und Kräfte hat, Schickards Arbeit zu berichtigen oder fortzusetzen.

Ich bin gewiß, daß ich hiermit etwas anzeige, welches der Anzeige um so würdiger ist, je unbekannter es schlechterdings geblieben. Wenn selbst der Geschichtschreiber unserer Bibliothek, Burckhard, etwas davon gewußt hat, so hat er doch nichts davon gemeldet. Und eben dieses gilt von allen andern, die entweder von den Seltenheiten der berühmtesten Bibliotheken überhaupt, oder der unsrigen insbesondere, mehr oder weniger geflissentlich, gehandelt haben. Als neuerer Zeit noch Baumgarten den großen Verlust beklagte, den die Geschichtskunde darunter gelitten, „daß die in der Aufschrift und Vorrede des Schickard'schen Werks gemachte Hoffnung zur ähnlichen Erläuterung der übrigen Geschlechtstafeln unserer Handschrift, nicht erfüllet worden:" *) würde er wohl anzumerken unterlassen haben, wo allenfalls ein zweyter Schickard die Handschrift selbst gegenwärtig finden könne; wenn er es gewußt hätte?

*) Im fünften Bande der Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek. S. 306.

Indeß kann es freylich nicht fehlen, daß gleichwohl einige Gelehrte einmal Wissenschaft davon gehabt haben. Ich selbst kann deren zwey nennen, wovon der eine so gar Gelegenheit gegeben, daß wenigstens ein Verdacht davon in das Publikum kommen können. Dieses ist Hiob Ludolf, der 1686 unsere Bibliothek in Augenschein nahm. Wenn Juncker, in dessen Leben, *) das Merkwürdigste, was ihm daselbst vorkam, namhaft macht; so heißt es unter andern: Praeter haec autem admiratus est tum tria exempla Alcorani, tum maxime ingens Volumen Arabicum, in quo continebatur Genealogia Adami usque ad Noachum, et a Noacho usque ad Christum et Muchammedem, hujusque filiam Fatinam, in qua Muchamedi genus esse desiit; a cujus tamen majoribus, successores ejus et collaterales, Arabumque Principes (Sherif) et Sultani, gentem suam derivant. Insignem usum praestare hunc codicem iis posse persuasum sibi habuit Noster, qui Historiam Saracenicam Turcicamque et Arabicam tractare adgrediuntur. Es ist kein Zweifel, daß hiermit unser Marchtalerisches Manuscript gemeynet sey. Ich habe aber auch nicht Unrecht, alles was Ludolf, oder vielmehr Junker, hier davon sagt, mehr für einen Verdacht, als für eine Nachricht zu erklären. Denn das Wichtigste fehlt dabey; nämlich die Anzeige, daß, und von wem, und wie weit es bereits genutzt

*) Comment. de vita Jobi Ludolfi, p. 149.

worden, als ohne welche es die Aufmerksamkeit unmöglich erregen konnte, die es verdienet. Daß man jedoch ja nicht glaube, daß Ludolf selbst alles dieses nicht gewußt habe. Er wußte es nur allzu gut, wie ich gleich sagen will; und daß wir es nicht auch in seinem Leben lesen, beweiset höchstens, daß er es noch nicht damals gewußt, als er die flüchtige Notiz davon aufs Papier warf, die Junker ohne Zweifel vor sich hatte.

Noch vor Jahr und Tag würde man, in unserer Bibliothek selbst, schlechterdings nicht haben sagen können, was für eine Arabische Genealogie es sey, die Ludolf ehedem daselbst solle gesehen haben; geschweige, daß man sie hätte vorzeigen können. Denn ich weiß nicht, wie es gekommen, daß das Marchtalerische Manuscript in keinen einzigen von unsern Catalogen eingetragen, und selbst auf die sonderbarste Weise in einen Winkel verkramet worden, wo es unmöglich jemanden zu Gesichte kommen konnte. Ganz unvermuthet fand ich es in einem verschlossenen Kasten, zu welchem sich so gar der Schlüssel verloren hatte; so lange war er nicht eröffnet worden: und fand es daselbst unter einem Prasse von ausgemerzten Kupfern und Charten. Mein ganzes Verdienst um diese Wiederauffindung aber, ist die Neugierde, die ich hatte, einen längst bey Seite gesetzten Kasten zu durchstänkern; zu alledem übrigen brauchte ich glücklicher Weise nur Augen. Denn kaum hatte ich es in die Hände genommen, als ich auf der Rückseite des einen Endes der Rolle folgende Aufschrift las:

Anno

Anno Doi. MDXCIII die 14. Decembris

Erobert der hoch- und wohlgebohrne
Herr, Herr
Christoff Freyher zu Teuffenbach,
Mayerhoven u. Dürrenholz ꝛc. Röm. Kay.
May. Kriegs Rath u. General der Ober-
hungarischen Lande ꝛc.
die gewaltige Vöstung Filek, in Ober-
hungarn, so ob 50 Jaren
in des Erbfeindes Händen geweßt
Neben noch andern 12 Granitz u. Berg-
häusern.
Bey welcher Eroberung, in der Türki-
schen Schloßkirchen daselbst zu Filek,
ist dieses Türkische Stammregister,
mit einem geschriebenen Pergament
umbschlagen, allermassen solches
allhier vor Augen, neben anderer
Kriegsbeutt bekommen und nacher
Deutschland gebracht worden
durch
Veit Marchtalern
Bürgern in Ulm.

Und kaum fieng ich es an aufzuwickeln, als ich zwey deutsche geschriebene Bogen eingelegt fand, welche ein Summarischer Bericht von dem Inhalt dieser Rolle, oder Türkischen Stamm-Registers, überschrieben waren, und die ich aus der Unterschrift, von Hiob Ludolfs eigener Hand zu seyn, erkennen mußte.

Als Ludolf sich nach Frankfurt zur Ruhe begeben hatte, und daselbst einzig seinen Studien oblag, fiel ihm ohne Zweifel jene merkwürdige arabische Genealogie wieder ein, die er vor einigen Jahren in Wolfenbüttel gesehen hatte. Er ward begierig, sie näher kennen zu lernen, und bat den Herzog Anton Ulrich, bey dem er sehr wohl angeschrieben war, um die Mittheilung derselben. Diese erfolgte; und bey Rücksendung fügte er zur Dankbarkeit gedachten Summarischen Bericht bey.

Ich kann nicht anders urtheilen, als daß Ludolf bey dem ersten genauern Blick, den er darauf warf, sich für betrogen erkannte. Er hatte, wie die Junkersche Stelle deutlich anzeigt, die Sprache des Manuscripts in der Eil (denn der Irrthum ist sonst, auch für einen völlig Unwissenden, sehr leicht zu vermeiden) für Arabisch angesehen; und sie war Türkisch. Jene verstand Ludolf, aber nicht diese. Er konnte also wenig mehr darin lesen, als die eigenthümlichen Namen, aus welchen der Stammbaum bestehet. Die den meisten dieser Namen hingegen beygeschriebenen Nachrichten, wie auch ein ziemlich langer Eingang, waren ihm durchaus unverständlich. Daher es denn auch kömmt, daß sein Summarischer Bericht fast nichts mehr enthält, als was man aus Schickards obigem allgemeinen Inhalte eben so gut ersehen kann; widrigenfalls ich ihn ganz mitzutheilen nicht ermangeln würde.

Nur ein einziger Punkt ist ihm völlig eigen,

der aber um so wichtiger ist. Ludolf nämlich hatte den türkischen Eingang abschreiben lassen, und ihn nach Wien an den Kaiserlichen Interpreten, Meninsky, geschickt, um sich dessen Erklärung zu erbitten. Ob ihm Meninsky (der zweyte also, der um unser Manuscript gewußt) eine wörtliche Uebersetzung davon zukommen lassen; daran zweifle ich: indem alles, was Ludolf von ihm daraus ersehen zu haben angiebt, sich nicht weiter als auf den türkischen Verfasser erstreckt. Dieser nun hat Joseph, Ben Abdul-Latiph geheißen, und zu den Zeiten Solimans, des Sohnes und Nachfolgers Selims I., gelebt; das ist gegen 1520 bis 66.

Es ist bedenklich, daß Schickard von ihm gar nichts gewußt, ja auch nicht einmal vorgebauet hat, damit wir uns wenigstens keinen falschen Begriff von ihm machen könnten. Denn da er ausdrücklich sagt, das Ende der Genealogie reiche bis auf den Murad, den Sohn Selims II: so verleitet er uns zu glauben, daß der Verfasser auch unter diesem Kaiser gelebt habe; da doch beyde diese Kaiser, Murad, seines Namens der III, und Selim II, blos von einem spätern Abschreiber hinzugefügt worden. Das natürlichste, was hieraus folgt, wäre also wohl, daß Schickard selbst kein Türkisch verstanden; und das hat auch Ludolf mit dürren Worten daraus geschlossen. Ja er fügt hinzu, daß eben daher sich Schickard auch in etlichen Namen und Personen geirrt habe. Dieses will sich nun freylich mit dem so recht nicht reimen, was Brucker, Schickards neuester Lobredner,

in dem Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit,*) von ihm versichert: „er sey in den orientalischen Sprachen, ob er gleich sein eigener Lehrmeister seyn müssen, dennoch so weit gekommen, daß er in dem Rabbinischen, Chaldäischen, Syrischen, Persischen, Türkischen und Arabischen, seines gleichen nicht gehabt." Doch wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, daß unter den Lobrednern der letzte die Saiten immer am höchsten spannt: so ist es auch hier gegangen. Denn Zach. Schäffer, dem Brucker treulicher hätte nachsprechen sollen, sagt blos, daß Schickard in seinen letzten Jahren sich alles Ernstes bestrebt hätte, ut tot linguis Persicam quoque et Turcicam et alias Orienti usurpatas adjungeret. **)

Und das wäre denn auch wohl, sollte ich meynen, das glaublichste. — Aber wie, wenn nun eben dieser Umstand, daß Schickard nicht Türkisch genug verstanden, denn auch mit Ursache wäre, warum wir um den Rest seiner Arbeit gekommen? Der Tod übereilte vielleicht den guten Mann, als er noch erst recht Türkisch lernte. — Unter dieser Möglichkeit, müßte ich denn freylich wohl einen Theil meines obigen Ausfalles, gegen den Kaltsinn seiner Zeitverwandten, zurücknehmen. Aber darum das geringste darinn ändern oder mildern? wozu

*) Fünftes Zehend. S. 186.

**) Memor. et Eulog. Wilh. Schickardi. Tub. 1636. 4. p. 12.

sollte ich das? Was meinem werthen Vaterlande hier zu viel gesagt ist, verdient es in hundert andern Fällen zehnfach zu hören; und wird es sicherlich einmal hören. Nur einen von diesen hundert Fällen hier im Vorbeygehen zu nennen, weil er mit dem Schickardschen die nächste Aehnlichkeit hat. — Man denke an Abulfeda und Reiske! An diesen einzigen Mann, der allein, bey der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit, auf einmal Engländer und Franzosen eben so weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! An diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um sich von einer eben so undankbaren Anbauung eines andern Feldes, wieder in dieses zu wenden.

Ludolf preiset unser Manuscript, nicht allein in jener Stelle des Junker, sondern auch in dem Summarischen Berichte, ungemein an. „Es ver„dienet, sagt er, von einem, der wohl Türkisch „könnte, ganz verdolmetschet zu werden." Nun ist es wahr, dieses sagte Ludolf gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Was damals seine gute Richtigkeit hatte, dürfte leicht, siebzig Jahre später, wenigstens nicht mehr für voll gelten. Wir wissen von der Geschichte der morgenländischen Völker jetzt unendlich mehr, als Ludolf wissen konnte; und es wäre kein Wunder, wenn bey so vielen orientalischen Quellen, die neuerer Zeit nach Frankreich und England gekommen, eine einzelne in Deutschland, die so lange kein Mensch mehr besucht hat, völlig unbrauchbar geworden wäre.

Unbrauchbarer, will ich zugeben: aber völlig unbrauchbar, sollte ich doch nicht denken. — Schickard hat, die deutsche Wahrheit zu sagen, nur eben den ungesunden Schaum oben abgeschöpft; nur eben das, was Herr Reiske in dem Abulfeda mit Verachtung überging. Denn was er uns von den ersten sechs Geschlechtern daraus mitgetheilet, ist entweder höchst unstatthaft, oder wir brauchen es nicht erst von einem Türken zu lernen. Was er uns von dem siebenten, dem Geschlechte des Muhameds, daraus mittheilen wollte, dürfte jetzt wohl auch nicht weiter als zur Bestätigung deß dienen, was wir aus eigentlichen arabischen Quellen, durch Gagnier, Sale, Reiske und andere, seitdem sehr zuverlässig erfahren haben. Eben dieses dürfte von dem achten und neunten, den Geschlechtsfolgen der Kalifen beyder Häuser, gelten: desgleichen, wie schon erinnert, von dem sechzehnten; des siebzehnten gar nicht zu gedenken, als von welchem wir aus einem dürren Stammbaum wohl schwerlich mehr lernen dürften, als man selbst zu Schickards Zeiten bereits aus dem Leunclavius wußte, oder wir jetzt noch richtiger und vollständiger, aus dem Kantemir und andern, wissen können. Allein nun sind noch die sechs Geschlechter, vom 10ten bis fünfzehnten übrig; derjenigen kleinern Regenten nämlich, die sich nach und nach in Persien und Indien von den Kalifen abgerissen hatten, und unabhängige Herren geworden waren. Und deren Geschlechtsfolgen, glaube ich, würden dem Liebhaber der Geschichte sehr willkommen seyn; ob auch sie schon größten Theils beym Herbelot zu finden. Denn den Nachrichten des

Herbelot fehlet vornämlich der Synchronismus, welcher aus unserer Genealogie sich ohne Zweifel sehr deutlich ergeben würde. Einiges dürfte denn auch wohl so gut als völlig neu seyn: was wir z. E. von den Seljuken daraus lernen würden. Denn wie ich aus den wenigen Namen urtheile, die Schickard von diesem Geschlechte anführet, so sind es sowohl die Seljuken von Iran, als die von Rum. Die Geschichte der letztern aber, welche, wegen ihres genauen Zusammenhanges mit der Byzantinischen Geschichte, vornämlich aufgeklärt zu werden verdiente, ist noch in der äussersten Verwirrung, und in dem wenigen, was Herbelot aus Persischen Geschichtschreibern davon anführet, sind eine Menge Widersprüche, die er selbst eingestekt. Abulfeda aber, wenn ich eine Stelle des Herrn Reiske recht verstehe, hat diese occidentalische Seljuken ganz und gar mit Stillschweigen übergangen. Noch dürfte sich auch bey den Regenten von Khouarezem, in unserer Genealogie manches finden, das von dem abgehet, was wir bis jetzt von ihnen wissen; indem unter den neun Sultanen dieser Dynastie, die Herbelot beybringet, keine von denen ist, die Schickard namhaft macht.

Doch von allen diesen kann nur derjenige mit Zuverlässigkeit urtheilen, der sich, mit genugsamer Kenntniß der Sprache, an unser Manuscript zu wagen im Stande ist. Daß ich, für mein Theil, eben so wenig Türkisch verstehe, als nur einer von meinen Lesern, wird man mir hoffentlich auf mein Wort glauben. Ich habe blos als Bibliothekar ge-

sprochen, dem es erlaubt ist, von Werken zu sprechen, die er nicht verstehet.

Ich schließe mit einer Anmerkung, die ebenfalls blos bibliothekarisch ist. — Wenn Hottinger in seiner Historia Orientali, von der Genealogie des Muhamed handelt, so sagt er, daß ihm eine dreyfache vorgekommen. Die eine sey genommen ex Msc. quodam, quo parario D. Marchtalero usus est D. Schickhardus; die zweyte habe Christ. Ravius beygebracht; und die dritte schreibe sich her, ab Authore Taarici Adam, de quo videatur Thesaur. Phil. p. 62. Ich schlage dieses zweyte Werk eben desselben Verfassers nach, und finde folgendes: Taarich Adam, id est, genealogia Adami, scriptum antiquissimum et inter Arabes, ane dubio, celeberrimum, quod in Hungaria ante hoc repertum, non ita pridem a D. Marchtalero Ulmensi, Amplissimo urbis hujus consuli D. Salomoni Hirzelio oblatum, et commentario a me illustratum est. Das ist sonderbar. Wie? so war denn dieser Taarich Adam, welchen Hirzel von Marchtaler bekam, nicht eben der, welchen Schickard von ihm bekommen hatte? Oder war er eben der, warum führt ihn Hottinger als einen verschiedenen an? Und war er eben der, wie können wir ihn hier in Wolfenbüttel haben, da ihn ein Bürgermeister zu Zürich von Marchtaler selbst soll bekommen haben? Sollen wir annehmen, daß Marchtaler zwey ähnliche Manuscripte in Ungarn erbeutet, da er doch nur des einen gegen den Kaiser Ferdinand

gedenket? Oder bekam Hirzel nur eine Abschrift des einzigen von ihm, die Hottinger mit einem Commentar erläuterte, ohne zu merken, daß es eben dasselbe Werk sey, welches Schickard gebraucht habe? Wer wird uns aus dieser Verwirrung helfen?

V.

Die Nachtigall *)

Ich blätterte in Heydenreichs Leipzigischen Chronike, und da ich eben nichts wichtiges suchte, so zog unter dem Jahre 1567 folgende Stelle meine Augen auf sich.

„Anno 1567 den 13. Januarii, hat „der Scharff Richter zu Leipzig „auffm Markt ein Buch, Die Nachtigal genant, darinnen die Judicia und Gerichte mit Schmehworten hart angegriffen worden, öffentlich verbrannt, und die, so sie „feil gehabt, ausgepaucket.

Wer seiner Neugierde öfters nachgehangen, den reißt sie bey dem kleinsten Anlasse mit fort. Und

*) Erster Beitrag, S. 103.

so sahe ich mich auch hier bald mitten in der ernstlichsten Nachforschung, was denn eigentlich dieses verbrannte Buch, die Nachtigall genannt, für ein Buch gewesen sey?

Gleich anfangs besann ich mich, daß Vogel der vermehrte und fortgesetzte Heydenreich ist. Vogels Leipzigisches Geschichtbuch also war das erste, was ich zu Rathe zog; in der festen Hoffnung, meine Neugierde so fort befriediget zu finden. Aber ich betrog mich: Vogel wiederholt die nämlichen Worte des Heydenreich, ohne die geringste nähere Aufklärung.

Ein verbranntes Buch ist gemeiniglich ein seltenes Buch. Ich vermuthete demnach, in den bekannten Verzeichnissen solcher Bücher, meine Nachtigall gewiß anzutreffen; und schlug sie nach, eins nach dem andern. Aber wiederum vergebens. Selbst Andreas Westphal, der eine eigene Dissertation von den Büchern geschrieben, die auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden; selbst Schelhorn, der diese Arbeit des Westphal durch viele Zusätze erweitert hat, *) ließen mich unbelehrt von sich. Sie wissen also von keiner Nachtigall; von keinem Buche, das 1567. zu Leipzig von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt worden.

Nachdem ich hierauf auch Müllers Annales, und andere Sächsische Geschichtschreiber, nicht ohne Zeitverlust, eben so unnützlich nachgelesen hatte: mußte ich auf den Gedanken gerathen, daß

*) Amoenit. lit. T. VIII et IX.

das, was ich so begierig sey zu wissen, am Ende auch wohl nichts weiter, als ein elendes Pasquill irgend einer Privatperson, irgend einen Rechtshandel betreffend, gewesen sey, an welchem der Rath zu Leipzig eine solche Rache zu nehmen für gut befunden. Selbst die Worte des Heydenreich „daß die Judicia und Gerichte darinnen mit Schmehworten hart angegriffen worden," schienen nichts wichtigeres, nichts was sich mehr auf das Allgemeine bezöge, anzeigen zu sollen.

Ich wollte sonach eben wieder eine von den Jagden beschließen, von denen ich so oft nicht reicher, aber müder zurückgekommen: als ich mich auf einmal besann, wo ich jetzt sey. Warum suche ich in Büchern nach einem Buche, das, Trotz dem Scharfrichter von Leipzig, hier wohl noch selbst vorhanden ist? Ich will das Buch suchen, nicht blos Nachrichten von dem Buche.

Und so fand ich gar bald, was ich suchte. Zwar nicht völlig so, wie ich es suchte, aber doch auch nicht viel schlechter. Ich fand es nämlich nicht so, wie es verbrannt worden; nicht gedruckt: sondern ich fand unter unsern Manuscripten Abschriften davon, und deren nicht weniger, als drey.

Auch sah ich nun meine Mühe mehr als belohnt. Denn weit gefehlt, daß ich endlich ein so geringfügiges Werk in Händen hatte, als ich vermuthen zu müssen glaubte: so war es vielmehr eine Schrift, welche sehr wichtige Händel, nicht einer einzeln Stadt, nicht einer blosen Provinz, sondern des gesammten Reiches betrifft. Kurz: die Nachtigall singt nichts geringeres, als ein Lied

über die damaligen Grumbachischen Unruhen. — Vielleicht hätte ein andrer dieses sogleich errathen, dem es aufgefallen wäre, daß jene Stelle bey dem Heydenreich und Vogel unter lauter Nachrichten von diesen Unruhen und von den Anstalten stehet, welche der Churfürst zu Sachsen zur Belagerung der Stadt Gotha, zu Ende des sechs und sechzigsten, und zu Anfange des sieben und sechzigsten Jahres, eben machte. Doch besser ist wissen, als rathen.

Da ich den Inhalt meiner aufgefundenen Schrift nunmehr kannte, so war es natürlich, daß ich ihr auch da nachspürte, wo ihrer, zu Folge desselben, entweder gelegentlich oder geflissentlich hätte Erwähnung geschehen können. Allein ich habe deren zur Zeit noch nicht die allergeringste, weder in den gleichzeitigen Wechselschriften beyder Partheyen, noch bey den nachherigen Geschichtschreibern besagter Unruhen, finden können. Wie denn auch Kreysig, welcher in seiner historischen Bibliothek von Obersachsen ein eignes Kapitel den Schriften gewidmet hat, welche die Grumbachischen Händel betreffen,*) darunter keiner Nachtigall gedenkt.

Dieses alles, meyne ich, beweiset so ziemlich, welch eine Seltenheit unsre Bibliothek an den Abschriften derselben besitzet. Eine Seltenheit, die allein schon werth ist, daß ich es wage, aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus seiner Asche jünger und schöner wieder hervorsteigt.

*) Sect. II. cap. 27.

Hoffentlich bin ich der Meynung nicht allein, daß es auf alle Weise erlaubt ist, ein von Obrigkeitswegen, auch aus den triftigsten Gründen, verbranntes Buch wieder herzustellen. Denn ein solches Verbrennen hat die Absicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es soll diese Absicht nicht haben; es kann sie nicht haben. Es soll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Urheber seyn. Was einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer sey, kann beleidigt haben. Er stürzet sie vorsetzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen; er verlangt auf eine eben so vermessene, als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen als einsichtsvollen Mann halten soll.

Die Grumbachischen Händel sind vorbey; auch in ihren unmerklichsten Folgen vorbey. Nur dem Gelehrten, der sich lange nachher ein Geschäft daraus macht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, wenn beyde nichts mehr fruchten und nichts mehr schaden; nur dem Staatsmann, dem die Geschichte seine Schule ist, sind sie noch dann und wann gegenwärtig. Was dieser daraus lernen kann, weiß ich nicht, mag ich nicht wissen. Aber wie jenem oft dabey zu Muthe seyn muß, kann ich einigermaßen urtheilen.

Er wird weit entfernt seyn, sich zum Vertheidiger Grumbachs und seines Anhanges aufzuwerfen. Er ist von dem Verbrechen dieses Mannes überzeugt; er giebt es zu, daß die Strenge, mit der man gegen ihn verfahren, vielleicht damals nothwendig gewesen; er erkennet mit allem Wohlgefallen, daß diese Strenge wenigstens in ihren Wirkungen, zu Festsetzung der allgemeinen Sicherheit, zu gänzlicher Abstellung der gesetzwidrigen Selbsthülfe, sehr ersprießlich gewesen.

Aber wenn er dieses alles thut, wird er darum auch mit den Geschichtschreibern zufrieden seyn, die einen Mann, den eine damals sehr gewöhnliche Denkungsart zu Unthaten verleitete, die nichts weniger, als die einzigen von ihrer Art im Reiche waren, die diesen Mann, sage ich, zu dem abscheulichsten und unsinnigsten Bösewicht machen? die ihm alle Schandthaten, deren ihn seine Gegner bezüchtigen, als die erwiesensten Wahrheiten nachsagen? denen er Mörder und Straßenräuber ist? denen er eben so zuverläßig Zauberer und Teufelsbanner seyn müßte, und sicherlich seyn würde, wenn sie es nicht für schimpflicher hielten, Alfanzereyen nachzuschreiben, als Verleumdungen?

Wenn diesen Gelehrten nun gar seine Nachforschungen auf die Spur einer Schrift bringen, die Grumbachs heftigster Feind, eben als er den Garaus mit ihm spielen wollte, verbrennen lassen; die folglich für Grumbach muß gewesen seyn; die er aber nirgends selbst auffinden kann: (Und eine solche Schrift ist unsere Nachtigall, wie man aus den Umständen schon wird geschlossen haben) was

soll er denken? Ist er bey der Untreue, bey dem Leichtsinn, mit welchem man auf das bloße Wort seiner Feinde, Anklagen auf Anklagen gegen ihn häuft, ohne die geringste Rücksicht auf seine Rechtfertigung zu nehmen, nicht befugt, das ärgste zu denken? zu argwohnen, wer weiß was für Dinge darin enthalten gewesen, auf die man den Scharfrichter antworten lassen, weil sich sonst niemand sie zu beantworten getrauet?

Und dieses wäre die nähere, wichtigere Ursache, eine dergleichen Schrift wieder herzustellen. Denn ob sich schon der Gelehrte in seinem Argwohne irren würde; ob schon unsre Nachtigall nichts singt, was nicht damaliger Zeit mehr Vögel auf den Dächern sangen: so ist auch das schon ein Verdienst, wenn der Literator, der ihm nur Materialien in die Hände liefern soll, durch den Verlust eines leidigen Bogens, einen solchen Argwohn sowohl ihm, als dem, den er trifft, erspart.

Denn daß ich die Schrift selbst nun etwas näher beschreibe, so ist sie ein kleines Gedicht von ungefähr sechshundert Zeilen; und dieses Gedicht ist, seiner Einkleidung nach, die Apostrophe einer Nachtigall an das Haupt und die Glieder des Reiches, nach dem verschiedenen Interesse, das sie an der Grumbachischen Sache nahmen, oder hätten nehmen sollen. Der poetische Werth desselben ist klein. Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Liedern und Reimen zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut seyn; aber für

die

die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erscholl gemeiniglich die Stimme des Volks; und wenn geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabey gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverlässige Belage aus dem bedächtlichen Kabinette; und wir finden uns trefflich verbessert. —

Der Verfasser sagt auf dem Titel, daß er den wesentlichen Inhalt aus den Schriften Herzog Johann Friedrich des Mittlern gezogen habe. Ich sehe, daß er vornehmlich die Antwort damit gemeynet, welche dieser Herzog, des Reichs abgesandten Botschafften auf ihr Anbringen und Werbung Wilhelm von Grumbach, Ernst von Mandelslo, und Wilhelm von Steins halben, gegeben, und die 1566 auf 15 Bogen in Quart gedruckt ist, auch von Rudolphi seiner Gotha Diplomatica einverleibet worden. *) Da ich nun sowohl diese Antwort, als auch alle andere dahin schlagende Schriften, von beyden Theilen mit allem Fleiße durchlesen mußte, um von dem wahren Werthe meiner Nachtigall urtheilen zu können: so hatte ich bereits die merkwürdigsten Parallelstellen in ihnen ausgezeichnet, und war Willens, sie, wie es kommen würde, zur Erläuterung, oder Bestärkung,

*) Theil II. S. 62 — 92.

oder Widerlegung, der schwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen. Doch bey näherer Erwägung fand ich für gut, demjenigen in nichts vorzugreifen, der es einmal wagen dürfte und wollte, die Grumbachischen Händel in allem ihrem Umfange, mit Freymüthigkeit und Einsicht in die damalige deutsche Staatsverfassung, zu beschreiben. Mir genüge, diesem Manne, dem ich den Geist eines Salustius oder St. Real siebenfältig wünsche, eine Kleinigkeit zur Hand geschafft zu haben, die er ungern vermissen würde, und die ich ohne weitere Vorrede hier mittheile. *)

Die drey Abschriften, aus welchen ich dieses mittheile, sind völlig übereinstimmend; außer den

---

*) Hier folgt in den Beiträgen ꝛc. das Gedicht selbst, das nicht in die gegenwärtige Sammlung gehört, wovon wir indeß hier den Titel abschreiben wollen:

Nachtigall:
das ist,

Aus Johann Friedrich des Mittlern, Herzogs zu Sachssen, publicirten Schriften, vom Ursprunge, Anfang und ganzen Prozeß der Wirzburgischen und Grumbachischen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug. Mit einer nützlichen und christlichen Vermahnung an die Rom. Kais. Mayt., Chur- und Fürsten, auch andre Stände des Reichs, antreffende die jetzige trübselige Belagerung der gewaltigen Festung Grimmenstein, und weitberühmten Stadt Gotha. Gedruckt im Jahr Christi MDLXVII.

zufälligen Verschiedenheiten der Orthographie, indem jeder Kopist der seinigen gefolgt, und einigen andern Kleinigkeiten, die den Bau des Verses betreffen. In diesen habe ich mich bald an die eine, bald an die andere gehalten; weil auf genauere Uebereinstimmung hier nichts ankömmt.

Hinter der einen Abschrift folgen noch etwa ein hundert gereimte Zeilen, mit der Ueberschrift: Wie es mit Gotha ergangen ist. Aber sie enthalten nichts, was nicht schon bekannt wäre: und sind von dem Verfasser der Nachtigall gewiß nicht.

Hinter der andern Abschrift stehet noch ein Verzeichniß des Vorraths, welcher auf dem Schlosse Grimmenstein bey der Einnahme gefunden worden; desgleichen ein Lied von D. Joh. Major. Jenes ist noch viel unglaublicher, als das ähnliche, welches beym Rudolphi vorkömmt: und man kann leicht ermessen, was man mit diesem vorgeblichen ungeheuren Vorrathe hat sagen wollen. Das Lied von D. Major ist überschrieben, An D. Pol. Leyserum, und fängt an:

O Nachtigall, du und dein Gesang
Seit über die Vögel alle:
Gott hat dir geben ein hellen Klang,
Zu loben ihn mit Schalle u. s. w.

Allein man würde sich sehr irren, wenn man diese Nachtigall für die unsrige halten wollte. Es ist eine ganz andere; und der Abschreiber hätte sie nicht mit in dieses Gebauer sperren sollen. Die

Händel, die Joh. Major mit Polyc. Leyser zu Wittenberg hatte, sind bekannt; und dahin gehöret dieses Lied. Major verstehet unter seiner Nachtigall vielleicht den Melanchthon; wie dieses der Abschreiber durch die am Rande beygefügten Buchstaben f. φ. μ. anzeigen wollen: vielleicht aber auch einen andern von Melanchthons Geist und Denkungsart, weil Melanchthon selbst längst todt war; vielleicht auch gar sich selbst. Diese Nachtigall preiset er, in Entgegensetzung eines leidigen Guckucks,

Der leydige Guckug fleugt umher,
Und guckt in alle Winkel,

womit er den umherreisenden D. Jakob Andreä anstieht; und in Entgegensetzung eines Finken,

Fürwahr der Fink ist Geyers Art,
Fromb Vöglein will er fressen,

womit er seinen eignen Widersacher und Verfolger, benannten Leyser, meynet. Diesem Finken prophezeyet er, daß er doch noch endlich werde im Hanff behangen bleiben, und schließt:

Und der, der dieses Liedlein sang,
Der hat ir mehr gesungen,
Er ist ein Schwan, du hörst's am Klang,
Du hettst in gern verdrungen.

Noch leit er nicht, er lebt und singt,
Er will sein Feder spitzen,
Für Freud in im sein Herz auffspringt,
An dir sich zu ernützen.

Er will dir ſchreiben an dein Grab,
Welchs dann ſeyn wird ein Dohne:
Hie zappelt der vermeſſne Schwab,
Und hat ein Strick zu Lohne,
Für ſeinen Blutdurſt, Betrug und Tandt
Er hat darnach gerungen,
Die Nachtigall hat noch iren Standt,
Sie bleibt wohl unverdrungen.

Das ganze Lied iſt nicht ſchlecht, und kann zu der Zeit gefallen haben, als man die Perſonen vor ſich hatte, auf die es anſpielte. Es muß gegen 1586 gemacht ſeyn.

Zwanzig Jahre vorher würde Major unſrer Nachtigall ein ganz anderes Lied geſungen haben. Denn damals zog er mit ſeiner lateiniſchen Poeſie gegen Grumbach ſehr bitter zu Felde; ohne Zweifel, ſich bey dem Churfürſten Auguſtus damit einzuſchmeicheln, der eben im Begriff war, mit andern Waffen gegen ihn loszubrechen. Ich habe dieſes zuerſt aus einem ungedruckten lateiniſchen Gedichte gelernet, welches ſich unter den Manuſcripten unſerer Bibliothek befindet, und den Titel führet: Spongia ad tollendas virulentas criminationes, quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi Herois Wilhelmi a Grumbach, Johannes Major, Poëta maledicus; Incerti cujusdam. Ich will nicht ſagen, daß dieſer Schwamm alle Flecken von Grumbachs gutem Namen abwiſcht: aber doch gewiß manche; wenn es ſchon nur diejenigen wären, welche ſich auch ohne Schwamm abblaſen laſſen.

Ich füge noch Eins hinzu. Ich darf kühnlich sagen, daß fast alle Geschichtschreiber, in Erzählung der Grumbachischen Händel, dem Hubertus Languetus blindlings folgen. Aber Hubertus Languetus war ein vertrauter Diener des Churfürsten Augustus; welcher leider in dieser Sache, Partey und Richter spielte. Noch mehr: ich weiß, daß die Ursache, warum Augustus den Languetus an den König von Frankreich abschickte, vornehmlich Grumbach war. Die Instruktion, welche der Churfürst seinem Gesandten ertheilte, ist abschriftlich in unsrer Bibliothek; und würde kein unebener Zusatz zu den Epistolis secretis Huberti Langueti seyn, die Ludewig heraus gegeben. Denn die ersten dieser geheimen Briefe sind von dieser nämlichen Gesandtschaft vom Languetus an seinen Herrn erlassen.

VI.

Beantwortete Anfragen. *)

I.

Unſeres Herzogs Durchlaucht waren von einem Gelehrten in Braunſchweig um Mittheilung folgender Manuſcripte gebeten worden.

1. Geographiſche Nachrichten des Mönchs Baco.
2. Peyerle Reiſe nach Moskau, vom Jahre 1606 bis 1608.
3. Neue Zeitungen aus dem Moskowiter Lande, vom Jahre 610.
4. Briefe, die zwiſchen K. Sigismund von Polen, und dem falſchen Demetrius gewechſelt worden.

*) Erſter Beitrag, S. 241. u. f.

Als ich die Erlaubniß erhielt, sie ihm übersenden zu dürfen, hatte ich, bis auf eins, sie aufzufinden wenig Mühe. Dieses eine fand ich aber auch gar nicht, so viel Mühe ich mir immer gab. Ich glaubte daher die Uebersendung mit nachstehenden Zeilen begleiten zu müssen, worin ich ihm dieses meldete, und wegen der beygehenden Stücke einige Erinnerungen machte.

„Dieselben erhalten anbey die verlangten, und von Sr. Durchlaucht verwilligten Manuscripte. Sie sind es alle; bis auf ein einziges. Nämlich:

1. Die geographischen Nachrichten des Baco. Ich hoffe, daß ich nicht gefehlt habe, wenn ich darunter die Schrift des Rogerius Baco de regionibus ad Papam Clementem verstanden, (welche in dem Bande Nummer 41 Mss. Weisb. Bl. 91. u. folg. zu finden.) Diese Schrift, meyne ich, ist nichts anders, als einer von den einzeln Traktaten, aus welchen das vierte Buch des Operis majoris des Baco bestehet. Weil uns die einzige Ausgabe des Jebb von 1733 davon fehlet, so kann ich es jedoch nicht mit Gewißheit versichern. Wohl aber weiß ich, daß die darin enthaltenen geographischen Kenntnisse des Baco, bereits vor der Ausgabe des Jebb, aus dem Manuscripte genutzt worden. Denn in dem Récueil de divers Voyages curieux faits en Tartarie et en Perse, welches 1729 heraus kam, finden sich im zweyten Theile bereits Quelques Obser-

vations, qu'un Anglois a tirées de la quatrième partie de l'Ouvrage du frere ainé de Roger Bacon, touchant les parties septentrionales du monde; welche auch in unſerm Manuſcripte, nach ihrem ganzen Inhalte (Bl. 114 u. folg.) vorkommen. Ob aber Bergeron, der, ſo viel ich weiß, der Beſorger jenes Récueil war, ſie unmittelbar aus dem Manuſcripte durch einen Engländer erhalten, oder ob ſie bereits in einem engliſchen Werke gedruckt waren, kann ich abermals nicht mit Gewißheit ſagen. Sehr lächerlich indeß iſt es, daß der Franzoſe aus dem alten Bruder Roger Baco, wie es im Engliſchen ohne Zweifel hieß, den ältern Bruder des Roger Baco, le frere ainé de Roger Baco, gemacht hat.

2. Peyerle Reiſe (Num. 41. Extravag.) Ich merke an, daß von dieſer Reiſe noch Eine Abſchrift von einer jüngern Hand in der Bibliothek vorhanden; falls dieſe irgendwo zweifelhaft oder unleſerlich ſeyn ſollte.

3. Neue Zeitungen aus dem Moskowiter Lande. (Num. 86. Extrav.) Ich lege dieſes Werk auch einzeln mit bey, ob es ſchon eben daſſelbe iſt, welches in dem Bande der vorſtehenden Reiſe des Peyerle, unter dem Titel: Chronicon Moscoviticum, mit vorkömmt. Aus noch ein Paar andern Abſchriften deſſelben, die in der Bibliothek befindlich, ſehe ich, daß es das Tagebuch des

Conrad Bussо oder Bussow ist, welches Kelch und Treuer bereits gebraucht haben, und dessen Müller aus ihnen gedenkt. (Sammlung Russischer Geschichte, B. V. S. 191.)

Das fehlende Stück wären also, die Briefe, welche der K. Sigismund von Polen mit dem falschen Demetrius gewechselt hat. Es hat an meinem Fleiße nicht gelegen, diese Briefe aufzufinden. Aber ich kann in unsern Verzeichnissen nirgends die geringste Spur davon entdecken, und muß mich also erkundigen, ob Sie, mein Herr, diese Briefe hier selbst gesehen, oder woher Ihnen die Nachricht davon geworden? Ich sollte schon nach der blosen Geschichte an der Existenz solcher Briefe zweifeln.

Wenn es übrigens Ihnen um die Aufklärung und Berichtigung der Geschichte des so genannten falschen Demetrius zu thun ist: so kenne ich unter den handschriftlichen Schätzen der Bibliothek noch verschiedenes, was in dieser Absicht zu brauchen wäre. Auch habe ich unter den gedruckten Büchern einige von denen gefunden, von welchen Müller (S. 387) sagt, daß sie ihm nie zu Gesichte gekommen."

Ich erhielt hierauf zur Antwort: „Die Briefe „des Polnischen Königs Sigismund an den „falschen Demetrius kenne ich blos aus einem vom Hrn. Prof. Schlözer an die

„Petersburger Akademie abgestatteten Rap-
„port von denen zur Russischen Geschichte ge-
„hörigen Manuscripten, welche derselbe in der
„Wolfenbüttelschen Bibliothek vorgefunden.
„Dieser Rapport steht in Gatterers All-
„gemeiner Historischen Bibliothek,
„B. VIII. S. 283. 84. Es heißt daselbst
„u. s. w.

Ich eilte, mich mit meinen eignen Augen hiervon zu überzeugen, und bekenne, daß ich nicht wenig betroffen ward. Herr Schlözer sagt an dem angezeigten Orte, mit ausdrücklichen Worten, daß er Abschriften von einer Menge von Briefen, die zwischen K. Sigismund von Polen und dem Demetrius gewechselt worden, hier in unsrer Bibliothek selbst gesehen habe. Ich fieng hierauf aufs neue an, zu suchen; und habe seit Jahr und Tag nicht aufgehört, bey allem, was ich in dieser Bibliothek sonst gesucht, immer mit ein Auge auf diese Briefe zu haben. Aber alles vergebens; und ich weiß mir jetzt nicht anders zu rathen, als daß ich Herrn Schlözer hiermit öffentlich ersuche, seine Worte auf eine oder die andere Weise gut zu machen. Denn er kann leicht begreifen, daß es mir höchst unangenehm seyn muß, wenn man gegenwärtig in unserer Bibliothek etwas zu vermissen glaubt, was ein Mann wie Er einer Akademie, der sein Vorgeben nicht gleichgültig seyn kann, unlängst darin gefunden zu haben versichert.

Aus unsern geschriebenen Verzeichnissen hat er

seinen Rapport nicht gezogen, der den 16. May 1768 aus Braunschweig datirt ist. Er will, und muß alle diese Stücke selbst in Händen gehabt haben, die er darin namhaft macht. Gleichwohl wäre es möglich, daß sein Blick ein wenig zu flüchtig gewesen wäre; ja, es finden sich so gar noch andere Spuren, die dieses glauben machen. So giebt er zum Exempel das Chronicum Moscoviticum ab anno 1584 ad annum 1612 und die Neuen Zeitungen aus dem Moscoviter-Land vom Jahr 1610, durch die Verschiedenheit der Titel hintergangen, als zwey verschiedne Werke an; da sie doch das eine und eben dasselbe Werk, nämlich die bekannten Bussowschen Nachrichten sind, wie man in dem Briefe bereits wird bemerkt haben.

Ich weiß sonst alles zu finden, was er gesehen haben will, so unbestimmt er auch manches davon angiebt. Ich glaube sogar sehr wohl zu wissen, was alles für Aufsätze er unter der Menge von noch ungedruckten Acten und Nachrichten, in deutscher und lateinischer Sprache, die merkwürdige Periode des falschen Demetrius betreffend, kann gemeynt haben. Ich gestehe auch, daß in eben den Convoluten, worin sich diese Aufsätze befinden, Abschriften von ungefähr ein Dutzend Briefen des K. Sigismund vorkommen: allein kein einziger ist davon an den Demetrius geschrieben; geschweige, daß gar Antworten des Demetrius darunter seyn sollten. Kaum, daß des Demetrius in einem oder zweyen mit Namen gedacht wird, die aber darum nichts weniger als in seinen Angelegenheiten geschrieben sind.

Es wäre also doch sehr wunderbar, wenn die einzigen Briefe, auf die allein die Beschreibung des Herrn Schlözers passen könnte, sich so hartnäckig meinen Augen entzögen. Indeß, so lange es nur immer noch eine Möglichkeit ist, will ich die Glaubwürdigkeit seiner Autopsie nicht so schlechterdings läugnen; sondern seine nähere Aeußerung und Nachweisung erwarten.

Er wird nicht in Abrede seyn, daß die Sache deren würdig ist, indem ein sehr wichtiger Punkt der damit verwandten Geschichte seine endliche Aufklärung daraus müßte erlangen können. Sigismund hat beständig behauptet, daß die Unterstützung des Demetrius von Seiten Polens blos ein Privatwerk einiger Mächtigern des Reichs gewesen; und daß zwischen ihm und dem Demetrius nie eher das geringste verhandelt worden, als bis dieser durch seine Gesandten um die Marina bey ihm anhalten lassen. Er hat auch, nach dem Tode desselben, in seinen öffentlichen Schriften ihn ohne Widerspruch den Betrüger seyn lassen, für den ihn die Russen erklärt hatten. Wenn nun gleichwohl zwischen beyden eine Menge Briefe sollten gewechselt seyn worden; so müßte nothwendig daraus erhellen, ob Sigismund wirklich an dem Handel so unschuldig gewesen, als er sich gestellet; ob er mit einem Betrüger wissentlich betriegen wollen, oder selbst von ihm betrogen worden. Kurz, wenn man, wie ich in dem Briefe gesagt habe, nach dem, was wir jetzt von dieser Geschichte wissen, an der Existenz solcher Briefe zweifeln darf: so würde, wenn es mit

solchen Briefen seine Richtigkeit hätte, diese ganze Geschichte ein ander Ansehen daraus gewinnen könnten.

2.

Anfrage aus Weimar.

„Was befindet sich von des Christlichen Dichters Theoduli Ekloga in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel an Mspt. und alten Ausgaben? Bey erstern wünschet man eine kurze Anzeige von dem Aeusserlichen der Codicis; imgleichen, wenn sich ein Commentar dabey befinden sollte, den Anfang und das Ende desselben. Bey der Anzeige der Ausgaben verlanget man den Titel, das Jahr des Druckes, den Namen des Herausgebers, die Anzahl der Blätter, den Anfang und das Ende des Commentars zu wissen."

Beantwortung.

1) An Handschriften sind deren drey vorräthig; alle drey auf Pergamen und von ziemlichem Alter. Die ich für die älteste halte, und die wohl aus dem zwölften Jahrhunderte seyn könnte, ist in klein Folio, in einem Bande, worin sich noch verschiedene andere lateinische Poeten aus der spätern Zeit befinden. Sie enthält den bloßen Text, ohne alle Glossen und Commentar. Das Gedicht selbst heißt darin weder Ecloga noch Tetrastichum, sondern ist blos mit Incipit Theodulus überschrieben. Die zweyte Handschrift ist der Größe nach Octav, und

befindet sich in demjenigen Miscellanbande, in welchem Leibnitz ein Paar kleine Schriften des Meissenschen Bischofs Benno fand, die er in der Einleitung zu dem zweyten Bande seiner Braunschweigischen Geschichtschreiber S. 34. gelegentlich bekannt machte. Sie hat ebenfalls nur den bloßen Text, und die Aufschrift ist, wie dort. Gleich hinter her stehet von der nämlichen Hand Ovidius de Nuce. Die dritte endlich ist in Quart, in einem kleinen Bande, welcher vorher die elegieschen Fabeln des Neveletschen Anonymus, und hinterher in Prosa Desuasiones Valerii ad Rufinum, ne ducat uxorem enthält. *)

Sie ist die neueste und schlechteste; hat aber das besondere, daß sie allein am Ende acht Zeilen mehr hat, als die andern, und als alle gedruckte Ausgaben. Ich will sie hier getreulich mittheilen, diese Zeilen; und nur die Abbreviaturen ausschreiben.

---

*) Gudius, dem dieser Codex ehedem gehört, hat bey dem letztern Stücke angemerkt: extat inter opera S. Hieronymi; als unter dessen Namen das Ding wohl ehedem mit untergelaufen. Doch hat es schon Reatinus ausgemerzt, und es in seiner Ausgabe der Werke des Hieronymus (T. IX. p. 175.) unter eben dem Namem drucken lassen, unter dem es in unserer Handschrift vorkömmt.

Tunc Alithya deo reddens pia carmina plectro,
Hoste suo victo cepit modulare benigno.
Alme deus triplex simul omnipotens piè simplex
Qui celum terras mare tartara rite gubernas
Quique regis cuncta propria virtute sub una
Erige subjectos cunctos tibi sterne superbos
Cui sit laus virtus pax gloria perpes
Quem decet eternum regnum sine fine per evum.

Aber wer erkennet hier nicht das Gemäche eines noch spätern und noch barbarischern Mönchs? So schlecht auch die Verse des Theodulus sind, so sind sie doch nicht so gar erbärmlich, als dieser abscheuliche Schwanz. Sonst hat auch diese Handschrift keinen Commentar; wohl aber hin und wieder zwischen die Zeilen geschriebene Glossen. — Was nun den innern Werth aller drey anlangt, so habe ich nur die erste, welche mir die ältere geschienen, etwas genauer betrachtet, und gefunden, daß sie nicht nur eben so gut, sondern auch noch besser ist, als die Helmstädtische, welche Polyc. Leyser (Hist. poet. med. aev. p. 295) verglichen. Denn sie bestätiget nicht allein alle gute und richtige Lesarten derselben, sondern hat auch noch viel eigene, die ganz unstreitig die wahren sind, und durch welche das Gedicht um ein vieles erträglicher und verständlicher wird, als es wenigstens in dem manuale Biblico des Goldast zu lesen, welcher es zuerst aus der Handschrift ans Licht zu

bringen

bringen glaubte. Aber Goldast irrete sich, und es war längst vor ihm mehr als eine Ausgabe davon in der Welt, in denen ich fast alle die bessern Lesarten schon finde, die Leyser aus dem Helmstädtischen Manuscripte beygebracht hat, und ich aus dem unsrigen beybringen könnte.

II. Von besagten alten Ausgaben sind in der Bibliothek ebenfalls drey verschiedene vorhanden. 1. Die älteste, und, so viel ich finden kann, allererste gedruckte Ausgabe, die weder Mettaire, noch Fabricius gekannt hat, von 1489 zu Leipzig bey Conrad Kacheloven. Sie ist in klein Quart auf acht mit einander abwechselnden Ternionen und Quaternionen, die unten von a bis h signiret, aber oberwärts weder nummerirt noch paginirt sind. Auf der ersten Seite des Titelblatts steht blos Ecloga Theoduli; und auf der andern ein Holzschnitt, die Scene des Gedichts mit ihren Personen vorstellend. 2) Eine neuere, eben daselbst und bey eben demselben Drucker, von 1492, welche beym Fabricius und Mettaire die älteste ist. Sie ist der vorigen an Format und Schrift gleich, nur etwas weitläuftiger gedruckt: denn sie zählt neun dergleichen abwechselnde Ternionen und Quaternionen; und die Blätter sind mit römischen Zahlen oberwärts nummerirt und gehen bis xxxxxxii. 3) Eine noch neuere von 1495 zu Cölln bey Heinrich Quentell. Das Titelblatt hat Egloga Theoduli; aber zum Schlusse sind aus dieser einen Ekloge mehrere geworden. Denn da heißt es, Egloge Theoduli cum notabili commento feliciter finem habent. Und eben dieser notable

Commentar ist es, welcher in allen drey Ausgaben den Absätzen des Gedichts stückweise eingedruckt ist. Er fängt an: Circa initium hujus libri sciendum quod Averroes; und endigt sich: et in hoc sopitur liber Theoduli, de quo sit benedictus Deus gloriosus in secula seculorum, Amen. Ohne Zweifel ist es des Stephanus Patringtonus Arbeit, wenigstens hat der ehemalige Bibliothekar Lauterbach in dem einen Exemplare auf dem Titel, cum scholiis Stephani Oxoniensis, beygeschrieben.

3.

Anfrage aus Holland.

Sie betraf die noch ungedruckten Epigrammata des Luxurius, und bezog sich auf die Stelle des Herrn Burmann vor seiner Anthologia vet. lat. Epigr. (Epist. Dedicat. p. XLVIII.)

„Luxurii Epigrammatum Codex Ms.
„fuit apud Marq. Gudium, ut patet ex
„Catalogo insignis ejus Bibliothecae,
„quem Codicibus Mss. refertissimum
„habuit, pag. 555. Cum vero libros
„Mss. Gudio olim possessos suae Biblio-
„thecae adseruerit Dux Guelferbutanus,
„inter illos verosimile est etiam adhuc
„adservari hunc Luxurii codicem, quem
„tamen Salmasiani apographum sus-
„picor.“

Man wollte wissen, ob es mit dieser Vermuthung des Herrn Burmann seine Richtigkeit hätte, und

wollte in dem bejahenden Falle das Manuscript näher kennen.

Beantwortung.

Es ist zwar wahr und bekannt, daß überhaupt die Manuscripte des Gudius in unsere Bibliothek gekommen sind. Gleichwohl kann man sich betriegen, wenn man schlechterdings ein jedes Stück, wie es in dem gedruckten Verzeichnisse derselben steht, hier suchen wollte. Der öffentliche einzelne Verkauf war bereits angegangen, als von hieraus das Gebot auf die ganze Sammlung geschah. Einige Stücke waren also schon in andern Händen, und konnten auf keine Weise wieder erlangt werden. Ich will bey Gelegenheit eine Anzeige von denselben mittheilen, damit die Gelehrten, welche jenes gedruckte Verzeichniß zu Rathe ziehen, genau wissen können, was sie hier oder anderwärts zu suchen haben.

Zum Glücke aber ist dieses der Fall hier nicht. Sondern die Handschrift des Luxurius, oder, wie er, selbiger zu Folge, richtiger heißen würde, Luxorius, ist wirklich bey uns vorhanden; und auch darin hat Herr Burmann richtig vermuthet, daß es nichts als eine Abschrift aus dem Codex des Salmasius ist. Sie ist indeß von der eignen Hand des Gudius, welcher mit den beygesetzten Worten, Ex Ms. Codice vetustissimo Philiberti de la Mare Senatoris Divionensis, jene seine Quelle deutlich genug angezeigt hat. Ohne Zweifel würde es Herrn Burmann auf alle Weise angenehm gewesen seyn, diese Gudische Abschrift brauchen zu

können. Sie würde ihn unter andern, so viel ich einsehe, deutlich überzeugt haben, daß jene Schedae Divionenses, die er aus einem andern Manuscripte als dem Salmasischen geflossen zu seyn glaubt, dieses wohl schwerlich sind, sondern zuverläßig ebenfalls jenen Codex des Lacurne, oder des Salmasius, oder des Philibert de la Mare, welcher gegenwärtig in der Königl. Bibliothek zu Paris ist, für ihre Quelle erkennen. Der Grund wenigstens, auf welchen sich Herr Burmann wegen dieser vermeynten Verschiedenheit stützet, daß nämlich die Schedae Divionenses eine ziemlich genaue Abtheilung in vier Bücher haben, von welcher in seinen Heinsianis Salmasiani codicis chartis keine Spur zu finden, fällt dadurch weg, daß man aus der Abschrift des Gudius erkennet, daß in dem Manuscripte des Salmasius, zum mindesten die Epigrammata des Luxurius gleichfalls abgesondert gewesen, und ein eigenes Buch ausgemacht haben. Denn diese unsere Abschrift fängt nicht allein an: LIBER EPIGRAMMATON VIRI CLARI LVXORI ET SPECTABILIS; sondern schließt auch: EPIGRAMMATON EXPLICIT FELICITER; welche Worte schlechterdings von der Art sind, daß es keine willkührliche Formeln des Abschreibers seyn können, sondern aus dem Manuscripte genommen seyn müssen. Ja, was noch mehr; gleich unter dem Explicit haben noch eben folgende zwey Verse Raum gefunden, die entweder nur der Anfang eines Epigramms gewesen sind, oder sich auf einen Umstand bezogen haben, den wir jetzt nicht wissen.

De Titulo Luxori cum versibus.

Priscos Luxori certum est te vincere vates:
Carmen namque tuum duplex victoria gestat.

Und ihnen zur Seite merkt Gudius an: Hi duo versus in eodem Codice, sed non eo loco, ubi erant Epigrammata Luxori, legebantur. Also ist es ganz gewiß, daß die Epigrammata des Luxorius in dem Manuscripte des Salmasius nicht unter die andern zerstreut sind, sondern in einer Reihe auf einander folgen. Wenn aber auch schon das Uebrige darin die andern drey Abtheilungen nicht haben sollte, welche sich in den Schedis Divionensibus des Bimard de la Bastie finden: so würde daraus doch noch nicht folgen, was Herr Burmann daraus schließen zu können glaubt. Noch weniger folgt es daraus, daß in diesen Schedis ein Epigramm nicht zu finden, von welchem Gudius anderwärts sagt, daß er es in dem Codex des Salmasius (in vetustissimo Codice Divionensi) gelesen habe. Vielmehr erhellet aus diesem Mangel, daß der Schreiber, wer er nun auch gewesen sey, mehr den Salmasischen Codex excerpiren als abschreiben wollen, und gedachtes Epigramm um so viel eher übergehen zu können geglaubt, weil es schon gedruckt war. Daß er seiner Auswahl sodann auch eine bessere Ordnung zu geben gesucht hätte, als er in dem Manuscripte fand, wäre wohl nicht zu verwundern.

Ich bin es aber noch mehr aus einem andern Umstande versichert, daß die Schedae Divionenses nichts als ein neuerer Auszug aus dem Codex des Salmasius sind. Herr Burmann sagt nämlich, daß der Epigrammen des Luxorius darin nicht mehr als einige achtzig wären. Es müßten deren aber sechs und neunzig seyn, wenn der Abschreiber alle mitgenommen hätte, die er, nach dem Salmasischen Manuscripte, in dem Buche des Luxorius begriffen fand. Weil aber dennoch offenbar einige darunter, selbst der Aufschrift zu Folge, dem Luxorius nicht gehören, andere aber schon längst gedruckt sind: so ließ er es vermuthlich bey der geringern Zahl von einigen achtzig, und begnügte sich, nur das Aechteste und Unbekannteste zu haben.

Zu wissen ist hiernächst, daß es nicht der bloße Luxorius ist, was die Abschrift des Gudius enthält. Es folgen darauf noch einige sechzig Epigrammata verschiedener anderer, theils genannter, theils ungenannter Dichter, welche er aus dem nämlichen Codice abgeschrieben hat. Von diesen ist nun aber schon mehr als die Hälfte gedruckt: besonders in der Anthologie des Herrn Burmann, und es ist kein Zweifel, daß er die übrigen nicht ebenfalls unter seinen verschiedentlichen Abschriften finden, und in dem zweyten Theile derselben bekannt machen werde, den die Gelehrten schon so lange sehnlichst erwarten.

Daß Gudius seiner Abschrift Vermuthungen werde beygefügt haben, wie diese und jene verdorbene Stelle vielleicht zu lesen, versteht sich wohl

von selbst. Doch ist es bey den Epigrammen des Luxorius viel häufiger geschehen, als bey den übrigen. Was sich bey beyden gleich deutlich zeigt, ist die besondere Treue, mit welcher er sich an das Manuscript, und oftmals so gar an die bloßen Züge desselben gehalten, so daß er durchaus nichts in den Text genommen, was er nicht mit deutlichen Buchstaben darin gesehen. Einen Ort habe ich indeß bemerkt, den kein einziger, so wie er, gelesen haben muß; den wenigstens alle, deren Abschriften Herr Burmann vor sich gehabt, anders, und auf die nämliche Weise anders, gelesen zu haben scheinen. Und doch möchte ich es auch hier lieber mit ihm allein halten, als mit jenen allen. Nämlich, das fünf und vierzigste Epigramm des dritten Buchs, auf gewisse neu erbaute Bäder, hat Herr Burmann von vorn herein also abdrucken lassen:

Fausta novum domini condens Fortuna lavacrum
Invitat fessos huc properare viros.
Laude operis fundi capiet sua gaudia praesul,
Hospes dulciflua dum recreatur aqua.

Wie kömmt es nun, daß er über die dritte Zeile ganz und gar nichts angemerkt hat? Ist sie denn so durchaus ohne alle Schwierigkeit? Ich wenigstens gestehe, daß ich nicht einsehe, was Laude operis fundi sagen solle, oder sagen könne. Wie ungleich deutlicher und schöner fließt diese Zeile beym Gudius:

Laude operis fruitur, capit et sua gaudia praeful.

Und, wie gesagt, dieses hat Gudius in dem Manuscripte gelesen; nicht verbessert. —

Ich kann bey dieser Gelegenheit dem Herrn Burmann noch eine Sorge benehmen, die er sich an dem nämlichen Orte vor der Anthologie (Ep. dedic. n. XV.) von einem Buche macht, das ihm nie zu Gesichte gekommen. An Andreae Mariani Bononiensis Collecta Ruinarum Epigrammata, Romae edita an. 1541. quae in fine Praefationis suae memorat Almeloveenius, huc propius spectent, libro nunquam viso, nobis dijudicare integrum non est. Das Buch, welches nicht zu Rom, sondern zu Bologna, im besagten Jahre in 8vo gedruckt ist, befindet sich in unserer Bibliothek, und enthält nichts von alten Aufschriften. Der eigentliche Titel, in welchem das Wort collecta, das Herrn Burmann ohne Zweifel den meisten Verdacht erwecket hat, nicht vorkömmt, heißt: Ruinarum Romae Epigrammata; quibus Miranda Urbis agnoscuntur, sacra visitantur, nova et vetera Elogiis recensentur; und ist leicht daraus abzunehmen, daß es eigene Epigrammata sind, worin Marianus die vornehmsten Gebäude und Monumente des alten und neuen Roms beschreibt. Sie sind in drey Bücher getheilt, und haben eine kurze prosaische Erläuterung unter sich.

VII.

Marco Polo,

aus einer Handschrift ergänzt,

und

aus einer andern sehr zu verbessern. *)

Die Nachrichten, welche Marco Polo, zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, von den orientalischen Ländern bekannt machte, die er in Diensten des Kublaikhan selbst zu bereisen, oder sonst näher kennen zu lernen, Gelegenheit gefunden hatte, haben das besondere Lob, daß sie mit der Zeit immer mehr und mehr bestätiget worden. Die letzten und neuesten solcher Bestätigungen, welche ich in einem Werke, das sich unmittelbar aus chinesischen und arabischen Quellen herschreibt, ich meyne, in der Allgemeinen Geschichte der occidentalischen Tartern des Herrn De-

*) Zweyter Beitrag, S. 259. u. f.

guignes las, dünkten mich besonders merkwürdig; und sie waren es, die mich veranlaßten, die lateinischen Handschriften vorzunehmen, welche unsere Bibliothek von diesen Nachrichten des Polo besitzet.

Es ist nicht ganz ausgemacht, von wem und in welcher Sprache, ob italienisch oder lateinisch, diese Nachrichten zuerst aufgesetzt worden. Der Text inzwischen, den die Gelehrten am gewöhnlichsten gebraucht haben, ob er schon für weiter nichts, als für eine Uebersetzung ausgegeben wird, ist der lateinische, so wie er in dem Herwagischen Novo Orbe und beym Reineccius befindlich. Eben diesen legte auch Andreas Müller bey seiner Ausgabe von 1671 zum Grunde; verglich ihn aber mit einer andern ebenfalls lateinischen Uebersetzung, die ein Franciscus Pipinus, ein Zeitverwandter des Marco Polo, verfertiget hatte, und von welcher er eine Handschrift in der Churfürstlichen Bibliothek zu Berlin fand.

Was nun unsere Handschriften anbelangt, so sind sie um so viel merkwürdiger, da zwey derselben die nämliche Uebersetzung des Pipinus enthalten, die dritte aber sowohl von dieser, als auch von dem andern gewöhnlichen lateinischen Texte, völlig verschieden ist.

Ich fange bey jenen an, und bemerke von ihnen überhaupt, daß sie, im Ganzen genommen, sowohl unter sich, als mit der Berlinischen Handschrift, so viel sich nach den von Müller daraus angeführten Lesarten urtheilen läßt, so ziemlich übereinstimmen. Die eine derselben ist auf Perga-

men, und scheinet gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben zu seyn. Die andere aber ist zwar nur auf Papier, und könnte leicht ein hundert Jahre jünger seyn: gleichwohl aber ist sie sonst auf alle Weise die vorzüglichere. Denn ausser einer Menge einzelner Stellen, die sie am richtigsten und besten lieset, hat sie auch in dem ersten Buche ein ganzes Kapitel mehr, als der gewöhnliche lateinische Text, und als selbst die Handschrift zu Berlin. Wenigstens hat Müller dieses in allen gedruckten Ausgaben fehlende Kapitel daraus nicht mitgetheilt, auch im geringsten nicht angezeigt, daß er dergleichen darin gefunden. Da es nun, auch seinem Inhalte nach, nicht verächtlich ist, so glaube ich, verdienet es um so viel mehr, bekannt gemacht zu werden. Es unterrichtet uns nämlich von der innern Einrichtung jener siegreichen Tatarischen Kriegsheere, die man vielleicht nur allzugeneigt ist, sich als einen blosen Schwall von Menschen zu denken, der alles einzig durch seine Menge und Ueberschwemmung gezwungen. Sie waren nichts weniger als ohne Ordnung, und ihre Ordnung war simpel und natürlich. Hier ist das ganze noch nie gedruckte Kapitel, welches diese Ordnung beschreibt. Es ist in der Folge das sechzigste, und macht der Kapitel des ersten Buchs in der Handschrift sieben und sechzig, da die gedruckten Ausgaben deren nur sechs und sechzig zählen.

LX.

De ordine exercitus Tartarorum et sagacitate bellandi.

Ordo autem eorum in gubernatione exercitus et modo praeliandi talis est. Quando dux aliquis praeficitur exercitui centum millium militum, eligit quos vult chiliarchas, sive tribunos, s. qui mille equitibus praesunt, centuriones et decuriones. Sic enim universus exercitus ordinatur per mille, centum et decem. Centuriones autem consiliarii sunt Tribuni: Decuriones vero consiliarii sunt Centurionis. Ita duntaxat, ut nullus praepositus consiliarios habeat ultra decem. Hunc modum servant in magno et parvo exercitu. Quando vero qui centum millibus praeest, mittere mile vult, mandat illi, qui decem millibus praesit, *) ut mille de suis eligat. Ille vero mandat Tribuno, ut eligat centum; et quilibet Centurio eligit decem; quilibet

*) Diese Stelle lautet in dem Manuscripte nicht ganz so, sondern: Quando vero is, qui centum militibus mittere mille vult, mandat octo qui decem millibus praesit etc. Der Zusammenhang aber, und die ganze Sache giebt es wohl von selbst, daß die Worte verdorben, und man wohl nicht anders lesen kann, als so, wie ich es gleich in dem Texte zu ändern, mir die Freyheit genommen habe.

vero Decurio dat unum, et hoc modo mille de decem millibus eliguntur. Hoc autem tanto servatur ordine; ut per aequales vices mittantur singuli, sciatque unusquisque, quando de jure ad hoc eligendus sit. Quilibet autem dum eligitur, statim obedit. Non enim in universo orbe reperiuntur homines tanta obedientia ad dominos suos, sicut Tartari sunt. Cum autem de loco ad locum procedit exercitus, semper a quatuor lateribus ejus ducenti vel amplius custodes sunt in distantia congrua, ne occurrere possint improvisi. Quando autem in campo cum hostibus praeliantur, saepe fugam arte simulant, post se nihilominus sagittantes, donec insequentes hostes quo velint deducunt, tunc se unanimiter vertentes ad ipsos, de ipsis saepissime victoriam obtinent. Saepe enim hostes eorum ex hoc confusioni patent, dum vicisse se putant. Equi autem eorum sic assueti sunt, ut ad voluntatem sessorum facillime huc illuc vertantur.

Ich habe gesagt, daß es die jüngere papierne Handschrift ist, der ich dieses Kapitel zu danken habe. Man darf aber daraus nicht argwohnen, daß es sonach auch wohl nur ein fremder Zusatz sey, der sich weder vom Pipinus noch vom Polo herschreibe. Denn daß es ächt sey, beweiset die andere ältere Handschrift auf Pergamen, in deren Verzeichnisse der Kapitel es in der nämlichen Folge und unter der nämlichen Aufschrift vorkömmt. Nur mangelt es, durch das Versehen des Abschrei-

bers, größtentheils in dem Werke selbst; indem blos die letzten Worte desselben dem vorhergehenden Kapitel, ganz ohne Verstand, angehängt sind. Wenn dieser Verstoß sich daher etwa auch in der Berlinischen Handschrift finden sollte, indem es leicht seyn könnte, daß entweder sie eine Abschrift von der unsrigen, oder unsre eine Abschrift von ihr wäre, oder auch beyde aus einer und eben derselben dritten genommen wären; so ließe es sich um so viel eher begreifen, warum Müller dieser ganzen Stelle nicht erwähnet, die der von ihm verglichenen Uebersetzung des Pipinus doch so eigen ist.

Sie kömmt aber, wo nicht den Worten, doch dem wesentlichen Inhalte nach, auch in der dritten Handschrift vor, von welcher ich gesagt habe, daß sie sowohl von dem gewöhnlichen lateinischen Texte, als von der Uebersetzung des Pipinus unterschieden sey. Und zwar besteht das Eigene dieser Handschrift überhaupt darin, daß sie in sehr vielen Stellen mehr ein Auszug, oder mehr der erste unvollkommnere Entwurf des Werks, als das Werk selbst, zu seyn scheinet. Aber schwerlich würde ihr dieses einigen Werth geben, wenn sie nicht zugleich in eben so vielen Stellen demungeachtet vollständiger, richtiger und zuverlässiger wäre, als sich weder der gedruckte Text noch die Uebersetzung des Pipinus zeigen. Sie vornämlich wollte ich daher zu Rathe ziehen, wenn ich nöthig hätte irgend einen Ort des Polo kritisch zu untersuchen, ob sie schon noch kaum so alt ist, als die jüngste der zwey andern, mit welcher sie sonst Zug und Papier gemein hat.

Es wird nicht undienlich seyn, diesen ihren Vorzug an einer Probe zu zeigen; wozu ich sofort den Eingang des Werkes wählen will, der die allgemeine Nachricht von den Reisen des Marco Polo, und seines Vaters und Vetters enthält. Damit man aber auch sehe, wie weit sie überhaupt sowohl von dem gewöhnlichen gedruckten Texte, als von der Uebersetzung des Pipinus abweicht: so will ich diese letzte ihr zu Seite setzen; welches um so weniger überflüßig seyn dürfte, da auch sie noch ungedruckt und nur aus den Lesarten des Andr. Müller bekannt ist. Also in der ersten Columne, Pipinus: und in der zweyten der Ungenannte, von dem es sich hernach zeigen wird, ob wir ihn nicht vielleicht für etwas besseres, als ebenfalls nur für einen Uebersetzer, halten dürfen.

Hier läßt der Verfasser eine lange Probe folgen, die der Literator, wenn es ihm darum zu thun ist, in den Beiträgen ꝛc. nachsehen kann. Für den größten Theil von Lessings Lesern ist sie entbehrlich.

Wer sich die Mühe nehmen will, dieses mit dem gewöhnlichen gedruckten Texte zu vergleichen, wird finden, was ich gesagt habe. Nicht allein die Uebersetzung des Pipinus enthält noch manchen kleinen Umstand, welchen entweder das Berlinische Manuscript gar nicht hat, oder den doch

wenigstens Müller in seinen daraus gezogenen Lesarten mitzunehmen vernachläßigte; sondern es hat auch, welches ich hier vornehmlich anzuzeigen für werth geachtet, der andere ihr beygefügte noch ganz unbekannte Text, so viel Besonderes und Zuverläßigeres, so viel Namen von Personen und Orten mehr, als sich in der Uebersetzung des Pipinus und der gemeinen finden, daß er gewiß sehr verglichen zu werden verdienet, wenn es Marco Polo noch überhaupt einmal verdienen sollte, daß man seine Nachrichten so vollständig und ächt, als möglich, zu haben suchte.

Nur einiges hiervon anzuführen. So ist es z. E. dieser unserer Handschrift ganz eigen, daß sie den Weg näher angiebt, welchen die Brüder Poli, von Solbadia aus, weiter genommen, um zu dem Bercha-khan zu gelangen: usque ad Bolgam et Sara euntes. Es läßt sich, so viel ich weiß, noch nicht mit Gewißheit sagen, welches eigentlich das Land dieses Bercha-khan gewesen. Vielleicht also, daß, wenn uns einmal die damalige Geographie von Asien ebenfalls aus Quellen so aufgekläret wird, als uns zum Theil Deguignes die damalige Geschichte aufgekläret hat, daß, sage ich, die Namen Bolga und Sara uns sodann das Nähere davon zu bestimmen behülflich sind. Ebenfalls nennt diese unsere Handschrift allein den Ort, wohin Kublai-khan dem jungen Marco Polo das erste Geschäft auftrug: er hieß Charata. Auch lernen wir aus ihr allein, daß Kublai-khan einen Bruder gehabt, Namens Ambaga, der über, ich weiß

nicht

nicht welche, orientalische Tataren geherrscht; daß der Sultan von Babylon, welcher um 1271 in Armenien eingefallen war, Andochbondoe-days geheißen: so wie der junge König in Indien, welcher die Tochter des Kublai bekam, Chazan.

Gleichfalls könnte ich zu den Vorzügen dieser Handschrift, in der angeführten Stelle, noch rechnen, daß sie das Jahr, in welchem die Brüder Poli zuerst ausreiseten, allem Ansehen nach, einzig und allein richtig angiebt. Der gewöhnliche lateinische Text sagt, daß es das Jahr 1269 gewesen; allein Reineccius hat schon angemerkt, daß dieses nicht seyn könne, weil zugleich gesagt werde, daß Balduinus II. zu Constantinopel regieret, daß es also vielleicht 1259 heißen sollen, welches das letzte Jahr der Regierung besagten Kaisers gewesen. Nun hat zwar hernach Müller aus seiner Berlinischen Handschrift das Jahr 1252 dafür beygebracht: doch dürfte auch dieses wohl noch nicht ganz das wahre, sondern für solches am sichersten 1250 anzunehmen seyn, als welches nicht allein diese unsere Handschrift hat, sondern auch beyde unserer Handschriften der Uebersetzung des Pipinus, sowohl mit Zahlen, als mit ausgeschriebenen Worten haben, und sich noch am besten mit den übrigen angegebenen Jahrzahlen vergleichen läßt.

Zwar nun freylich nicht mit der von 1277, in welchem Jahre sowohl der gewöhnliche Text, als die Uebersetzung des Pipinus, in beyden unsern Handschriften, sagt, daß die Gebrüder Poli von ihrer ersten Reise zurück gekommen, und zu An-

cona im April angelangt wären. Allein diese Jahrzahl ist offenbar falsch; und auch das gereicht also unsrer dritten Handschrift zum Lobe, daß sie solche gar nicht hat, und blos den Monat April nennt. Denn wenn sie 1269 ausgereiset seyn sollen, so konnten sie unmöglich schon 1272 wieder zurück seyn; und wenn es wahr ist, daß der junge Marco bey ihrer Zurückkunft 15 Jahr alt war, so müßten sie nothwendig im Jahr 56 oder 57 ausgereiset seyn. Doch unsere dritte Handschrift giebt das Alter des jungen Marco gleichfalls nicht an, sondern nennt ihn blos bald puerum, bald juvenculum, wonach das von ihr angezeigte Datum der ersten Ausreise von 1250, noch immer seine Richtigkeit haben kann.

Es ist auch sonst aus der Geschichte der Päbste zu erweisen, daß die Jahrzahl 1272 falsch seyn, und dafür nothwendig 1269 stehen muß. Denn es heißt, daß die Poli, bey ihrer Zurückkunft im April, den Tod des Pabstes, welches Clemens IV. war, erfuhren, und zwey Jahre zu Venedig blieben, ehe ein neuer Pabst gewählet wurde. Nun starb Clemens IV. im November 1268; und nur erst im Sept. 1261 bestieg Theobaldus, unter dem Namen Gregorius X., wieder den Stuhl, wodurch sowohl die Zeit der ersten Wiederkunft, als der zweyten Abfahrt unserer Reisenden, außer allen Zweifel gesetzt wird.

Hiernächst ist bey jener falschen Jahrzahl, sowohl in dem gewöhnlichen Texte, als in der Uebersetzung des Pipinus, noch ein anderer grober

Fehler, den wiederum einzig und allein unsere dritte Handschrift nicht allein nicht hat, sondern auch zu verbessern lehret. Nämlich, daß die Poli ihren Weg, aus dem Hafen von Glaza oder Layas, wie unsere dritte Handschrift den Ort nennt, gerade nach Ancona genommen hätten, und daß es in Ancona gewesen sey, wo sie den päbstlichen Legaten Theobaldus gefunden. Wer sollte nun hier nicht das Ancona in Italien verstehen? und welcher von allen Uebersetzern, die dem gewöhnlichen lateinischen Texte gefolgt sind, hat es auch anders verstanden? Gleichwohl sehen wir aus unserer dritten Handschrift, und die Sache selbst giebt es, daß Acra in Syrien, oder Ptolemais, gemeynet ist, welches freylich von den damaligen Geschichtschreibern auch wohl Acon oder Accon genennet wird. Denn da war es, wo sich der Zeit Theobaldus aufhielt; es sey nun wirklich, als päbstlicher Legat in partibus Orientis, wozu ihn alle Ausgaben und Handschriften des Polo machen, oder auch nur als ein frommer Pilgrim, oportunum tempus expectans, ut Hierosolymam, orationis ergo, cum caeteris peregrinis proficisceretur, wie Ciaconius sagt, und Oldoinus in seinen Zusätzen ausdrücklich behauptet.

So sehr nun aber aus diesem allen der besondere Werth unsrer dritten Handschrift einleuchten dürfte: so muß ich dennoch eine Anmerkung beyfügen, die meine ganze Anzeige davon vielleicht sehr unwichtig machen würde, wenn nicht diese Anmerkung selbst so viel nützlicher wäre.

Ich will sagen: die Nothwendigkeit, diese Handschrift zu vergleichen, ist bey alle dem so groß nicht; weil sie, oder eine ähnliche, bereits von einem Manne gebraucht ist, dessen Verdienst um das Werk des Polo man entweder nie recht erkannt, oder vielleicht schon längst wieder vergessen hat. Dieser Mann ist Ramusio, welcher bereits 1553 dem zweyten Bande seiner Sammlung Delle Navigationi et Viaggi eine italienische Uebersetzung desselben einverleibte, welche er nicht nach dem gewöhnlichen lateinischen Texte, sondern nach den ältesten und besten Handschriften gemacht hatte, die er auf das sorgfältigste durch einander zu berichtigen, und aus einander zu ergänzen, sich die Mühe genommen. Nach dieser Arbeit hätte, schlechterdings an den elenden lateinischen Text gar nicht mehr gedacht werden müssen. Aber ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Gelehrten überall noch immer fortgefahren haben, ihn zu brauchen und anzuziehen, ja ihn bey ihren Uebersetzungen und Ausgaben die sie lange nach den Ramusio veranstalteten, zum Grunde zu legen.

Es verlohnt sich der Mühe, deren einige anzuführen, unter welchen es dem Reinerus Reineccius vielleicht am ersten zu verzeihen ist, daß er 1585 in seinem Chronico Hierosolym. den Polo noch wieder in seiner alten armseligen Gestalt auftreten ließ. Er hatte mitten in Deutschland vielleicht nie etwas von der italienischen Ausgabe des Ramusio gehört, von der es sich sofort der Mühe verlohnt hätte, eine lateinische Uebersetzung zu machen, um den alten barbarischen Text mit einer

zu verdrängen. In gleichem Falle mochte sich ohne Zweifel Hakluyt in England befinden, welcher in seine Sammlung von Reisen annoch 1589 eine englische Uebersetzung dieses Textes brachte.

Nur Hakluyts Nachfolger, Purchas, war glücklicher und aufmerksamer. Ihm entgieng Ramusio nicht, und er ist, so viel ich gefunden, in der ganzen Folgezeit der einzige, welcher diesem Italiener Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er verfertigte nach dessen Ausgabe eine neue englische Uebersetzung, mit der er den dritten Theil seiner Pilgrimes 1625 bereicherte, und erklärte sich in dem Vorberichte derselben so stark zum Vortheil des Ramusio, und zum Nachtheil des alten lateinischen Textes, daß er einem alle Begierde vergehen macht, nur noch einen Blick in den letztern zu thun. *)

Um so mehr aber ist es zu verwundern, daß man demungeachtet selbst in Italien fortfuhr, gleich-

*) Hier sind seine Worte: I found this booke translated by Master Hakluyt out of the Latine. But where the blind leade the blind, both fall: as here the corrupt Latine could not but yeeld a corruption of truth in English. Ramusio, Secretarie to the Decemviri in Venice, found a better Copie, and published the same, (Purchas hätte sagen sollen, bessere lateinische Handschriften, aus welchen Ramusio seine Uebersetzung machte, wie dieser ausdrücklich selbst mel-

sam gar nicht zu wissen, was für einen Schatz man an dem Ramusio, in Ansehung des Polo, habe. Ath. Kircher, z. E., als er sein China illustrata herausgab, bediente sich, bey Erzählung der Reisen des Polo, noch immer des elenden lateinischen Textes, und schrieb daraus, wie im Traume, die Handgreiflichsten Ungereimtheiten ab. *) Ihm zu Folge, läßt er die Brüder Poli 1269 abreisen, und 1272 das erstemal wiederkommen; gleichwohl aber den Nicolo seinen Sohn Marco bereits 15 Jahre alt finden, mit dem die Mutter, bey der Abreise des Vaters, doch erst schwanger gewesen war. Ihm zu Folge, läßt er die Brüder,

---

bet: nicht aber, eine bessere italienische Abschrift, die er blos herausgegeben; durch welche falsche Beschreibung des Purchas sich unser Müller, wie wir sehen werden, irre machen lassen) whence you have the work in manner new. — The Latin is Latten, compared to Ramusio's Gold. And he which hath the Latine, hath but Marco Polo's Carcasse, or not so much, but a few bones, yea, sometimes stones rather then bones; things divers, averse, adverse, perverted in manner, disioynted in manner beyond belief. I have seene some Authors maymed, but never any so mangled and so mingled, so present and so absent, as this vulgar Latin of Marco Polo; not so like himself, as the three Polos were at their returne to Venice, where none knew them, etc.

*) P. II. c. 6. p. 89.

bey ihrer ersten Wiederkunft, in dem Hafen von Ancona landen, und macht zum Behuf dieses Fehlers, den ich bereits gerügt habe, die seltsamsten Vermuthungen, was das Galza oder Balzra in Armenien wohl für ein Hafen möge gewesen seyn, aus welchem sie in so kurzer Zeit nach Ancona gelangen können. Ein einziger Blick in den Ramusio, den er entweder noch nicht kannte, oder nicht kennen wollte, *) würde ihn bewahrt haben, solch albernes Zeug weiter auszubreiten.

Doch Kircher gedachte der Reisen des Polo nur gelegentlich: aber Andr. Müller gab sie gar 1672 aufs neue heraus **) und wollte sich, ich weiß nicht wie sehr, um sie verdient machen, und kannte gleichwohl den Ramusio nicht. Das ist freylich nun noch schlimmer. Zwar wollte er das Ansehen haben, als ob er ihn kenne: denn er nennt ihn nicht allein, sondern führt auch sogar eine Stelle aus ihm an. Allein diese Stelle muß ihm nothwendig ein andrer aus dem italienischen Werke zur Probe ausgeschrieben haben; und er hatte sicherlich den Ramusio selbst, höchstens nur in der englischen Uebersetzung des Purchas, gelesen. Denn warum sonst citirt er den Purchas, wo er den Ramusio citiren sollte? Warum sonst will er nichts von dem Gefängnisse des Marco Polo zu Genua wissen, wo von Ramusio in seiner Ein-

*) Denn ich finde, daß er ihn weiterhin allerdings kannte: wie wir sehen werden.

**) Coloniae Brandenburgicae 4to.

leitung, die Purchas aber nicht ganz mit übersetzt hatte, doch so bestimmt und zuverläßig redet? Wie sonst hätte er auch nur einen Augenblick zweifelhaft seyn können, ob der italienische Text des Ramusio das wirkliche italienische Orginal des Polo sey, oder nicht sey? *) Wie sonst hätte er sich überhaupt die Mühe nehmen können, die Uebersetzung des Pipinus in der Handschrift so sorgfältig zu vergleichen? Denn auch Ramusio hatte diese Uebersetzung schon ganz in seinen Nutzen verwandt, und selbst die Vorrede des Pipinus daraus mitgetheilt; welches Müller aber freylich nicht aus dem Purchas ersehen konnte, bey welchem diese Vorrede, so wie jene Einleitung des Ramusio, zum Theil gänzlich weggeblieben ist. Ja, daher kam es auch ohne Zweifel, daß er den Text des Ramusio, so wie er ihn bey dem Purchas gelesen hatte, nicht für so ganz vollgültig halten wollte. Hoc scio, sagt er, quod fere omnia, quae ibi leguntur, Veneti sunt, pauca adventitia.

Und wie, wenn vielleicht gar mehrere in dem Wahne gestanden wären, daß dem Texte des Ramusio nicht ganz zu trauen sey, weil er von dem lateinischen gar zu sehr abweiche? Wie, wenn sie nur daher sich lieber an diesen hätten halten wollen? Kircher wenigstens scheint so etwas zu verstehen zu geben, wenn er an einem andern Orte seines oben angezogenen Werks **) eine Stelle aus

*) S. die Vorrede zu seiner Ausgabe, Seite 9.

**) P. III. c. 2. p. 142.

dem Italienischen des Ramusio, noch durch den lateinischen Text des Polo mit den Worten, haec ad verbum ex Marco Paulo Veneto desumpta videntur, bestärken zu müssen glaubt.

In diesem Falle nun könnten dem Ramusio die Handschriften unsrer Bibliothek nicht wenig zu statten kommen, und es außer allem Zweifel setzen, daß er mit aller Treue und Redlichkeit bey seiner Uebersetzung verfahren, und nichts darin aufgenommen habe, was er nicht wirklich in guten und sichern Handschriften gefunden. Denn es dürfte wenig fehlen, daß sich nicht alles, was er mehr oder anders hat, als die Uebersetzung des Pipinus, aus unserer dritten Handschrift sollte können belegen lassen. Und dieses ist die Anmerkung, die ich hier beyfügen wollen, und im Grunde für eben so wichtig halte, als wenn ich eine noch gänzlich ungebrauchte Handschrift angezeigt hätte.

Doch will ich dieses auch keinesweges so verstanden wissen, als ob in unsrer dritten Handschrift sich nun gar nichts weiter fände, was nicht auch schon Ramusio hätte. Selbst in der daraus mitgetheilten Einleitung kommen einige Kleinigkeiten vor, die ihr ganz eigen sind. Z. E. der Name des jungen Königs in Indien, Chazan, und die Zeichen, die auf die goldnen Bleche gestochen waren, welche unsre Reisenden von da mitbekamen. Dergleichen dürfte sich vermuthlich auch noch mehr, und von größerer Wichtigkeit, in dem Folgenden finden, wovon ich eine einzige Probe geben will.

Sie betrifft den gleich Eingangs gedachten Krieg zwischen den zwey Tatarischen Fürsten Bercha und Alan. Von diesem ist der alte lateinische Text nur sehr kurz; und was Pipinus und Ramusio hinzusetzen, ist nicht viel mehr. Selbst unsere dritte Handschrift hat an derselben Stelle nichts voraus. An einem andern Orte aber, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, kömmt sie wieder darauf zurück. Nämlich, ganz am Ende des Werks, hängt sie noch ein eignes Kapitel von diesem Kriege an, welches ich hier mittheilen will, weil es wirklich verschiedne Umstände enthält, die behülflich seyn können, es genauer zu bestimmen, wer und wo besagte kriegführende Mächte gewesen.

De Dissensione inter Alan et Bercham.

Anno dm. MCCLXI *) inter Alan dominum Tartarorum Orientis, et inter Bercha regem

*) Ich darf, ungeachtet aller der Uebereinstimmung unserer Handschriften, welche mich oben bewogen, das Jahr 1250 als das wahrscheinlichste für die erste Ausreise der Brüder Poli anzunehmen, dennoch nicht unterlassen, bey dieser Jahrzahl 1261 anzumerken, daß, wenn man von ihrer Richtigkeit ganz gewiß seyn könnte, Reineccius wohl am glücklichsten gerathen haben möchte, wenn er jene Ausreise lieber in 1259 setzen wollen. Denn unstreitig ist es, daß, da sie sich nicht länger als ein Jahr an dem Hofe des Bercha aufgehalten, wohl schwerlich mehr als drey Jahre nach selbiger konnten verstrichen seyn, als dieser Krieg zwischen Bercha und Alan ausbrach.

et dominum Tartarorum Occidentis, occasione provinciae unius, quam quilibet de jure sibi deberi dicebat, dissensio magna orta est, quare unus quisque .... infra sex mensium spatio maximum congregavit exercitum, Alan ergo CCCm militibus congregatis pluribus perambulatis diaetis, in planicie pulcra, inter portas ferreas et mare de Sara posita, gentem suam ordinate latuit. Ibi enim erant confinia utriusque. Bercha autem hoc sciens impigre gentem suam undique congregavit. Cum exercitu ergo CCC Lm equitum, et ipse in dicta planicie se locavit, ita ut non plus quam X milliaribus distarent exercitus. Et cum ex utraque parte milites a suis dominis blandis verbis adorati fuerunt, diesque belli statuta esset, Alan equites suos in XXX divisit partes, in una quaque Xm equites ordinate disponens. Bercha autem gentem suam in XXV partes similiter ordinavit, et dum ambo exercitus ingrederentur acriterque pugnatum foret, tandem Bercha cum gente sua, impotens sustinere bellum, fugam arripuit, Alan vero victor permansit. Hi tamen reges erant proximi parentes, et ambo ex Cinchin Imperiali progenie descendentes.

So wie nun aber Ramusio, bis auf Müller und von Müller selbst, meist vernachläßiget worden: so hat er dieses Schicksal, nach dessen Ausgabe des Polo, nur noch mehr erfahren. In der Meynung, daß Müller alles geleistet habe, was sich nur immer an dem Texte des Polo leisten

lasse, hat man den ehrlichen Italiener fast gänzlich vergessen; besonders seitdem Pierre Bergeron 1724, als er seiner Sammlung von Persischen und Tatarischen Reisen auch eine neue Uebersetzung des Polo einverleiben wollte, solche nach der Müllerschen Ausgabe machte, wodurch diese in dem Ruhme, daß sie die einzig brauchbare sey, gleichsam bestätiget wurde. Denn wo ich neuerer Zeit nur immer den Polo angezogen finde, so geschieht es sicherlich entweder nach Müllers Ausgabe oder nach Bergerons Uebersetzung. Der gute Ramusio liegt unter der Bank. Selbst die englischen Verfasser der allgemeinen Reisen, die vermittelst ihres Purchas den Ramusio zwar allerdings genutzt haben, *) sind verleitet worden, auch noch nebenher dem Bergeron zu folgen, wodurch nicht allein ihre Nachricht von dem Werke des Polo sehr verwirrt und widersprechend geworden, sondern auch mancher seltsame Fehler mit untergelaufen ist. Wenn sie z. E. erzählen, „daß „Kublai-Khan, als er die Zurückkunft der Po„li erfahren, ihnen durch einen weiten Weg vier„zigtausend Mann entgegen geschickt habe, die ih„nen bis an den Ort seines Aufenthalts zur Be„deckung dienen sollten:" so können sie sich selbst nicht enthalten, in einer Anmerkung hinzuzusetzen, gewiß eine große Zahl! Ja freylich, und zugleich eine große Lüge. Denn wo hat das Po-

*) Deutsche Uebersetzung, VII. Band, S. 423 u. f.

so jemals gesagt? Es findet sich weder in dem alten lateinischen Texte; noch beym Ramusio; noch beym Müller, als in der Uebersetzung des Pipinus, noch irgendwo. Es ist weiter nichts, als der lächerliche Fehler des flüchtigen Franzosen Bergeron, welcher aus vierzig Tagereisen vierzigtausend Mann machte, und die Worte: Rex Cublai audiens eos adventantes qui adhuc longissime aberant, per quadraginta diaetas nuncios illis obviam misit, unwissend und unbedächtig genug war, durch Cublai ayant appris leur retour, quoiqu'ils fussent encore bien loin, envoya plus de quarante mille des gens au devant d'eux, zu übersetzen. Hätten sich die Engländer doch nur fein in allem an ihren alten Purchas gehalten, ohne sich um einen Bergeron zu bekümmern!

Ich habe gleich Anfangs gesagt, daß es nicht so ganz ausgemacht sey, von wem und in welcher Sprache die Nachrichten des Polo zuerst verfaßt worden. Aber Ramusio, den wir nun als einen genauen und glaubwürdigen Mann kennen, versichert, daß ein Genueser sie aus dem Munde des Marco Polo zuerst lateinisch aufgesetzt habe. Wie also, wenn unsere dritte Handschrift eine Copie dieses nämlichen ersten Aufsatzes wäre? Sie verdient wenigstens, wegen ihrer zuverläßigen Kürze, dafür zu gelten; welchem die äußerliche Einrichtung, da sie noch nicht einmal in Bücher eingetheilt ist, nichts weniger als widersprechen würde. Was ist hiernächst natürlicher, als

anzunehmen, daß Polo, nachdem er seiner Gefangenschaft zu Genua entlediget, und wieder zu Venedig war, diesen Aufsatz von Zeit zu Zeit kann erweitert und vielleicht auch selbst ins Italienische übersetzt haben. Und so ließe sich denn die mannigfaltige Verschiedenheit der Abschriften, und die Ungewißheit über die Grundsprache, gar wohl begreifen.

VIII.

Die Flandrische Chronike

beym Martene und Durand.

(Thesauro novo Anecdot. T. III. p. 177.)

aus einer Handschrift ergänzt. *)

In einer von den papiernen Handschriften, welche die Reisen des Marco Polo enthalten, findet sich unter andern auch, ein Chronicon Flandriae, von welchem ich beym Nachschlagen erkannte, daß es das nämliche sey, welches Martene und Durand, aus einem Manuscripte des Klosters Clairvaux, in dem dritten Tome ihres Thesauri novi Anecdotorum, unter dem Titel Genealogia Comitum Flandriae, herausgegeben haben.

Ohne nun hier lange zu wiederholen, was diese

*) Zweiter Beitrag, S. 299. u. f.

Männer von dem vorzüglichen Werthe und den verschiedenen Verfassern desselben beybringen, will ich nur kurz anzeigen, daß es bey ihnen nach dem Jahre 1330 eine Lücke hat, von der ich sogleich nachsahe, ob sie aus unserer Handschrift zu ergänzen sey, und ob es sich der Mühe verlohne, sie zu ergänzen.

Sie ist es, und sie verdient es. Denn nicht zu gedenken, daß sie weit größer ist, als Martene und Durand sie ausgeben, die sie unius saltem folii zu seyn versichern: so ist sie auch ihrem Inhalt nach sehr merkwürdig, indem dieser nicht bloß kleine Händel Flämischer Tuchmacher und Walker, sondern größtentheils den wichtigen Krieg betrifft, welcher gegen 1338 zwischen dem Könige von England und Frankreich, Eduard III. und Philipp von Valois, ausbrach. Diesen nämlich erzählt die fehlende Stelle, bis auf den Waffenstillstand, der vor Vannes 1344 geschlossen ward; und erzählt ihn in einem Tone, und mit Umständen, welche vermuthen lassen könnten, daß das Manuscript von Clairvaux in den Händen eines Franzosen, nicht von ungefähr gerade hier mangelhaft geworden wäre.

Hier folgt in den Beiträgen ꝛc. die Stelle selbst. Den Hauptinhalt derselben findet man in folgendem Schlusse des Aufsatzes:

Ohne

Ohne Zweifel habe ich nicht nöthig, mein Urtheil über diese ganze Stelle stückweise zu erhärten. Meine Leser werden von selbst merken, wie sehr sich besonders die Nachrichten von dem englischen Kriege gegen das auszeichnen, was uns französische Geschichtschreiber davon melden, die das verzagte Betragen ihres Königs gern auf alle Weise bemänteln, und den tapfern Eduard erniedrigen, ja lieber gar lächerlich machen möchten. Wie sehr mußten sie diesem unter andern sein Bündniß mit dem Brauer zu Gand, Jacob von Artevelde, auf, den der gründliche Herr von Voltaire le grand moteur de cette guerre fameuse nennt. Hier sehen wir aber, daß es nicht das bloße Ansehen dieses Brauers war, welches die Fläminger bewog, sich auf die Seite der Engländer zu schlagen. Ihr ganzes Gewerbe lag danieder, seitdem ihnen diese, nach bereits ausgebrochenem Kriege mit Frankreich, keine Wolle mehr zukommen ließen: und die Menge müßiger Tuchmacher und Walker, die in Flandern nun betteln liefen, sprach ganz gewiß kräftiger für den König Eduard, als der Brauer Artevelde, der dieses Elend vermuthlich zu seinem größten Vorwande brauchte.

Wir können uns auch ganz sicher auf die Wahrheit dieser und dergleichen Umstände verlassen, da der Concipient dieses Theiles der Chronik von Zeiten und Geschichten spricht, die er selbst erlebt hat. Seine Arbeit fängt unstreitig bey dem Abschnitte an, welcher, von den Ansprüchen des Königs von England auf ganz Frankreich, besonders überschrieben ist: denn in diesem bessern

Verstande ist das Wort calumniari und calumnia hier zu nehmen. Was unmittelbar vorhergeht, muß hingegen einen etwas ältern Verfasser haben, und vielleicht den nämlichen Bernardus, welcher ungefähr von 1214 angefangen; obgleich eine Note, die Martene und Durand aus ihrem Manuscripte beygebracht haben, anzugeben scheint, daß Bernardus nur bis auf 1329 gekommen sey. Und zwar muß dieser ältere Verfasser, wer er nun auch sey, vor 1336 geschrieben haben, welches ich aus dem schließe, was er von Mecheln erzählet; daß nämlich Ludovicus auf alle Weise betrogen worden, indem er weder die Stadt bekommen, noch seinen Kaufschilling wieder erhalten können. Denn in diesem 1336sten Jahre verglich sich der Graf von Flandern mit dem Herzoge von Brabant dahin, daß sie beyde Mecheln zu gleichen Theilen besitzen wollten: so wie er zehn Jahre darauf seine Hälfte, für die Hälfte des bezahlten Preises, an ihn gänzlich abstand.*) — Warum in unserer ergänzten Stelle von Benedictus XII. gesagt wird, daß er vor seiner Erhöhung Jacobus de Barbona geheißen, dürfte vielleicht befremden, wenn man sich erinnert, daß die päbstlichen Geschichtschreiber einmüthig vorgeben, daß sein Geschlechtsname Furnerius oder du Four, so wie sein Geburtsort Saverdun in der Grafschaft Foix gewesen. Aber ohne Zweifel soll es anstatt

*) Cornel. van Gestel Historia Archiepiscopatus Mechliniensis, T. I. p. 17.

de Barbona heißen de Bolbona, welches der Name desjenigen Cistercienser-Klosters in dem Kirchsprengel von Mirepoix ist, wo sich Benedictus XII in diesen Orden hatte aufnehmen lassen. *)

*) Vitae Paparum Avenoniensium T. I. p. 167. Edit. Baluzianae.

IX.

Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau. *)

Vitrea fracta! dürfte bey dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken, der ekler ist, als ich ihn mir wünsche.

Aber mit seiner Erlaubniß. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfter die Schwäche seines Gesichtes bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja, nicht selten geschieht es, daß der Ge-

*) Zweiter Beitrag, S. 317. u. f.

lehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist: aber freylich nur in seinem Fache. Ausser diesem ist ihm alles klein; nicht weil er es wirklich als klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht; weil es gänzlich ausser dem Sehwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf seyn, als sie wollen: es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft. Sie stehen ihm eben so unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nichts sehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberschauung eines großen Ganzen so nothwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden: und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse. —

Doch warum dieser Ausfall hier? Meine ehemals so schön bemalten, nun längst zerbrochenen Fensterscheiben im Kloster Hirschau, sind noch lange die Vitrea fracta nicht, die einer solchen Vertheidigung bedürfen. Dazu ist es mir nicht sowohl um sie selbst zu thun, als vielmehr um das sonderbare Licht, welches sie mir auf eins von den ältesten Denkmählern der werdenden Druckerkunst oder vielmehr Formenschneiderey, zu werfen scheinen. Und dieser Anwendung, meyne ich, hätte man sich wohl am wenigsten vermuthet.

Es ist aber jenes alte Denkmal, mit einem

Worte, die sogenannte Bibel der Armen, oder Biblia pauperum, welches, mit allen andern seiner Art, uns der Herr von Heinecke in dem zweyten Theile seiner Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, *) am genauesten und vollständigsten kennen lehret. Ich setze alles, was er davon gesagt hat, als bekannt voraus, und zeige kurz an, wie ich entdeckt habe, daß diese Biblia pauperum nichts anders als Holzschnitte von den Gemälden sind, welche sich ehedem auf den Fenstern des Klosters Hirschau befunden.

Ich will nun nach der Ordnung erzählen, wie ich zu dieser Entdeckung gelangt, und wie weit ich nach und nach darin gekommen bin. Freylich muß diese Methode einem Gelehrten, dem man alles mit drey Worten sagen könnte, ein wenig langweilig vorkommen. Aber ich denke, daß sie doch auch dieses Gute hat, daß sie demjenigen, welcher einmal meine Untersuchung berichtigen, oder sie von neuem anstellen will, manche Mühe ersparen kann; wenn er sieht, welche Wege und Auswege ich dabey genommen, und ungefähr daraus urtheilen kann, welche Aussichten mir vielleicht entgangen seyn dürf-

*) S. 117 bis 156. Oder auch in seiner Idée générale d'une Collection complette d'Estampes, und zwar in derselben eingeschalteten Dissertation sur l'origine de la Gravure et sur les premiers Livres d'Images, von Seite 242 bis 334.

ten, zu geschweigen, daß oft die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, eben so viel werth, eben so lehrreich ist, als die Sache selbst.

Ich fange also mit dem an, was mir die erste Vermuthung erweckte: wenn es nicht anders sogleich weit mehr als Vermuthung war. Ich kam nämlich, indem ich mir die einzelnen Schriften bekannt machte, aus welchen Wegelins Thesaurus Rerum Suevicarum bestehet, im dritten Tome, auf des Martin Crusius Nachricht de Comitibus Calvensibus, fundatoribus Monasteriorum Hirsaugiensis et Syndelphingensis, und da ich einiges darin lese, erregt folgende Stelle, gegen das Ende, meine ganze Aufmerksamkeit. „Caeterum sicut ipsum Hirsaugiae Templum intra sese leucophaeis imaginibus Veteris et Novi Testamenti, Romanorumque Imperatorum, pictum est, ita etiam Monasterii Peristylium iconibus artificio in XL fenestris encausto exornatum est, iisque ternis (sicut et pulcherrimo salientium aquarum fonte) ternis, inquam, imaginibus eleganter decoratum est: nempe ita, ut in medio cujusque fenestrae cernatur historia aliqua Novi Testamenti (a nato Christo, per passionem ejus, usque ad judicium extremum et vitam aeternam) atque in utroque latere illius mediae fenestrae, ex veteri Testamento typus appareat, aut historia typica, cum praedictionibus Prophetarum de Christo.“

Auf einmal schoß mir die Gleichheit zu Sinne, die sich, nach dieser Beschreibung, zwischen jenen

Fenstergemälden in dem Kreuzgange des Klosters Hirschau, und den Holzschnitten der Biblia Pauperum findet. Sie ist so groß, daß sie kaum größer seyn könnte. Auch diese Holzschnitte enthalten typische und antitypische Vorstellungen von Christo; auch sie sind in drey Felder getheilet, wovon die beyden äussersten die Typi, und das mittelste den Antitypum enthalten; auch sie sind mit den Prophezeyungen von Christo verbrämt. Und was das Sonderbarste ist; auch ihrer sind gerade nicht mehr und nicht weniger als vierzig: so viel dort Fenster, so viel hier Blätter.

Was war nun natürlicher, als aus dieser Gleichheit auf die Identität zu schließen? Doch, dachte ich, dergleichen typischer und antitypischer Vorstellungen können so unzählige und so verschiedene erfunden werden; der Mönchswitz hat hier so reichen Stoff, so gutes Spiel gehabt: daß mehr dazu gehört, ehe man mit Zuverläßigkeit behaupten kann, daß beydes für eins zu halten, und entweder die Holzschnitte nach den Fenstergemälden gezeichnet, oder die Fenster nach den Holzschnitten bemalt worden.

Ich dachte also herum, wo ich wohl mehrere und nähere Auskunft von diesen merkwürdigen Fenstern finden möchte: und man kann sich leicht einbilden, daß Trithemii Annales Hirsaugienses das erste Buch war, welches ich in dieser Absicht fleißig durchsuchte. Aber vergebens. Hierauf ließ ich die Annales Suevici des nämlichen Crusius folgen, dem ich jenen Fingerzeig zu danken hatte.

Aber auch das war umſonſt; und ich konnte nirgends finden, daß er in dieſem weitläuftigen, und mit ſo vielen fremden Sachen angefüllten Werke das wenige auch nur wiederholt hätte, was er dort in ſeine Nachricht de Comitibus Calvensibus einfließen laſſen. Endlich erinnerte ich mich glücklicher Weiſe, daß unſere Bibliothek verſchiedene Handſchriften von einem der lutheriſchen Aebte verwahre, der dem Kloſter Hirſchau in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts vorgeſtanden: nämlich von dem D. Johann Parſimonius, oder, wie er mit ſeinem deutſchen Namen hieß, Karg. Zu dieſen nun verfügte ich mich; und wie groß war meine Freude, als ich darunter einen Band antraf, der nicht allein mancherley Dinge zur Geſchichte des Kloſters Hirſchau enthält, ſondern, unter dieſen Dingen auch ſo gar etwas fand, das mir mit eins ſo vollkommene Genüge leiſtete, als ob ich es mir, wie man ſagt, beſtellt hätte; als ob es der ehrliche Karg vor zwey hundert Jahren, in einem prophetiſchen Geiſte, ausdrücklich für mich, zu meinem gegenwärtigen Behufe geſchrieben hätte.

Er hat nämlich in beſagtem Bande, im Jahr 1574, Picturas et Scripturas omnis generis in Monasterio Hirsaugiensi hinc inde exstantes geſammelt und aufbehalten, worunter den größten Platz die Historiae Novi Testamenti de Christo, Dei et Hominis filio, una cum Typis et Prophetiis Veteris Testamenti, in fenestris circuitus Monastrii Hirsaugiensis depictae einnehmen. Und dieſe entſcheiden alles; und entſcheiden es auf eine Weiſe, daß ſchlechterdings auch nicht

der geringste Zweifel mehr übrig bleiben kann; indem die Gemälde nicht so wohl beschrieben, als vielmehr gänzlich gezeichnet sind, nur so, daß man die Figuren nicht allein sehen, sondern auch hören kann.

Um meinem Leser von diesen wörtlichen Handrissen den vollständigsten Begriff zu machen, will ich ihm ein Paar Proben vorlegen, die er selbst mit den alten Holzschnitten vergleichen mag. Weil aber den wenigsten eine so äusserste Seltenheit zur Hand seyn dürfte; so wähle ich dazu zwey Blätter, wovon sich in bekannten Büchern Copien finden.

Auf beygefügter Tafel I. also zeiget sich das erste Fenstergemälde, so wie es uns Parsimonius aufbehalten wollen. In der sogenannten Biblia Pauperum, ist es daher auch das erste Blatt, dessen Copie beym Schelhorn *) ich meinen Leser bitte dagegen zu halten. Wozu er seine Augen brauchen kann, dazu habe ich nicht nöthig, ihm die meinigen zu leihen. Der erste flüchtige Blick, so wie der letzte und genaueste, wird ihn überzeugen, daß beydes, der Holzschnitt und die Beschreibung, offenbar von dem nämlichen Urbilde genommen sind, und daß folglich dieses Urbild nirgends anders als in dem Kloster zu Hirschau ehedem zu suchen gewesen. Daß es nun, und zwar seit 1692,

*) Amoenit. Liter. Tomus IV. p. 296.

als die Franzosen dieses Kloster einäscherten, nicht mehr in der Welt ist, das versteht sich. Daß aber nicht auch zugleich das Andenken davon auf ewig verloschen ist; daß wir sie, so zu reden, noch sehen, und in ihnen den Aufschluß über eine alte Seltenheit erkennen, deren Ursprung und Bestimmung ohne sie nie aufgehöret hätte, ein Räthsel zu bleiben: wem haben wir dieses alles anders zu danken, als der glücklichen Mikrologie eines Mannes, der wohl auch etwas Besseres hätte thun können?

Die zweyte beygefügte Tafel enthält das vierzigste und letzte Fenstergemälde, welches denn auch das letzte und vierzigste Blatt unter den alten Holzschnitten ist. Eine Copie dieses Blatts giebt der Herr von Heineke; aus der man die vollkommene Uebereinstimmung desselben, mit der Beschreibung des Parsimonius, nicht weniger als bey dem vorhergehenden, erkennen wird. Die einzige Kleinigkeit, in welcher man einige Verschiedenheit zwischen beyden zu bemerken glauben könnte, wäre höchstens diese, daß bey den kleinern Feldern, über und unter dem mittelsten Hauptfelde, wo bey dem Parsimonius blos das Wort Propheta mit der prophetischen Schriftstelle stehet, in den Holzschnitten der eigentliche Name des jedesmaligen Propheten und Urhebers dieser Schriftstelle zu stehen scheinet. Doch wenn man genau zusieht, ist dieser Name nichts als die Citation der Schriftstelle, die beym Parsimonius hinten nach folget. Er selbst füget über besagte kleinere Fächer, zum Schlusse seiner Beschreibung, folgende Anmer-

lung bey.*) Nota. Ubicunque in praecedentibus descriptis figuris, supra aut infra mediam figuram seu historiam ex Novo Testamento de Christo positam, nomen Prophetae legitur, ibi semper in fenestris circuitus Monasterii Hirsaugiensis pro ipso nomine Prophetae, pictus propheta, hoc est, figura seu imago gravis et sapientis viri, interdum integra, interdum, et quidem ut plurimum, usque ad umbelicum tantummodo picta conspicitur, cui adjuncta aut circumvoluta est scheda, in qua Prophetae dictum legitur, in hunc vel similem modum. Und hierunter hat er mit der Feder zwey von diesen Brustbildern flüchtig gezeichnet, um welche, wie er sagt, die Zettel mit dem Spruche, die in den Holzschnitten links und rechts darunter weggehen, sich hin und her schlingen; eine Veränderung, die der Formenschneider offenbar zu seiner Bequemlichkeit gemacht hat. — Ich merke sonst bey diesem vierzigsten Fenster noch an, daß es zu der Zeit des Parsimonius bereits eingegangen war, und er es also nicht selbst gesehen, sondern aus der Beschreibung seines Vorfahren, des Abt Heinrich Weickersreiter, genommen hatte, wie er selbst mit diesen, oberhalb der Tafel, beygesetzten Worten anzeigt: Hanc figuram ego in Circuitu nunquam vidi, sed a meo antecessore D. Heinrico Abbate descripsi.

*) Im angezogenen deutschen Werke, bey Seite 116.

Und so nun, wie diese zwey Tafeln beschaffen sind, sind auch die übrigen dazwischen enthaltenen acht und dreyßig beschaffen. Ueberall und durchaus die nämliche Uebereinstimmung mit den alten Holzschnitten. Nicht die geringste Versetzung in ihrer Folge; nicht die geringste Abweichung in irgend einer Figur, in irgend einer Schriftstelle, in irgend einem Verse! Kurz, wenn man von den Holzschnitten selbst, eine Beschreibung, nach der Weise des Parsimonius, machen sollte: so könnte sie unmöglich anders ausfallen, als diese Beschreibung, die Parsimonius von den Fenstern gemacht hat, ausgefallen ist.

Was ich hieraus, mit der völligsten Zuverlässigkeit, folgern zu können glaubte, und noch glaube, habe ich gleich Eingangs gesagt: daß nämlich die Holzschnitte ganz unstreitig nach den Fenstern gemacht worden; und man sonach das, was bisher in Deutschland Biblia Pauperum genennt worden, wenigstens das, was man bisher für die erste originale Ausgabe dieser Biblia Pauperum gehalten, (nämlich die aus vierzig Blättern bestehende lateinische) inskünftige mit weit mehrerm Rechte die Hirschauischen Fenstergemälde heißen kann.

Freylich ist es immer auch noch möglich, daß die Fenstergemälde nach den Holzschnitten wären gemacht worden: weiter aber auch nichts, als möglich. Denn wie wäre es nur im geringsten wahrscheinlich, daß man das Große nach dem Kleinen gemacht hätte, ohne daß wenigstens das Kleine

ausdrücklich die Skitze, der Entwurf gewesen, wornach das Große ausgeführet worden? Also, eins von beyden: die Holzschnitte der gedachten ersten Ausgabe sind entweder der Entwurf, oder die Copie der Fenstergemälde; ein drittes, das bey seiner Entstehung mit diesen Fenstergemälden gar nichts zu thun gehabt hätte, das man, bey Ausmalung der Fenster, nur zufälliger Weise zum Urbilde gebraucht hätte, können sie nicht wohl seyn. Denn, wenn sie es wären, so müßte man nicht allein die Fenstergemälde nach ihnen gemalt, sondern den ganzen Kreuzgang ausdrücklich darnach gebauet haben; indem dieser, wie ich aus eines Andreas Reichards Beschreibung des Klosters Hirschau sehe, die unsere Bibliothek im Manuscripte besitzet, um einen viereckigen Garten gegangen und gerade an seinen vier Seiten nicht mehr und nicht weniger, als vierzig Fenster gehabt hat.

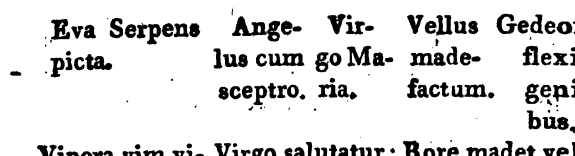
Und spricht denn nicht die Sache selbst? Ist es denn nicht aus den Holzschnitten selbst klar genug, daß sie nichts als Fenstergemälde vorstellen sollen? Verräth denn nicht ihre ganze Anordnung offenbar die breiten gothischen Fenster, mit ihren gewöhnlichen Verzierungen und drey Feldern, deren mittelstes das höchste ist, weil sie oben in einem Bogen sich schließen? Wie wäre es zu begreifen, daß der Zeichner oder Formenschneider gerade auf diese Gestalt und Eintheilung gefallen wäre, wenn er sie nicht entweder von Fenstern genommen, oder zu Fenstern bestimmt hätte? Ich kann mich itzt nicht genug wundern, wie die Augen der Kenner dieses nicht längst vermuthet haben. Es wäre doch

so natürlich, darauf zu fallen! Aber als ob uns nicht immer das Natürlichste gerade am spätesten einleuchtete! Als ob wir es irgendwo erriethen, ohne es zu sehen!

So weit war ich, und wollte nun eben nachforschen, um welche Zeit die Fenster wohl möchten gemacht seyn: als mir einkam, die gleich anfangs angeführte Stelle des Crusius an ihrem eigentlichen Orte nachzusehen. Ich suchte mir also die Rede des Crusius, aus welcher Wegelin die Nachricht de Comitibus Calvensibus gezogen: und, was meynet man, daß ich fand? Niemals bin ich auf einen Auszugmacher oder Verkürzer ungehaltener gewesen, als auf diesen. Um sich ein Paar Zeilen zu ersparen, lassen sie nicht selten das Wichtigste weg. Ich fand nämlich, daß Crusius, nach der angezogenen Stelle, nicht allein ein Exempel, wie die Dinge auf den Fenstern des Kreuzganges geordnet gewesen, beyfügt: sondern auch anzeigt, von wem und welcher Zeit sich dieselben herschreiben. Jenes, welches von dem ersten Fenster genommen ist, sieht so aus:

Exemplum.

A.	B.	C.
Genes. 3.		Indic. 6.
Deus in arbore sedens.	Ecce virgo concipiet.	Angelus; Dominus tecum virorum fortissime.



Vipera vim videt, sine vi pariente puella

Virgo salutatur: innupta manens gravitatur

Rore madet vellus: permansit at arida tellus.

Und dieses geschieht mit diesen unmittelbar darauf folgenden Worten: Picta sunt haec studio et opera XXXXII. Hirsaugiensis Abbatis Joannis, patria Calvensis: anno salu. circiter MDXVII. tempore inceptae Ecclesiarum per D. Lutherum reformationis.

Das war ärgerlich! Wenn ich es denn nur gleich beym Wegelin gelesen, und mir weiter keine Grillen in den Kopf gesetzt hätte. Nun aber hatte ich in meinen Gedanken schon den Fenstern, ich weiß nicht welches Alter gegeben; ich hatte gemeynet, daß sie wohl gar aus dem eilften Jahrhunderte seyn könnten, als gegen dessen Ende das Kloster selbst, von dem zwölften Abte desselben, dem heil. Wilhelmus, erbauet worden. Und nun zu sehen, daß ich mich so geirret!

Aber wenn es denn also wahr ist, daß die Fenster nicht älter gewesen; daß sie erst zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts gemalt worden: wie steht es mit der so zuversichtlichen Entscheidung, daß die Holzschnitte nicht anders, als nach ihnen können gemacht seyn? Läßt sich dieses noch sagen?

Es

Es scheinet nicht. Denn daß die Holzschnitte nicht offenbar älter wären, dürfte sich wohl niemand überreden lassen, der sich erinnert, daß es Exemplare mit deutschem Texte davon giebt, welche die Jahrzahlen 1470 und 1475 haben. Beyde diese Exemplare, welche vielleicht nirgends weiter beysammen zu finden, als in unserer Bibliothek, sind dem vermeynten Originale von 40 Blättern mit lateinischem Texte auch viel zu ähnlich, und das eine hat auch selbst gerade 40 Blätter, daß sie schlechterdings die Urbilder von ihnen so ähnlichen Gemälden müssen gewesen seyn, die erst 1517 sollen seyn gemacht worden.

In diese Enge sahe ich mich ungern getrieben, und fieng also an, an dem Vorgeben selbst zu zweifeln. Vielleicht, dachte ich, hat Crusius die Sache nicht recht gewußt; vielleicht auch will er die angegebene Jahrzahl 1517 keinesweges von allen vorher gedachten Gemälden, sondern nur von einigen verstanden wissen, unter welche wohl die Fenstergemälde gerade nicht gehören. Ich schlug also weiter nach, und fand das letztere, vollkommen wie ich es vermuthet hatte.

Es ist zuverläßig falsch, daß es der Abt Johann von Calw gewesen, welcher die Fenster in dem Kreuzgange malen lassen; wie Crusius an dem angezogenen Orte zu sagen scheinet. Denn erstlich sagt Crusius selbst, in seinem weitläuftigen spätern Werke, den Annalibus Suevicis, nichts davon; sondern schränkt so gar zweytens, was er dort überhaupt und unbestimmt gesagt hatte,

hier auf ein einzelnes und besonderes Stück ein, mit welchem die Gemälde im Kreuzgange nichts zu thun haben. Unter dem Jahre 1503 nämlich, wo er des Johann von Calw, als des Nachfolgers des Abts Blasius, gedenkt, schreibt er: *) Hic 14 anno regiminis sui, petentibus fratribus suis, picturae opus, quod in aestuali Refectorio conspicitur, posteritati faciendum curavit. Konnte Crusius nun dieses geringern Werks hier zu seinem Lobe gedenken: so würde er ganz gewiß eines weit größern nicht vergessen haben, wenn er wirklich geglaubt hätte, daß es ihm gleichfalls zuzuschreiben wäre.

Eben diese genauere Nachricht finde ich auch in Jacob Frischlins ungedruckten Sammlungen zur Wirtenbergischen Geschichte bestätiget, welche unsere Bibliothek von des Verfassers eigner Hand bewahret. Es heißt da, unter besagtem Abt Johann: dieser Abt hat, im vierzehnten Jare seiner Regierung, die schönen Gemählde in der Sommer Stuben, Refectorium genannt, angefangen, allda alle Prälaten in ihrer Statur und Form abcontraphet seyn. Und unter dem folgenden Abt, Johann, dem dritten dieses Namens, fügt er kurz darauf hinzu: Unter diesem Abt ist die Kirche im Kloster mit biblischen Figuren, wie noch zu sehen, zu malen angefangen worden, und unter seiner Regierung vollendet.

*) Lib. IX. Partis III. cap. 12. p. 521.

Ich konnte hiervon beym Tritheim nichts ſuchen, als welcher, wie bekannt, mit dem Jahre 1513 aufhöret. Ich nahm aber doch daher Gelegenheit, genauer bey ihm nachzuſehen, welcher von den Aebten ſich etwa um die Gebäude des Kloſters, und derſelben Auszierung, vorzüglich verdient gemacht habe; um ſo vielleicht, im Vorbeygehen, einen kleinen Fingerzeig auf meine Fenſtergemälde zu entdecken.

Endlich fand ich denn auch einen dergleichen; aber ebenfalls zu einer Zeit, wo er mich in nicht viel geringere Verlegenheit ſetzt, als mich die falſch befundene Nachricht des Cruſius anfangs ſetzte: unter dem Abt Blaſius nämlich, dem unmittelbaren Vorgänger jenes Johann von Calw, welcher von 1484 bis 1503 regierte. Wie dieſer Abt die Einkünfte des Kloſters anſehnlich vermehrte, ſo verwandte er auch wiederum einen großen Theil derſelben auf die Ausbeſſerung, Erweiterung und Verſchönerung der Gebäude. Wenn nun Tritheim das vornehmſte hiervon anführt, ſo ſagt er, einmal unter dem Jahre 1489: Secundum quoque latus de Ambitu cum fonte in annis quinque perfecit, pro quo mille centumque auri nummos expendit; und ein andermal, unter dem Jahre 1491: Fenestras cum rotundis (id est Schyben) et picturis ad tria latera Ambitus Monasterii fieri jussit; pro quibus plus quam trecentos auri florenos exposuit: in quarto vero latere picturas sine rotundis fecit duntaxat. Wenn nun in beyden dieſen Stellen Ambitus nichts anders wohl heißen kann, als

was sonst in Beschreibungen der Klöster circuitus oder peristyium genennet wird; und folglich von dem Kreuzgange die Rede ist, dessen Eine Seite der Abt Blasius ausgebauet, so wie er drey andere mit gemalten Fenstern ausgezieret haben soll: was können dieses anders für Fenster gewesen seyn, als die, von welchen ich behaupten will, daß die alten Holzschnitte genommen worden?

Aber was hätte ich so nach viel damit gewonnen, daß ich den Ungrund jener Nachricht des Crusius erwiesen? Sie mögen 1517 oder 1491 gemalt seyn: was kann ein Unterschied von 30 Jahren hier helfen? Die Holzschnitte sind doch auch zuverläßig älter, als 1491. Und wenn ich es schon von der vermeynten Originalausgabe, die ohne Jahrzahl ist, gegen alle hergebrachte Meynung, gegen allen Ausspruch der Kenner, leugnen wollte: wie könnte ich es von den zwey Ausgaben mit deutschem Texte leugnen, in welchen ich die Jahrzahlen 1470 und 1475 hier vor meinen Augen sehe? Die letztere derselben bestehet, wie schon gesagt, auch aus den nämlichen vierzig Blättern, und diese vierzig Blätter waren also schon längst da, ehe die Vorstellungen, die sie enthalten, auf die Fenster zu Hirschau gebracht wurden.

Ich weiß hierauf freylich nicht recht zu antworten. Aber dennoch gestehe ich, daß ich mich des Wesentlichen meines Einfalls auf keine Weise entschlagen kann; sondern mich vielmehr darin bestärke, je öfter und genauer ich die alten Holzschnitte betrachte. Sie sind doch so augenscheinlich

nichts als Fenstergemälde! Das gothische Klosterfenster hat doch so offenbar ihre ganze Eintheilung bestimmt! Wie also, wenn sie auch nur von ältern Fenstergemälden eines andern Klosters genommen wären? Oder wie, wenn selbst zu Hirschau die nämlichen Gemälde sich, schon lange vor den Zeiten des Blasius, in den Fenstern des Kreuzganges befunden hätten? Denn Blasius hat doch nicht den ganzen Kreuzgang gebauet; dieser Kreuzgang hatte schon vor ihm Fenster; und diese Fenster konnten vom Anfange an, das ist, von Erbauung des neuen Klosters an, von 1091 an, eben dieselben Gemälde gehabt haben, die zu den Zeiten des Blasius natürlicher Weise sehr beschädiget, sehr verunstaltet seyn mußten, und die Blasius folglich nur erneuern und wieder herstellen ließ. Die vierzig Holzschnitte mit dem deutschen Texte würden sonach vielleicht die Hirschauischen Fenstergemälde vor dem Blasius seyn: so wie die mit dem lateinischen Texte, die von ihm erneuerten und in der Zeichnung etwas veränderten seyn würden. Ein besonderer Umstand, der mir dieses wahrscheinlich macht, und mich überhaupt bewegt, von den Hirschauischen Fenstern durchaus nicht abzugehen, ist dieser, daß sie sogar auch die kleinen Säulen hatten, welche in den Holzschnitten, von beyder Art, die drey Felder in der Mitte scheiden. Ich lerne dieses aus der obgedachten Beschreibung des Andreas Reichard, die ich weiterhin, so weit sie zur Sache gehört, mittheilen will.

Der Gedanke inzwischen, daß sich vielleicht die nämlichen typischen und antitypischen Gemälde in

den Fenstern von mehrern alten Klöstern befunden, ist auch nicht zu verachten. Denn man kann durch ihn von allen den verschiedenen Arten der, unter dem Namen der Biblia Pauperum bisher bey uns bekannten, alten Holzschnitte, eine sehr gute und natürliche Rechenschaft geben. Es giebt außer den Folgen derselben von vierzig Blättern, andere von zwey und zwanzig, von sechs und zwanzig, von acht und dreyßig, von funfzig Blättern. Woher dieses? Woher sonst, als von dem verschiedlichen Umfange, von der größern oder kleinern Anzahl der Fenster in den zu verzierenden Kreuzgängen? Wo nicht mehr Fenster waren, konnten auch nicht mehrere dergleichen Gemälde angebracht werden; und der Formenschneider kopirte gerade so viele, als er in diesem oder jenem Kloster fand, ohne sich zu bekümmern, ob in einem andern eine größere Folge davon vorhanden sey.

Ob denn aber auch die vollständigste derselben, außer dieser ihrer Bestimmung, Fenster zu verzieren, jemals noch etwas anders gewesen sey; ich will sagen, ob sie jemals nichts als ein Buch gewesen sey, ob die Holzschnitte bestimmt gewesen, dieses Buch bekannter und allgemeiner zu machen: daran zweifle ich sehr. Zwar hat man freylich von diesen bisher nicht wohl etwas anders glauben können; und der Titel Biblia Pauperum hat einen solchen Glauben ohne Zweifel verstärkt. Aber von wem ist er denn, dieser Titel? wo schreibt er sich her? Er findet sich bey keiner von den verschiednen Sammlungen der Holzschnitte, und alle, welche vor dem Herrn von Heineke ihrer erwähnen,

geben ihnen nach Gutdünken ganz verſchiedene Benennungen. Der Name, ſagt dieſer um ſie ſo verdiente Mann, welchen wir ihnen im Deutſchen geben, nämlich Biblia Pauperum, ſchickt ſich am beſten. Denn dieſe Bilder ſind ſicher gemacht worden, damit diejenigen, die nicht im Stande waren, ein damals ſehr koſtbares Manuſcript von der heil. Bibel zu bezahlen, dennoch mit wenigen Koſten einen Begriff von der Bibel und deren Inhalte bekämen. Daß ſie zu dieſer Abſicht gelegentlich haben dienen können, will ich nicht leugnen: ob ſie aber in jenen Zeiten zu dieſer Abſicht ausdrücklich gemacht worden, dürfte wohl eine andere Frage ſeyn. Denn damals ſollte der gemeine Mann die Bibel nicht leſen: wem hätte es alſo einfallen können, einer anderweits dazu kommenden Urſache, warum er ſie auch nicht ſo leicht leſen konnte, als itzt, auf irgend eine Weiſe abzuhelfen? Was damals daher auch etwa den Titel Biblia Pauperum führte, war nichts weniger als ein Werk für den gemeinen Mann, dem man dadurch einen kleinen Begriff von dem Inhalte der Bibel machen wollte; ſondern vielmehr ein Werk für die Prädikanten, deren Armuth oder Unwiſſenheit man damit zu Hülfe zu kommen ſuchte. Dieſes beweiſet die Biblia Pauperum des Bonaventura, wovon ein alter Druck ohne Jahrzahl und Ort ſich in der Bibliothek findet. *) Es iſt nichts, als eine

*) Der Titel heißt: Biblia Pauperúm a domino Bonaventura edita omnibus predicatoribus

homiletische Schwarte, die nicht die geringste Aehnlichkeit mit den alten Holzschnitten hat.

Zwar ist es wahr, daß es auch sonst noch eine Ursache haben mag, warum man diesen den nämlichen Titel in Deutschland gegeben. Und vielleicht schreibt sich diese Ursache lediglich aus unsrer Bibliothek her. Denn über der Handschrift, welche sie davon besitzt, stehen wirklich die Worte: Hic incipit bibelia Pauperum. Allein man sieht deutlich, daß sie von einer zweyten Hand hinzugefüget worden; wie denn auch das Manuscript selbst höchstens aus der letztern Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ist. Ich würde mehr davon sagen, wenn ich nicht lieber vorher die Beschreibung erwarten wollte, die der Herr von Heineke davon versprochen hat, dessen Augen und Scharfsinne ich hier

---

perutilis. Die nähere Beschaffenheit derselben erklären die am Ende befindlichen Worte: Expliciunt exempla sacre scripture ordinata secundum alphabetum, ut possit que sunt necessaria in materiis sermonum et predicationum facilius a predicatoribus inveniri. Mättäre (T. I. p. 529) gedenkt einer Ausgabe von 1490 in 4. Wenn es diese nämliche seyn soll, so weiß ich nicht, wo er die Jahrzahl hergenommen; die ihr inzwischen gar wohl zukommen könnte. Ob der heil. Bonaventura, oder ein anderer dieses Namens ordinis Minorum, der Verfasser sey, kann ich auch nicht sagen. Fabricius macht weder unter diesem, noch unter einem andern, das schöne Werk namhaft.

ganz ſicher mehr trauen kann, als den meinen. So viel iſt gewiß, daß durch dieſe ſehr zweifelhafte und faſt verloſchne Aufſchrift, unſer Lauterbach ehedem allein bewogen worden, ſie den gedruckten Ausgaben beyzuſchreiben, wie auch unter ihr dieſe in den Catalogus einzutragen. Ihm alſo, wie geſagt, iſt man wohl allein gefolgt, wenn man in Deutſchland den dieſem Manuſcripte ähnlichen Holzſchnitten eine Benennung gegeben, unter welcher ſie außer Deutſchland völlig unbekannt ſind.

Am allerwenigſten aber ſind ſie für ein Buch zu halten, das den heil. Anſcharius zum Verfaſſer habe. Ich kann zwar nicht ſagen, worauf ſich jene alte Hand gegründet, die dem Exemplare in der königlichen Bibliothek zu Hannover beygeſchrieben: S. Ansgarius est Auctor hujus libri; noch wie alt dieſe alte Hand iſt. Allein ſo viel weiß ich gewiß, daß die neuere Hand, welche dieſem alten Zuſatze durch das Citat des Ornhjälms zu Hülfe kommen wollen, ſich ſehr betrogen hat; und gröblicher betrogen hat, als es dem Herrn von Heineke in der Geſchwindigkeit einleuchten konnte.

Die Sache iſt werth, daß ich mich noch einen Augenblick dabey verweile. Nämlich, um jenem Vorgeben von dem heil. Anſcharius mehr Wahrſcheinlichkeit zu verſchaffen, wird daſelbſt, Claudii Ornhielmi Historia Suevonum Gothorumque ecclesiastica Lib. I. c. 21. p. 70. angeführt; und dieſe Stelle, wie ſie der Herr von Heineke beybringt, lautet ſo: ingenii monumenta aliqua reliquisse videtur (Anscharius,) sed quorum nulla posterorum cura ad nos pervene-

rint. Et quidem quos per numeros et signa conscripsisse eum libros Rambertus memorat, indigitatas pigmentorum vocabulo, eos continuisse palam est quasdam aut e divinarum literarum, aut pie doctorum patrum scriptis, pericopas et sententias, ipsi in quotidianum usum delectas excerptasque, ac numeris librorum capitumque enotatis, ut cum usus requireret, ad manum essent, excitandae pietati ac resipiscentiae, nec non frequenti meditationi mortis et extremi illius rigidissimi judicii. Aber so lautet sie nicht völlig auch beym Ornhjälm selbst. Denn bey diesem selbst hat sie, nach den Worten indigitatos pigmentorum vocabulo, noch ein Einschiebsel, von welchem ich nicht weiß, warum es der Herr von Heineke ausgelassen hat. Ornhjälm merkt nämlich im Vorbeygehen mit an, wie der Schwedische Uebersetzer der Lebensbeschreibung des heil. Anscharius vom heil. Rembertus das Wort pigmenta hier gegeben, und was er darunter verstanden habe. Pigmentorum vocabulo, schreibt er, quod interpres suecus reddit per Säkkerkakur, quasi diceres panes cupidiarios u. s. w. Der Schwedische Uebersetzer hat hier sehr wohl gewußt, was er schreibt; welches nicht immer der Fall der Uebersetzer ist: und wäre der Herr von Heineke nur seiner Spur nachgegangen, so würde er auf einmal den ganzen Ungrund eines Vorgebens entdeckt haben, welches er seines Theils zwar nicht behaupten will, das er aber doch auch so schlechthin nicht zu verwerfen wagt. Es gehört, sagt er, allerdings eine starke Einbildungs-

kraft dazu, aus jener Stelle, die vom Anſcharius extrahirten bibliſchen Texte und Sprüche für eben dieſelben zu halten, welche den Holzſchnitten in der Biblia pauperum beygefügt ſind: „indeſſen ſind die Worte, daß Anſcharius Bücher mit Zahlen und Zeichen geſchrieben, welche er Malereyen betitelt, allemal bedenklich.“ Allerdings würden ſie es ſeyn, und würden es ſehr ſeyn, wenn es wahr wäre, daß er ſie wirklich Malereyen betitelt hätte. Allein der heil. Mann war weit entfernt, ſeinen erbaulichen Auszügen eine Benennung zu geben, von der es ſicherlich auch dem abentheuerlichſten Mönchswitze ſchwer werden ſollte, das ähnliche Tertium zu finden. Der Nordiſche Apoſtel hatte, in dem eigentlichen Verſtande, zu ſo etwas viel zu viel Geſchmack; denn kurz, pigmenta heißen in ſeiner Sprache nichts weniger, als Gemälde; er verſtand unter dieſen pigmentis, wie es der Schwede in ſeine Seele überſetzt hat, Zuckerkuchen, nichts als Zuckerkuchen.

Die Sache iſt klar, ſo bald man auf die Quelle des Ornhjälm zurück geht, welche das Leben des heil. Anſcharius iſt, ſo wie es ſein Nachfolger, der heil. Rembertus, beſchrieben. Sie iſt, dieſe Quelle, beym Ornhjälm, ein wenig ſehr getrübt. Porro, ſagt Rembertus, *) ad devo-

*) Beym Staphorſt Hamburgiſche Kirchengeſchichte, I. Th. S. 124.

tionem sibi in Dei amore acuendam quam studiosus fuerit, testantur codices magni apud nos, quos ipse propria manu per notas conscripsit, qui solummodo illa continere noscuntur, quae ad laudem omnipotentis Dei pertinent, et ad peccatorum redargutionem. Ad laudem quoque beatae et aeternae vitae et terrorum gehennae, et quicquid ad compunctionem pertinet et lamentum. Und bald darauf: Denique ex ipsis compunctivis rebus ex sacra scriptura sumptis, per omnes psalmos, unicuique videlicet psalmo, propriam aptavit oratiunculam, quod ipse pigmentum vocitare solebat, ut ei psalmi hac de causa dulce serent. Der heilige Mann nannte seine Stoßgebetchen, die er einem jeden Psalme beyfügte, pigmenta, weil sie den Psalmen einen lieblichen Geschmack geben sollten: ut ei psalmi hac de causa dulce ferent. Wie können das nun Gemälde heißen sollen? Doch es ist auch sonst schon zur Genüge bekannt, daß in der spätern Latinität pigmentum nicht allein süßen Wein, potionem ex melle et vino et diversis speciebus confectam, sondern auch irgend eine stark schmeckende Specerey, irgend ein aus lieblichen Gewürzen verfertigtes Leckerbißchen bedeutet. Man sehe die Beyspiele davon beym du Cange, wovon ich nur das einzige, welches aus dem Leben des heil. Gerardus genommen ist, hierher setzen will: Noverit utique sermonem divinum aptissime appellari Pigmentum, qui quo magis ruminando teritur ore sermocinantium, eo magis reddit saporis odorisve oblectamentum.

Und nun, worauf beruht es denn noch weiter, daß Anscharius der Verfasser der Rhapsodie sey, welche uns die alten Holzschnitte vor Augen stellen? Darauf etwa, daß Ornhjälm sagt, der heil. Mann habe auch außer seinen Pigmentis, so wie Rembertus melde, noch anderer Bücher per numeros et signa geschrieben? Aber wo sagt das Rembertus? Es ist ärgerlich, wenn man überall so viele Hirngespinste findet, deren ganzes Daseyn sich auf weiter nichts, als auf eine leichtsinnige, verstümmelte Anführung gründet. Rembertus redet blos von codicibus, quos ipse propria manu per notas conscripsit. Und was waren das für Notae? Was sonst für welche, als die so genannten Notae Tironianae? Die Verfasser des Nouveau Traité de Diplomatique hatten daher ohne Zweifel diese nämliche Stelle des Rembertus im Sinne, wenn sie sagen,*) daß der heil. Anscharius sich im neunten Jahrhunderte dieser Noten bedient habe; aber, wider ihre Gewohnheit, den Beweis davon nicht beybringen. **)

---

*) Tom. III. p. 510.

**) Ich kann mich nicht enthalten, eine Vermuthung hier zu äußern, welcher auf den Grund zu gehen, sich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden wird. In der oben angezogenen Stelle des Rembertus heißt es nicht allein überhaupt, daß der heil. Anscharius verschiedene große Bände voll heiliger Betrachtungen per notas geschrieben habe: sondern es ist offenbar, daß

Ein einziger Fall ließe sich denken, wie es doch wohl noch wahr seyn könnte, daß sich die Vorstellungen der alten Holzschnitte von dem Anscharius herschrieben. Nämlich, wenn er es wäre, der nicht sowohl ein Buch daraus gemacht, son-

---

Rembertus dieses auch von den Pigmentis zu den Psalmen verstanden wissen will. Denn er sagt, weiter hin, ausdrücklich von ihnen: Quae, aliis cum eo psalmos canentibus, finito psalmo ipse solus tacite ruminare solebat nec ulli ea manifestare vŏlebat. Um sie desto eher vor andern geheim halten zu können, hatte der heil. Mann auch diese seine Seufzerlein per notas geschrieben. Nun finden sich sowohl in der königlichen Bibliothek zu Paris, in der Abtey von St. Germain des Pres, und zu Reims in der Abtey von St. Remi, als auch in unserer Bibliothek, ganze mit Tironianischen Noten geschriebene Psalter, ohne des zu Strasburg zu gedenken, den Tritheim zuerst bekannt machte. Wie nun, wenn diese Psalter, oder wenigstens einer derselben, nicht blos die Psalmen, sondern auch zugleich jene Pigmenta des heil. Anscharius enthielte? Oder wenn sie wohl gar überhaupt nicht die Psalmen, sondern nur jene fromme Stoßgebetchen zu den Psalmen, blos unter der Rubrik der Psalmen, enthielten? Es könnte leicht seyn, daß sich in neuern Zeiten noch niemand die Mühe genommen hätte, sie zu entziffern, und sie also blos auf Treue und Glauben der Aufschrift, für

dern sie einzig und allein angegeben hätte, um sie in den Fenstern einer seiner Kirchen, es sey zu Bremen, oder zu Hamburg, oder sonst wo, ausführen zu lassen. Und so könnte jene alte Hand auf dem Hannöverschen Exemplare noch gewissermaßen Recht haben; so könnte auch Seelen nicht ganz ohne Grund vorgegeben haben, daß Anscharius der Autor von etlichen in Holz geschnittenen Büchern sey. Aber freylich müßte, wenn man dieses für so gut als gewiß annehmen sollte, sich noch ein ganz anderer Beweis finden, als die so mißverstandene Stelle des Ornhjälm abgeben kann. Daß der Herr von Heineke, in dem Dome zu Bremen, einige von den Vorstellungen unserer Holzschnitte von erhabner Bildhauerarbeit in Stein gefunden, ist schon etwas. Und wer weiß, was sich mit der Zeit sonst noch findet.

Ich begnüge mich für itzt, die Liebhaber auf

---

die wirklichen Psalmen angenommen würden, von welchen sich doch kaum eine Wahrscheinlichkeit denken läßt, warum sie, die aller Welt bekannt sind, in geheimen Noten sollten seyn geschrieben worden. Es wäre denn, daß sich die Schreiber selbst die Noten dadurch hätten wollen geläufiger machen, indem sie fleißig ihnen bereits geläufige Dinge darin lasen. Ich würde nicht säumen, unsern Codex hierüber auf die Probe zu stellen, wenn er sich nicht seit einiger Zeit in den Händen eines auswärtigen Gelehrten befände, der uns vielleicht mehr davon sagen wird.

eine neue, und wie ich mir schmeichle, auf die einzig wahre Spur gebracht zu haben, völlig hinter die Sache zu kommen. Zweifel und Bedenklichkeiten von Männern, wie der Herr von Heineke, werden mir sehr willkommen seyn: freylich aber noch mehr, ihr Beyfall.

X.

X.

Des

Klosters Hirschau

Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller. *)

Hier folgen verschiedene aus Handschriften genommene Nachrichten von dem Kloster Hirschau, die theils zur Erläuterung und Bestätigung des Vorhergehenden dienen, theils sonst ihren Nutzen haben können.

1.

Von den Gebäuden des Klosters.

Um mir von dem Kreuzgange des Klosters, in welchem sich jene Fenstergemälde fanden, keine falsche Vorstellung zu machen, lag mir daran, von dem Gebäude desselben überhaupt einigen Begriff zu haben. Wo man so etwas zuerst zu suchen pflegt, z. E. beym Zeiler, fand ich nichts. Ob Ge. Gardner in seiner Descriptio Ducatus Wirtembergici, qua ejus Oppidia, Monasteria etc. magna cum cura exprimit, etwas davon hat, weiß ich nicht; sein Buch fehlt in der Bi-

*) Zweyter Beytrag, S. 345.

bliothek. Noch ungerner aber habe ich die Schrift des Jo. Rudolph Bitsche vermißt, die er de Excidio Urbis Calvensis, a Gallis a. 1692 cum celeberrimo Monasterio Hirsaugiensi combustae, als damaliger Diaconus zu Calw, soll haben drucken lassen. Ich kenne sie blos aus Pregizers Suevia et Wirtembergia sacra, und urtheile, daß sie sehr selten seyn muß, weil weder er, noch Moser nach ihm, in seiner Bibliotheca scriptorum de Rebus Suevicis, die nähern Umstände des Drucks angeben. Es kann sonst nicht fehlen, daß sie nicht verschiedenes enthalten sollte, was ich jetzt sehr gern gewußt hätte.

Endlich fand ich mich einigermaßen, in der von mir S. 350 erwähnten Beschreibung des Klosters Hirschau von einem Andreas Reichard, belehret. Sie ist 1610 aufgesetzt; zu einer Zeit also, da das Kloster noch in seinem völligen alten Glanze stand. Was der Verfasser von der Geschichte desselben und seinen ältern Stiftungen und Erbauungen beybringt, ist hinlänglich bekannt. Aber was er bey Gelegenheit der dritten und letztern sagt, und was sich größtentheils auf Dinge bezieht, die er selbst gesehen hat, dürfte es vielleicht weniger seyn, und gehört sehr zu meiner Sache. Hier ist sie also, die ganze Stelle, die ich daraus mitzutheilen versprochen.

„Zum dritten, als das fürfließend Wasser oft übergangen und dem Kloster Schaden thun wollen: hat Albertus II. Graf zu Calw, durch Trieb seines Ehgemahls Wiltrudis, das neue Kloster auf der andern Seiten des Wassers an einem hö-

hern Ort, unter dem Abt Friedrich, der mit 12 München aus dem Kloster zum Einsidlen auf dem Schwartzwald, dahin erfordert gewest, angefangen, im Jahr 1060, da die Kirche, die der erste Baw gewest, in 11 Jahren verfertiget war: und als man 11 Jahr mit den übrigen Gebäuden überstanden, ist hernach das Kloster in 9 Jahren vollends erbawet worden; also daß man 20 Jahr am ganzen Baw zugebracht hatt. Endlich hat auch zu unser Zeit der hochlöblich Fürst und Herzog von Würtenberg, aus sonder Anmutung und Lust zu diesem Kloster, und sonsten des lustigen Orts halben Anno . . . das lang hoch und fürstlich Hauß auf den Platz der alten Abtey drein setzen lassen, denn es liegt an einem schönen und lustigen Ort in einem tiefen Wiesenthal, auf einem Bühel oder Rheinlen gegen dem Wasser, zwischen hohen Bergen, darauf hohe und gerade Thannen und Forchen, das Thal von Mittag gegen Mitnacht sich der Länge nach erstreckend, mit einem schmalen Nebenthälen dahinder, gegen der Sonnen Untergang, davon oberhalb ein Viertel Meil Wegs liegt die Stadt Calw, underhalb eine halbe Meil das berümbte Zellerbad, wie auch neben aus gegen Westen das fürtreffliche Wildbad, auf ein Meil und besser umb gegen der linken oder Sudwerts, das gesunde Bad oder sawer Brunn Däynacht. Auf der einen Seiten des Wassers liegt das alt oder kleiner Kloster, auf der andern das neu oder gröste. Ueber das Wasser, Nagolt genannt, zwischen beyden Klöstern, die doch zusammen gehören, gehet ein schön steinre Bruck von braunroten Quaterstucken, mit etlichen Schwibogen und Neckhern, darauf man

sitzen und sich mit Gespräch erlustigen kann, über dem Wasser Wäld und beyde Klöster vor Augen habend. Das Wasser ist frisch, rösch, darein hin und her aus den Nebenthälern andere frische helle Brunnen-Wässerlen aus dem Felsen über Stein und Sand zufliessen. Die Kürch im neuen Kloster ist groß, lang, hoch, weit, mit zwey gleichen vierecketen hohen Thürmen, gegen der Sonnen Niedergang. Sie ist gebawet in Form und Gestalt des Creutzes Christi, auch von braunroten Quaterstucken (wie vorgemeldte Bruck, und selben gleichen der Creutzgang.) Oben wie es kreutzweiß gebauet, ist ein steinern achteckiger Glockenthurn. Inwendig der Kirchen sind viel runde steine Seulen zu beeden Seiten, alles von eim Stein: auch mit schönen gemahlten Figuren und Geschichten aus dem alten und neuen Testament; item mit der Patriarchen und Kayser Bildnissen und sonderlich des Herrn Christi Geschichten, von unden an bis oben aus, ein jedes an seinem Ort raußgestrichen und geziert. Gegen Mittnacht stossen lustige Capellen dran, da in dem ein, ein Mäß eines Riesen auf viel Schuh, und seine liederne Klaiden, die er mit eysenen Rincken zugethan, in selben Gebürg oder Revir sich soll gehalten haben, gewiesen und gezeigt wird. Sonderlich gegen Mittag stost ein Capell dran mit Pfeilern, Fenstergestellen und einem Gewelb, alles von braunroten Quaterstucken, oberzehlter Farb. Da ob demselben ein feine Liberey, darinnen alte namhafte grosse Bücher, sonderlich ein gar grosses schweres und Pergamentes Buch, das ein einziger Mann nit wohl naher thun oder handeln kann, welches inwendig der Decken an Orten und Enden herumb,

anstatt der Spangen, mit hülzenen Remen beschlagen und ein jedes Blatt eine junge Kalbshaut soll gewest seyn. Auch zwey neue, lange, schöne und ausgestrichene Refectoria mit Seulen. Im Sommer Refectorio ist ein Sprung-Brünnlein, da die Abt abcontrafehet und mit ihrem Thun beschrieben werden. Im Winter Refectorio ein eysner Ofi, darauf man steigen und oben rumb sitzen kan. Der Kreutzgang zwischen der Kürchen und den Refectorien, darauf der jüngen Studiosen Dormitorium, Schlafkammern, und Studirkammern, umbfaßt ein ziemlichen Garten, hat auf 4 Seiten 40 Fenster, da ein jedes der Breite nach in 3 Unterschied oder Felder, durch zwey kleine steine Seulen getheilet, und je zwischen 2 Fenstern ein steinern Pfeilern, in den Fenstern, je im mittlern Feld sind die Geschichte so sich mit Christo verloffen, aus dem neuen Testament, samt den prophetischen Weissagungen, und in beeden Nebenfeldern die Figurn, Vorbilden und Bedeutung aus dem alten Testament, in die Fenstergläser gar kunstlich und aufs deutlichst mit allerley ausbinstigen Farben geschmölzt. An dem Kreutzgang gegen Mittnacht werts, in den Kreutzgarten hinein, ist ein hoher runder und weiter Erker mit Pfeilern und Fenstergestellen, auch gemahlten und geschmelzten Fenstergläsern, darein ein hoher von Steinwerk und Bilder ausgehauener Springbrunn, mit 24 Röhren und mit 3 steinern Wassernapfen über einander, da in das Wasser von obern, in engen und weitern mit lieblichen Getöß herabrauschet, doch nicht stets, sondern, wenn er angelassen wird.

Das seind die fürnembsten alter Gebäu, ohne

das neue steine Fürstenhauß gegen Mittag werts, dessen oben gedacht, das zur fürstlichen Wohnung und Herberg mit hohen Schnecken auch Stuben und Kammern, je eines umbs ander, und andern dergleichen Gemach, wie auch wohl Urwerken und Sonnenzeigern, zugericht."

Was Reichard von dem Kreuzgange sagt, ist besonders anzumerken. Ich habe die zwey Umstände schon berührt, die ganz eigentlich für meine Meynung sind, und nicht wohl erlauben, daß man sich die Fenster, als zufälliger Weise nach den schon vorhandenen Holzschnitten gemalt, denke. Es waren deren auf vier Seiten vierzig, und jedes derselben war, nicht durch bloses Mauerwerk, sondern durch zwey kleine steinerne Säulen in drey Felder getheilet, vollkommen wie es die Felder auf den Holzschnitten sind. Folglich ist es wahr, daß man nach ihnen nicht allein müßte gemalt, sondern sich auch schon in dem Baue nach ihnen müßte gerichtet haben; und sowohl in dem Baue der Fenster, als des ganzen Kreuzganges. Wie viel natürlicher also ist der andere Fall, daß die Holzschnitte nach den Fenstergemälden gemacht worden. Es versteht sich aber, daß Reichard die Fenster um den Springbrunnen, welcher an der mitternächtlichen Seite des Kreuzganges war; nicht mitgezählet hat. Dieser lag in einem besondern Erker, welcher eigentlich zu dem Kreuzgange nicht gehörte, ob man gleich, ohne Zweifel, aus ihm hinein kommen konnte.

2.

Von den übrigen Gemälden des Kloſters.

Das ganze Hirſchau, neuen Baues, war voller Gemälde. Nicht allein die vornehmſten Zimmer und Gänge des eigentlichen Kloſters waren ausgemalt; ſondern auch die Kirche war es, von unten bis oben.

Alle dieſe Gemälde hat Parſimonius in dem erwähnten Bande ſorgfältig beſchrieben. *) Nur Schade, daß er von dem, was wir jetzt ohne Zweifel am liebſten wiſſen möchten, nämlich wer die Maler geweſen, und wie ſie ihre Sachen ungefähr ausgeführet, ganz und gar nichts beybringt.

In der Kirche waren, außer den vornehmſten Geſchichten des alten und neuen Teſtaments, jene in 63, und dieſe in 134 beſondern Gemälden, alle Regenten der vier Hauptmonarchien, bis auf Kaiſer Karl V. zu ſehen, als bey deſſen Regierung, wie ich aus den geſchriebenen Nachrichten Jakob Friſchlins bereits beygebracht habe, die ganze Kirche, unter dem Abte Johann dem dritten, welcher von 1524 bis 1556 geſeſſen, gemalt worden. Die drey folgenden Kaiſer waren hernach von anderer Hand hinzu gekommen. Auch hatte man, wie billig, der Sibyllen da nicht vergeſſen, deren

*) Es iſt dieſes der nämliche Band, deſſen Joh. Jak. Moſer in ſeiner Bibliotheca Scriptorum de rebus Suevicis hinter der deutſchen Ueberſetzung der Jahrbücher des Cruſius (8. 35.) gedenkt. „In meiner Bibliothek, ſagt er, beſaß ich „ehedeſſen einen geſchriebenen Quartband aller-

nicht zehn, sondern eilfe gemalt waren, wovon die eilfte beym Parsimonius Sibylla Chimica heißt, mit der ich hier die erste Bekanntschaft gemacht habe. In dem innern Chore der Kirche war das Himmelreich und ewige Leben gemalt.

Ganz schlecht müssen diese Gemälde nicht gewesen seyn; wenigstens haben sie zu den damaligen Zeiten vielen Ruhm gehabt. Denn in den Frischlinschen Nachrichten lese ich, daß Marggraff Albrecht von Brandenburg, Herzog in Preussen, sie abconterfehen lassen, vorhabens zu Königsberg eine gleichförmige Kirche aufzurichten. Ob so etwas wirklich geschehen, kann ich nicht sagen.

In dem Klostergebäude selbst, und zwar in

„hand zu der beyden Klöster Hirschau und Wi„benhausen Historie gehöriger Collectaneorum, „welche, so viel Hirschau betrifft, von dem allda„sigen berühmten Abt Joh. Parsimonio, „was aber Bebenhausen anlanget, ohne Zweifel „von dem allbasigen damaligen Kloster-Præcep„tor M. Wilhelm Gmehlin gesammelt und „geschrieben sind. — Ich habe es nachmals in „die Wolfenbüttelsche Bibliothek, wo Parsimo„nii übrige Manuscripte vorhanden sind, geschi„cket, und will hoffen, es soll allda angelangt „seyn.“ Richtig und wohl. Auch ich will hoffen, daß Moser nachher ein dankbarliches Recepisse darüber wird empfangen haben. Gesegnet sey das Andenken aller der Männer, die der bessern und schicklichern Erhaltung alter Schriften, das Recht ihres Eigenthums aufopfern!

dem nämlichen Kreuzgange, in welchem die 40 Fenſtergemälde waren, ſagt Parſimonius, hätten ſich auſſer dieſen auch noch andere Fenſtergemälde befunden. Allein dieſes iſt von den Fenſtern des Erkers zu verſtehen, in welchem der Springbrunnen lag, und der, wie wir geſehen haben, zu dem Kreuzgange gehörte und auch nicht gehörte. Um dieſen waren in fünf kleinern und größern Fenſtern, die ebenfalls in drey oder zwey Felder vertheilt waren, zwölf aus der Schrift genommene Hiſtorien gemalt, die ſich zu dem Brunnen paßten, und die Parſimonius auf ſeine Weiſe unter folgendem Titel beſchrieben: Aliquot Figurae ex Veteri et Novo Testamento desumptae, quae etiam in fenestris Circuitus Monasterii Hirsaugiensis conspiciuntur, verum ad superiores figuras non pertinent, nec ejusdem cum illis sunt argumenti aut collationis; sed propter fontem, qui in medio harum pictarum figurarum in ambitu quodam rotundo per canales et plures plumbeos fluit calamos, omnes istae figurae ad fontem et aquas sunt accommodatae, et singulae singulas historias de aquis et fontibus ex Sacra Scriptura oculis subjiciunt. Ich führe dieſe Worte auch deswegen an, weil ſie vielleicht die oben (Seite 355.) angezogenen zwey Stellen des Tritheim näher erklären, und den ganzen Einwurf heben, den ich mir ſelbſt daraus gegen das Alter der Gemälde gemacht habe. So viel iſt wenigſtens offenbar, daß dem Parſimonius Ambitus und Circuitus Monasterii nicht einerley ſind. Unter dieſem verſteht er den eigentlichen Kreuzgang, unter jenem aber nur den Gang

um den Brunnen innerhalb des an den Kreuzgang stoßenden Erkers, in welchem dieser Brunnen lag. Wie also, wenn auch Tritheim unter Ambitus nicht den Kreuzgang, sondern diesen kleinern Gang verstanden hätte? Das einzige ist dawider, daß dieser Gang in die Runde ging, und Tritheim von verschiedenen lateribus dieses Ambitus redet.

Hiernächst kamen die beyden Refectoria. Um das Winter-Refectorium hatte sich der Abt Blasius verdient gemacht, von welchem Tritheim sagt: Refectorium fratrum hyemale ampliavit, quod picturis, fenestris et caelaturis pulcre satis ornavit, impensis trecentorum florenorum. Die Gemälde waren aber nicht in den Fenstern, sondern auf den Wänden. Denn wo man volles Licht brauchte, bemalte man in den Klöstern die Fenster nicht, welches nur da geschahe, wo ein gemäßigtes und mehr gebrochenes Licht den heiligen Schauder des Orts vermehren sollte; wie vornämlich in den Kreuzgängen. Der Hauptgemälde in diesem Refectorio waren zwey, welche Parsimonius gleichfalls nach seiner Art abgezeichnet hat; das eine von dem Stande des unbußfertigen Sünders, und das andere von der Rechtfertigung, beyde, wie man sich leicht vorstellen kann, voller Schriftstellen und Allegorie.

In dem Sommer-Refectorio, welches, wie wir aus dem Crusius und aus dem Frischlin gesehen, der Abt Johann von Calw ausmalen lassen, waren, wie letzterer sagt, alle Prälaten in ihrer Statur und Form abconterfeyet. Nicht aber allein die Prälaten, das ist, die Aebte des Klosters,

sondern auch alle aus dem Kloster zu Bisthümern gelangte Mönche, so wie auch diejenigen, welche sich durch Gelehrsamkeit und Schriften aus ihnen hervorgethan hatten. Unter diesen ihren Bildern befanden sich kurze historische Nachrichten, welche Parsimonius aufbehalten, und wovon ich diejenigen aus ihm mittheilen will, welche die Gelehrten und Schriftsteller betreffen. Vorher aber noch,

3.

Von der Bibliothek des Klosters.

Wo die Bibliothek in dem Kloster gewesen, haben wir aus der Stelle des Reichard gesehen, der uns aber wohl von ihrem damaligen Zustande, ausser dem großen schweren Buche, etwas mehr hätte melden können. Es ist sonderbar, daß er auch nicht einmal sagt, was in diesem Buche gestanden. Vermuthlich aber wird es ein Missale gewesen seyn, dergleichen eins, wohl eben so groß und schwer, auch in unserer Bibliothek ist.

Da indeß die Hirschauische Klosterbibliothek ehedem so berühmt gewesen, so wird man hoffentlich nicht ungern einen kurzen Catalogus derselben hier finden, den Parsimonius aus einem alten Manuscripte gezogen und seinen Collectaneis einverleibet hat. Der Literator weiß ohne mich, wozu dergleichen Catalogi nutzen; und auch aus diesem ist einiges zu lernen. Wenn man aber auch schon nicht daraus sieht, was eigentlich das Beste in der

Bibliothek gewesen; so sieht man doch wenigstens daraus, was die Mönche für das Beste darin gehalten.

Libri probatissimorum Ecclesiae authorum Hirsaugiensis Bibliothecae qui ferme omnes sub praedicto Patre Wilhelmo tribusque illius successoribus, Brunone, Volmaro et Manegoldo Abbatibus summo labore maximisque impensis manu scripti et congregati fuerunt: Thesaurus procul dubio incomparabilis.

Libri veteris et novi Testamenti, in varias formas et partes scripti.
Libri Josephi, Historiographi Judaici.
Libri Originis.
Libri Tertulliani.
Libri Cypriani, Episcopi et Martyris.
Libri Hilarii, Episcopi.
Libri Ambrosii, Episcopi.
Libri Augustini, Episcopi.
Libri Hieronymi, Presbyteri.
Libri Orosii, Presbyteri.
Libri Joannis, Chrysostomi.
Libri Athanasii, Episcopi.
Libri Gregorii, Papae.
Libri Cassiani, Abbatis.
Libri Cassiodori, Senatoris.
Libri Isidori, Episcopi.
Libri Bedae, Presbyteri.
Libri Alcuini.
Libri Rabani, Moguntini Archiepiscopi.

Libri Haimonis.
Libri Anshelmi, Cantuariensis Episcopi.
Libri Petri Damiani.
Libri Domini Hermanni.
Libri Domini Bernoldi.
Libri Domini Wilhelmi, Hirsaugiensis Abbatis.
Libri cujusdam Monachi Hirsaugiensis, cognomento Peregrini.

Item.

Variae glossae super libros Biblicos.
Hugo de Sacramentis in duobus Voluminibus.
Epistolae Gregorii Papae secundi, et Gregorii quarti.
Duo Volumina Canonum.
Libri de Canonibus et decretis Pontificum.
Prosper de contemplativa vita.
Didymus de spiritu sancto.
Paschasius de corpore et sanguine Domini.
Varii libri chronici et historici.
Et in summa vadde multi libri, quorum titulos et auctores nolui huc scribere.

Und doch wäre uns das Letztere, was der Verfertiger dieſes Catalogi unterlaſſen, jetzt vielleicht das liebſte. Denn in Anſehung der vermeynten Hauptwerke, ſehen ſich die Kloſterbibliotheken des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts ſehr ähnlich; und dieſe Hauptwerke ſelbſt ſind zur Genüge bekannt. Was indeß hier für Bücher unter den

Libris Cassiani Abbatis verstanden werden, gestehe ich nicht zu wissen. Ohne Zweifel die Bücher eines Abts zu Monte Cassino: aber welches? Die Libri Domini Hermanni, sind unstreitig die Schriften des Hermannus Contractus; und die Libri Domini Bernoldi verdienen deswegen hier Aufmerksamkeit, weil Tritheim (de script. ecclesiast. cap. 388.) von den Schriften, welche dieser Bernold oder Berthold, außer dem ihm beygefügten Ordine Romano, soll geschrieben haben, sagt, daß er sie niemals zu Gesichte bekommen. Gleichwohl waren sie hier in der Bibliothek, die dem Tritheim sehr wohl bekannt seyn mußte: oder erkannte schon Tritheim, daß ihm Dinge mit Unrecht beygelegt würden, von denen vielleicht in folgenden Zeiten verschiedene unter seinem Namen erschienen sind? Die Schriften des Abts Wilhelm, und des Mönchs mit dem Zunamen Peregrinus, wird man in dem Folgenden näher kennen lernen.

Aus der Aufschrift des Catalogi erhellet, daß er in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts muß seyn verfaßt worden. Denn der Abt Mangold starb 1165. Vor ihm war noch der Abt Hartwig, der aber hier nicht genannt wird, weil er in den zwey Monaten seines Regiments vermuthlich nicht Gelegenheit hatte, sich um die Bibliothek verdient zu machen. Allein, daß nach dem Abt Wilhelm, auch des Gerhards, der doch ganzer 14 Jahre Abt war, nicht gedacht wird, zeigt ohne Zweifel an, daß sich dieser um die Bibliothek nicht verdient machen wollen, und sie gänzlich

vernachläſſiget habe. Wie fleißig und ſorgfältig der Abt Wilhelm mit Abſchreibung der Handſchriften in ſeinem Kloſter zu Werke gehen laſſen, davon findet ſich eine merkwürdige Stelle beym Tritheim unter dem Jahre 1070. Duodecim e Monachis suis scriptores optimos instituit. — Et his omnibus praeerat Monachus unus in omni genere scientiarum doctissimus, — qui menda negligentius scribentium emendaret.

4.

Von den älteſten Schriftſtellern des Kloſters.

Wir haben oben geſehen, daß das Sommer-Refectorium auch mit den Bildniſſen der vornehmſten Gelehrten und Schriftſteller des Kloſters, ausgezieret war; und daß unter denſelben kurze Nachrichten und Lobſprüche geſtanden, welche Parſimonius ebenfalls ſämmtlich abzuſchreiben und aufzubehalten, für gut befunden. Sie ſind zum Theil aus dem Tritheim genommen, und mit Tritheims eigenen Worten verfaßt. Aber dem ungeachtet halte ich es der Mühe ſehr werth, ſie ganz mitzutheilen; nicht nur, weil ſie beträchtliche Zuſätze und Vermehrungen zu einem ſo nützlichen Werke enthalten, als des Fabricius Bibliotheca latina med. et inf. aet. iſt; ſondern auch, weil ich dabey Gelegenheit gehabt, eine Anmerkung über dieſe Bibliothek überhaupt zu machen, die dem,

welcher sie etwa vermehren wollte, nicht unangenehm seyn wird. Es folgt also aus der Handschrift des Parsimonius:

Successio illustrium Monachorum atque Doctorum sive Praeceptorum Coenobi Hirsaugiensis, qui varia scripserunt Opuscula.

Hier können, der Absicht dieser Sammlung gemäß, nur die bloßen Namen, ohne weitere Zusätze, abgedruckt werden:

---

1. *Luthbertus.* 2. *Hildulfus.* 3. *Ruthardus.* 4. *Richbodo.* 5. *Helfridus.* 6. *Rudolfus.* 7. *Harderadus.* 8. *Luthelmus.* 9. *Concigo.* 10. *Hardericus.* 11. 12. 13. Anonymi. 14. *Adelbero.* 15. *Heribordus.* 16. *Diethardus.* 17. *Diethardus* alius. 18. *Meginradus.* 19. *Reginhardus.* 20. *Wernherus.* 21. *Wunibaldus.* 22. *Bernolfus.* 23. *Theobaldus.* 24. *Arnoldus.* 25. *Wilhelmus.* 26. *Haymo.* 27. *Conradus.* 28. *Heinricus.* 29. *Jacobus.*

Ich habe gesagt, daß Fabricius durch diese Nachrichten nicht unerhebliche Zusätze erhalte. Denn wenn ich den Ruthardus und Haymo ausnehme, die bey ihm vorkommen, so sind die übrigen

gen alle, mit ſammt ihren Schriften, ihm gänzlich unbekannt geblieben. Auch ſelbſt ſeine Artikel von dieſen zweyen können hier ergänzt und berichtiget werden. Denn vom Ruthardus giebt er das Jahr ſeines Todes nicht an, und macht nur die zwey vornehmſten ſeiner Schriften namhaft; nicht zu gedenken, daß er, in Anſehung der einen, den nämlichen Fehler begeht, den die Verfaſſer der Histoire litéraire de la France ſo falſch beſtreiten, und der zwar nicht hieraus, aber aus einer anderweitigen Stelle des Tritheim zu verbeſſern iſt. *) Und von dem Haymo führt er nur eine einzige Schrift an, die gerade hier nicht beſonders angezeigt worden.

Gleichwohl habe ich zu verſtehen gegeben, daß dieſe unſere Nachrichten großen Theils aus dem Tritheim genommen, und mit deſſen eigenen Wor-

*) Er ſagt nämlich: S. Benedicti Regulam primus illustravit. Vor ihm hatten die benannten franzöſiſchen Verfaſſer geſagt: Trithème attribue à Ruthard un commentaire sur la Règle de T. Benoit, le prémier, dit-il, de tous ceux, que j'ai pû lire jusqu'ici. Und hierauf erweiſen ſie, daß dieſes Vorgeben des Tritheim falſch ſey, und

ten abgefaßt sind. Sollte Fabricius nicht den Tritheim genau und vollkommen genug excerpirt haben? Dahin bezieht sich nun eben meine versprochene Anmerkung. Nämlich: Fabricius hat zwar den Tritheim de scriptoribus ecclesiasticis in sein Werk eingetragen; allein die beykäufigen Nachrichten, welche dieser in sein Chronicon Hirsaugiensi, sowohl von Hirschauischen als andern berühmten Schriftstellern der mittlern Zeit, verstreuet, hat er nicht genutzt; ohne Zweifel, weil er der Meynung war, daß Tritheim sie ja wohl selbst in jenes sein Werk werde eingetragen haben. Dieses aber ist nicht geschehen; und das Chronicon Hirsaugiense also ist es, aus welchem eine gute Nachlese zu dem Fabricius zu machen wäre.

---

daß die Ehre, die Regeln des heiligen Benediktus zuerst kommentirt zu haben, dem französischen Mönch Hildemar zukomme. Das kann wohl seyn: aber mit wem streiten sie denn desfalls? Mit Tritheim doch gewiß nicht. Denn dieser behauptet im geringsten nicht, daß Ruthard überhaupt der erste solche Commentator sey, sondern nur, daß er der erste unter den Deutschen sey. Er sagt unter dem Jahre 859 ausdrücklich: Denique (Ruthardus) primus omnium, quos ego legere hactenus potui, Regulam sanctissimi Fratris nostri Benedicti commentariis glossare apud Alemannos ausus est.

Stände denn aber ſonach auch ſchon in dieſer Chronike, was ich aus der Handſchrift des Parſimonius von den Hirſchauiſchen Schriftſtellern mittheile, ſo hätte ich ja wohl mir dieſe Mühe erſparen können, und die Sache nur mit ein Paar Worten anzeigen dürfen. Hierauf antworte ich, daß jedoch ſelbſt das, was Tritheim in ſeiner Chronike hat, aus dem Mitgetheilten in vielen Stücken zu berichtigen und zu vermehren ſtehet; und manches, ohne Zweifel von dem Abt Johann von Calw, der die Gemälde machen laſſen, in dieſe ihnen untergeſetzte Elogia gebracht worden, was ſich bey dem Tritheim gar nicht findet. So hat z. E. Tritheim die Schriften des Luthbertus, des Hildulfus, des Ruldolphus, des Theobaldus, des Haymo, des Conradus, bey weitem nicht alle benannt, die ihnen hier beygelegt werden; und von dem Richbodus, Concigo, Wernherus und Wunibaldus hat er ganz und gar keine beygebracht, welches, wie andere Umſtände mehr, man aus der nähern Vergleichung ſeiner einzeln Stellen von ihnen, erkennen wird.

Nur Cruſius, dem, wie ich finde,*) Parſimonius ſeine Collectanea mitgetheilt hatte, und der aus denſelben auch wirklich illustres Hirsaugiae Monachos et praeceptores Monachorum

*) Annal. Suec. L. II. Part. II. c. 5.

anführt; *) würde diese meine Arbeit ganz überflüssig gemacht haben, wenn sein Verzeichniß vollständig, und in dem, was das Beste an solchen Verzeichnissen überhaupt ist, in Anführung der Schriften, nicht verstümmelt wäre.

*) Libro Paralcip. p. 55.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.